

MAGISCHE
II
GESCHICHTEN

WOLFSSCHWESTER

HERAUSGEGEBEN VON
MARION ZIMMER BRADLEY



F I S C H E R

Wolfsschwester

Magische Geschichten II

Herausgegeben von
Marion Zimmer Bradley

Aus dem Amerikanischen von
Hans J. Schütz

Gescannt von	Karl Napf
Textformatierung	Karl Napf
Korrektur gelesen von	Karl Napf
Erstellungsdatum	2002-07-14

Fischer Taschenbuch Verlag

Marion Zimmer Bradley, 1930 in Albany, New York, geboren, lebt heute mit ihrer Familie in Berkeley, Kalifornien. Internationale Berühmtheit erlangte sie vor allem mit ihren Science-Fiction- und Fantasy-Romanen. Zu ihren berühmtesten Werken zählt die Roman-Trilogie um den König-Artus-Mythos: »Die Nebel von Avalon«, »Die Wälder von Albion« und »Die Herrin von Avalon«.

Wolfsschwester Ähnlich wie im ersten Band »Schwertschwester« (Fischer Taschenbuch Bd. 2701) legt Marion Zimmer Bradley hier eine Sammlung magischer Geschichten vor, in denen Frauen die Hauptrolle spielen und den Männern Schwert und Zauberstab für eine Weile oder für immer aus der Hand genommen haben.

Während im ersten Band das Thema der entehrten Frau, die sich auf unterschiedliche Weise rächt, eine besondere Stellung einnahm, befassen sich in »Wolfsschwester« mehrere Erzählungen mit der »erwählten Jungfrau«, die — allerlei Unholden zum Opfer bestimmt — auf die merkwürdigste Weise ihrem Schicksal entgeht (oder auch nicht).

Für die begeisterten Leser von »Schwertschwester« enthält das Buch auch erfreuliche Wiederbegegnungen mit vertrauten Figuren, zum Beispiel den mutigen Freundinnen Frostblume und Dorn, der listigen Diebin Clea und der schwarzen Amazone Dossouye. Auch diesmal aber nehmen bei aller Hexerei und allem Schwertgeklirr doch die weibliche List und die vielzitierten »Waffen der Frau« den bedeutenderen Platz ein, und auch die leichteren Seiten des Abenteuers kommen nicht zu kurz.

Von Marion Zimmer Bradley sind im Fischer Taschenbuch Verlag erschienen: »Die Nebel von Avalom (Band 8222), »Die Wälder von Albion« (Bd. 12748), »Der Herrin von Avalom (Bd. 14222); »Die Feuer von Troia« (Bd. 10287), »Tochter der Nacht« (Bd. 8350), »Lythande« (Bd. 10943), »Luchsmond« (Bd. 11444); sowie die von ihr herausgegebenen »Magischen Geschichten«:

»Schwertschwester« (Bd. 2701), »Wolfsschwester« (Bd. 2718), »Windschwester« (Bd. 2731), »Traumschwester« (Bd. 2744) und »Zauberschwester« (Bd.)

9- Auflage: November 1998

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main, Dezember 1986

Dieses Buch erschien erstmals in der von

V. C. Harsen herausgegebenen Bibliothek der

Phantastischen Abenteuer.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1985 unter dem Titel

»Sword and Sorceress II« bei Daw Books, Inc., New York

Copyright © by Marion Zimmer Bradley 1985

Für die deutsche Ausgabe:

© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1986

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-22718-6

Inhalt

MARION ZIMMER BRADLEY	Einleitung	5
PHYLLIS ANN KARR	Eine Nacht in zwei Herbergen	7
RACHEL POLLACK	Die Rote Gilde	20
DIANA L. PAXSON	Schattenwald	37
BRUCE D. ARTHURS	Einhornblut	49
C.J.CHERRYH	Land ohne Schatten	62
CHARLES R. SAUNDERS	Shimeneges Maske	68
STEPHEN BURNS	Der schwarze Turm	78
JENNIFER ROBERSON	Die Schöne und der Tiger	89
DEBORAH WHEELER	Feuernetz	99
CHARLES DE LINT	Kalt weht der Wind	115
DANA KRAMER-ROLLS	Das Schwert der Mutter	123
RUSS GARRISON	Hunger	
ELISABETH THOMPSON	Gedanken beim ersten Durchlesen von Bradleys Richtlinien oder Geschichten, die ich auch nicht lesen möchte	136
PAUL REYES	Die Erwählte	138
RICHARD CORWIN	Rote Perlen	145
VERA NAZARIAN	Die Wunde im Mond	154

Einleitung

Nun liegt er also vor – »*Wolfsschwester*«, der zweite Band der Magischen Geschichten, und bereits während der Zusammenstellung dieses Bandes wurde ich in vielen Briefen gefragt, ob es einen dritten Band geben werde.

Die Antwort lautet: es hängt von Ihnen ab, den Lesern. Wenn sich Band Zwei verkauft wie Hot dogs auf einem Baseball-Platz oder Eis am Stiel auf einer Schulfete, wenn der Verlag mit begeisterten Briefen überschwemmt wird – dann vermutlich ja. Wenn der Verkauf mittelmäßig ist – dann vermutlich nein. Wenn Sie also diese Bände mögen und sich mehr davon wünschen, wissen Sie, was Sie zu tun haben: schreiben Sie an den Verlag (nicht an mich — das würde mir zwar schmeicheln, nicht aber den Verlag veranlassen, einen weiteren Band herauszubringen) und teilen Sie ihm mit, wie sehr Ihnen diese Anthologien gefallen. Außerdem könnte es nicht schaden, wenn Sie weitere Exemplare als Geschenke für Ihre Schwestern, Cousinen und Tanten kaufen würden. Eine der wenigen kritischen Bemerkungen, vorgebracht von einem Rezensenten, lautete, das Schwergewicht der »*Schwertschwester*«-Geschichten liege allzu sehr auf der Kämpferin und der Abenteuergeschichte. Wenn wir die Rolle der Frauen in den kriegerischen Künsten einmal außer acht lassen, so ist wahr, daß die Herausgeberin in der Tat eine starke Vorliebe für die Abenteuergeschichte hat und sie jenen Geschichten, die überwiegend innere Handlungen oder Bewußtseinsvorgänge darstellen, vorzieht. Die Erzählliteratur von Frauen im allgemeinen, von Ladies' Home Journal bis *Sue Barton*, *Student Nurse* und den Geschwätzigkeiten von *Barbara Cartland*, bedient überwiegend den Dienstbotengeschmack mit Geschichten, in denen die Heldin einen großen Teil ihrer Zeit damit verbringt, romantisch den Helden und ihre inneren Leidenschaften anzuhimmeln; ihr Leben beginnt erst, wenn sie die Liebe findet. Als ich diese Anthologie begann, beschloß ich, daß sie sich auf Frauen konzentrieren sollte, die etwas taten; sie sollten eigene Abenteuer erleben, anstatt bei den Abenteuern des Mannes die zweite Geige zu spielen. Und dies aus folgendem Grund: wie viele Frauen, die Science Fiction und Fantasy lasen, zu einer Zeit, als die Leserschaft sich noch zu 98 % aus Männern zusammensetzte, stürzte ich mich auf diese Literatur, weil die »Frauenliteratur« mich unendlich langweilte – und es noch immer tut. Ich habe kein Interesse an dem modernen Genre »Frauen-Science Fiction«, das nichts anderes darstellt als »Der perfekte Haushalt« mit ein paar eingestreuten Robotern und Computern. Ich glaube, daß Frauen mehr beanspruchen können als hausbackene oder romantische Romane, die sich auf ihre Rollen als Hausfrauen, Verbraucherinnen und Liebesobjekte konzentrieren, selbst wenn diese Bücher »schmackhafter« zubereitet und mit ein paar futuristischen Zutaten gewürzt sind. Allzu viele Geschichten von »Zauberinnen«, die mir für diese Anthologie geschickt wurden, waren entweder zu hausbacken (Liebestränke auf dem Campus) oder zu »niedlich«: die »Heimchen-am-Herd«-Masche, wie geschaffen für Disney-Bildchen; oder es waren Nacherzählungen von Märchen, ebenfalls im Disney-Stil und derart zuckersüß, daß sie einen angehenden Diabetiker umbringen konnten. Zumindest die Geschichten über Kämpferinnen waren besser gegen die Verniedlichung gefeit. Ein bestimmter Typ von Geschichten scheint regelmäßig wiederzukehren.

Im letzten Jahr erhielt ich viele Geschichten, die man unter das Thema »Vergewaltigung und Vergeltung« stellen könnte, ein Thema, das auf immer neue Weise behandelt wird, weil es im Bewußtsein der Leser als ein Archetypus empfunden wird. In diesem Jahr bekam ich aus irgendeinem Grund (vielleicht handelt es sich dabei um dasselbe Phänomen wie bei dem »Zufall«, daß innerhalb weniger Wochen zwei verschiedene Methoden zur drahtlosen Übertragung von Bildern – wie beim Fernsehen – zum Patent angemeldet wurden) viele Geschichten zum Thema »Auserwählte Jungfrau«. Vielleicht hatte die Beliebtheit des Films *Dragonslayer* damit zu tun, weil er unter anderem von einer Lotterie handelt, mit der in jedem Jahr ein Mädchen als Opfer ausgewählt wird, um den Drachen zufriedenzustellen und die anderen zu retten. Ich fragte mich: ist das feministische Christus-Symbolik... ?

»Es ist angemessen, daß ein Einzelner sich für die gesamte Menschheit opfert.«

Ich denke nicht. In der griechischen Mythologie wurde *Andromeda* vor einem Drachen angekettet, bis der Held Perseus mit dem Gorgonenhaupt vorbeikam und den bösen Drachen zu Stein verwandelte. In der ursprünglichen Version von Strawinskys Ballett *Le sacre du printemps* (den meisten von uns vielleicht besser bekannt durch Disneys *Fantasia*) gibt es einen Tanz der Auserwählten Jungfrauen, in dem das erwählte Opfer sich rituell zu Tode tanzt. Die auserwählten Jungfrauen dieser Geschichten warten indes nicht auf einen Helden, der sie vor ihrem vorbestimmten Schicksal bewahrt. Jede dieser Heldinnen, die ich für Sie ausgewählt habe, verhält sich auf ihre Weise... und jede ist eine Heldin aus ihrem eigenen Recht.

Jede Anthologie muß ein Gleichgewicht zwischen langen und kurzen Geschichten erreichen, zwischen bekannten und unbekannten Autoren und Autorinnen. Im Fall einer Anthologien-Reihe muß ein Gleichgewicht zwischen »wiederholten« und neuen Geschichten gewahrt sein. Ich freue mich, einige der Heldinnen und Figuren aus Band I erneut vorstellen zu können: eine weitere *Dossouye*-Geschichte mit Afrika-Einschlag von Charles Saunders, und ein neues Abenteuer des beliebten Paares *Frostblume/Dorn* von Phyllis Ann Karr waren ein unbedingter Gewinn; und ich war sicher, daß neue Abenteuer von Diana Paxsons *Shanna* und Stephen Burns' kecker Diebin *Clea* unseren Lesern Spaß machen würden.

Bei der Vorbereitung der diesjährigen Anthologie verschickte ich zahlreiche Richtlinien. Es war ein Versuch, dem Berg ausgelaugter, klischeehafter Geschichten, die ich nie mehr sehen wollte, »die Spitze abzubrechen«. Die Reaktion auf diese Richtlinien war, gelinde gesagt, gemischt – ein Autor meinte, es sei notwendig, alle Geschichten zu lesen. Wenn ich auch kaum so weit gehen würde, so hatten die Richtlinien doch zumindest zur Folge, daß ich dieses Jahr nicht drei Dutzend Geschichten über eine starke, unabhängige Frau lesen mußte, die ihr wahres Glück darin findet, sich einem noch stärkeren Mann hinzugeben; außerdem bekam ich nicht mehr als eine oder zwei Geschichten über eine freiwillige Vergewaltigung. (Wer mehr über die Geschichten wissen will, die ich niemals mehr sehen möchte, lese Elizabeth Thompsons Gedanken beim ersten Durchlesen von Bradleys Richtlinien.)

Insgesamt gesehen, waren die eingesandten Geschichten jedenfalls in diesem Jahr besser als die des vergangenen Jahres. Ich habe zumindest dieses Gefühl. Jetzt haben die Leser Gelegenheit, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Marion Zimmer Bradley

PHYLLIS ANN KARR

Phyllis Ann Karrs Geschichten von dem Paar, das so schlecht zusammenpaßt (oder etwa doch?), der Zauberin Frostblume und der Kämpferin Dorn, haben Leser entzückt, seit der erste Roman über die beiden (Frostflower and Thorn) 1980 veröffentlicht wurde. Ein zweiter Roman und eine knappe Handvoll Kurzgeschichten haben die Zauberin und ihre kämpferische Gefährtin im Bewußtsein der Öffentlichkeit lebendig erhalten, und im letzten Jahr eröffnete eine

»Frostblume/ Dorn«-Geschichte den ersten Band dieser Anthologie so erfolgreich, daß ich, sobald ich wußte, daß es einen zweiten Band geben würde, an Phyllis schrieb und sie ganz speziell um eine Geschichte über ihr merkwürdiges Gespann bat, denn für mich ist der Wettstreit zwischen Kämpferin und Zauberin in der Ausübung ihres Handwerks das Element, das »Sword and Sorcery« eigentlich ausmacht.

Viele Autoren haben den Kunstgriff angewendet, ihre Figuren in einer Herberge zwischen zwei Welten anzusiedeln, wo sie Figuren aus anderen Phantasie-Welten begegnen. Jedoch zwei Herbergen? Wenn eine für den Himmel, die andere für die Hölle steht? Und welche steht wofür? Über diese Geschichte läßt sich weniger voraussagen, als diese knappe Zusammenfassung vermuten läßt. – MZB

Eine Nacht in zwei Herbergen

Frostblume brachte schließlich den Ring dazu, ein vertrautes Ufer des träge fließenden alten Flusses Glant bei Sonnenaufgang zu zeigen. Doch als sie hindurchgeschritten waren und der Nebel wich, standen sie knöcheltief im Schnee, unter einem Nachthimmel, in dem drei kleine grüne Monde gegen ein Mosaik ungezählter Sterne auf verlorenem Posten standen.

Von Osten nach Westen – angenommen, die Himmelsrichtungen waren dieselben wie in den Alten Hügeln – war die Schneegrenze nur etwa hundert Schritt breit. Nach Norden und Süden erstreckte sie sich weiter, als man mit bloßem Auge erkennen konnte, und war nur durch eine große Skulptur aus Eis unterbrochen, die sich etwa vierzig Schritt gegen Norden erhob und einem absonderlichen, zweiköpfigen Vogel mit knöchigen Flügeln ähnlich sah. Nahezu genau gegenüber der Statue befanden sich zwei große Gebäude, jeweils eines zu beiden Seiten der Schneelinie. Die meisten, wenn nicht alle Fenster des Hauses auf der Westseite waren erleuchtet, und von dort kam Lärm über das Schneefeld. Das Haus auf der Ostseite erschien aus dieser Entfernung völlig dunkel und still.

Dowl, Frostblumes Hund, winselte und drängte sich eng an die beiden Frauen.

»So weit, so gut«, sagte Dorn, »was ist mit dem Glant passiert?« Die Zauberin breitete mit einer Geste der Ratlosigkeit ihre Arme aus. Ihren linken Arm streckte sie indes nicht zu weit und zu lange aus, denn er trug das Gewicht des Sackes, der Dathrus Folianten enthielt. Dieses Buch war neben dem weißgoldenen Ring und dem hölzernen Anhänger mit Intarsien der einzige ungenießbare Gegenstand, den sie von den Alten Hügeln mitgenommen hatten.

Vor vier Tagen hatte dieser unflätige Dämon Darthu sie aus ihren eigenen Wirrländern weggezaubert und sie in die Welt seiner Alten Hügel versetzt. (Frostblume schien sich in dieser Welt besser zurechtzufinden als Dorn). Darthu hatte ihre Vernichtung oder das Nächstbeste beabsichtigt, doch dank Frostblumes List, Dorns kürzlicher Übungsstunden im Speerwurf und eines glücklichen Zufalls war er selbst tot auf der Strecke geblieben. Da er nun einmal tot war, konnte er nicht mehr erläutern, auf welche Weise er sie in sein Land gezaubert hatte. Also studierte Frostblume sein Buch und seine Gerätschaften, bis sie den Ring handhaben konnte, der nicht viel größer war als Dorns Messer. Sie ließ eine Uferbank des Glant in ihm erscheinen, einen Nebelhauch aufsteigen, der den Fluß und sie selbst einhüllte, und ließ dann den kleinen Reifen zu einer Größe wachsen, die es ihnen erlaubte, ihn wie eine Tür zu durchschreiten, um ihn unmittelbar danach wieder in seiner ursprünglichen Größe in ihrer Hand zu bergen. Drei Tage lang hatte sie, ganz auf sich selbst angewiesen, über einem fremden System von Zauberei gebrütet und bereits so viel herausgefunden! Vermutlich war sie die beste kleine Zauberin, die jemals aus einem Winkel der Wirrlände ans Licht getreten war; warum also sollte sie sich grämen, daß sie mit ihrem ersten Schuß ihr Ziel verfehlt hatte?

»Vergiß es, Frost«, sagte die Kriegerin. »Du kennst meine höllisch scharfe Zunge. Du hast uns heil durch den Ring gebracht, und das ist sehr gut für den ersten Versuch, Nun versuch's noch mal, bevor wir erfrieren.«

Die Zauberin schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Es hat mich sehr müde gemacht. Und ich muß versuchen, herauszufinden, warum ich dieses Mal versagt habe.«

Dorn unterdrückte einen Fluch und fing an zu stampfen, um das Blut in Bewegung zu halten. Sie waren für den Sommer in den Wirrländen gekleidet. Frostblume trug ein schwarzes Gewand, das dünner war, als es aussah, Dorn dünne wollene Hosen und eine Leinen-Tunika, die glücklicherweise lange Ärmel hatte. »Gute Idee«, bemerkte sie. »Wir sollten ein warmes Plätzchen finden, wo du dich niedersetzen und das Rätsel lösen kannst.« Sie wies auf die Gebäude vor ihnen.

»Lichter und Lärm oder Dunkelheit und Stille – welches von beiden?«

Frostblume schaute vom erhellten zum dunklen Gebäude und begann dann geradewegs entlang der Schneegrenze auf die Statue aus Eis zuzugehen. Dorn zuckte die Achseln und folgte ihr, während Dowl ihnen auf den Fersen blieb.

Als sie sich der Statue näherten, erkannte Dorn, daß sie wie ein Paar riesiger Hände geformt war, deren Rücken einander berührten, deren Daumen in entgegengesetzte Richtungen ausgestreckt und deren Finger nach außen gebogen waren. Die Daumen und Dorns Schultern bildeten eine Höhe.

Frostblume fegte Schnee von einer Reihe von Schriftzeichen, die sich über die Schmalseite des westlichen Daumens zogen. Sie waren tief eingedrückt, als seien sie mit heißem Metall eingebrannt. »Etwas Geschriebenes?« riet Dorn.

Frostblume seufzte. »Ich habe außerdem versäumt, dir ein wenig von Dathrus Zauberkraft zu vermitteln, fremde Sprachen zu verstehen.«

»Zur Hölle, Frost! Im Lesen bin ich nicht die Schnellste, noch nicht einmal, wenn es um die Wirrland-Schrift geht! Was bedeuten die Schriftzüge?«

»Scheint ein Wegweiser zu sein.«

Am westlichen Daumen entlangspähend, deutete Frostblume mit dem Kopf auf das erhellte, lärmgefüllte Gebäude. »Das wird die „Herberge zur Geselligkeit“ sein. Und das andere«, fuhr sie fort, ging um den östlichen Daumen herum und fegte den Schnee weg, »ist die „Herberge zur Letzten...“« Sie runzelte die Stirn. »... zur Irgendwas. Da steht noch ein weiteres Wort, aber die Buchstaben scheinen zusammengeschmolzen zu sein oder... o, ich glaube, da hat jemand über dem richtigen Namen ein scheußliches Wort eingebrannt.«

»Welches Wort? O, entschuldige«, bedauerte Dorn ihre Neugier. »Hört sich wie eine Warnung an. Deshalb laß uns gehen und einen Blick in die »Geselligkeit« werfen, bevor uns jemand sieht und uns für verdächtig hält.«

»Warte.« Frostblume ließ ihren Blick noch einmal erst die eine, dann die andere Seite des Schneestreifens entlangwandern. »Ja, ich begreife, was du meinst, Zauberin! Sieht aus wie Flecken von Schnee auf schwarzem Schlamm, rund um die „Geselligkeit“.«

»Und auf der anderen Seite«, sagte Frostblume, »Obstgärten in Blüte und grünende Felder?«

Dorn warf ein paar scheele Blicke in jede Richtung, zuckte die Achseln und blies sich in die Hände. Nach den ersten sechs oder sieben Wundern fing eine gewöhnliche, hartgesottene Kriegerin an, das Handeln höher einzuschätzen als das Wundern...

»Es könnte dieses verdammte grüne Mondlicht auf frisch gefallenem Schnee sein, das nur auf die eine Seite fällt. Löcher in den Wolken müssen ja irgendwo eine Grenzlinie haben. Wie auch immer, in der „Geselligkeit“ scheint's erheblich wärmer zu sein als in der „Zur Irgendwas“ und es scheint dort viel mehr Leute zu geben, die uns unsere Fragen beantworten können.«

»Ja... vielleicht.« Frostblume blickte immer noch zu der stillen Herberge hinüber. »Oder sie könnten auf der hellen Seite allerhand Zauberei bereithalten. Und wäre es nicht sicherer, zuerst dorthin zu gehen, wo weniger Leute sind?«

»Nicht, wenn sie so sind wie dieser kleine Dämon Darthu.«

»Es ist gewiß ein guter Zauber, Dorn, wenn sie ihn für Obstgärten und Gras benutzt haben. Darthu hätte das Land rund um seinen Wohnsitz verwüstet.«

Dorn erriet, was ihre Freundin dachte: Zauberei auf der einen Seite, alle anderen auf der anderen Seite, die gleiche Art von Furcht und Mißtrauen, die es in den Wirrländern gab, und das würde das scheußliche Wort auf dem Daumen erklären, der nach Osten wies. Trotzdem...

»Sieh mal, Frost«, sagte die Kriegerin, »uns aus einer dieser Welten in eine andere zu befördern, ist deine Sorge. Auf uns aufzupassen, wenn wir einmal dort sind – wo immer – das soll meine Sorge sein.«

»Aber... Nun gut, Dorn. Du hast deine Wahl getroffen.« Und nach einem letzten Blick auf die stumme Herberge nahm Frostblume müde ihre Röcke zusammen und wandte sich zur »Herberge zur Geselligkeit«.

In diesem Augenblick sprang deren Tür auf und zwei Kämpfer taumelten über die Schwelle, faßten wieder Fuß und setzten ihren Kampf mit krachenden Schwertern fort. Instinktiv stieß Dorn ihre Freundin hinter die schützende Eisstatue, kauerte sich neben sie und bedeutete ihr, dem Hund mit der Hand das Maul zuzuhalten. Einer der Kämpfenden war ohne Zweifel eine Frau, und sie mußte heimtückisch angegriffen worden sein, während sie sich an- oder auskleidete, denn alles, was sie am Leib trug, war ein unzulängliches Oberteil, eine Art von dreieckigem Lendenschurz mit kaum sichtbaren Hüftbändern und knielange Stiefel. Doch bald sahen sie, daß ihre Bekleidung aus Metall bestand. Wer, zum Teufel, trug Unterwäsche aus Metall? Ein gut gezielter Schlag ihres Gegners konnte dieses Metall tief in ihr Fleisch treiben und sie desto schlimmer verwunden! Selbst im günstigsten Fall hätte sie Glück, wenn sie mit Frostbeulen und Blechschäden davonkäme. Um das Maß der Dummheit voll zu machen, trug sie ihr rotes Haar offen und lang bis zum Ellenbogen, so daß es ihren Kopf und die Oberarme umflatterte und um wehte. Und – die Kriegsgöttin behüte uns! – die Sohlen ihrer Stiefel! Hatte irgendein Witzbold ihr Nägel in die Absätze geschlagen, damit sie das Gleichgewicht verlor? Sie wäre besser dran, wenn sie völlig nackt, kahlköpfig und barfuß kämpfen würde! Ihr Gegner war ein Mann mit nackten Beinen und nackter Brust, doch er trug ein Tierfell um die Schultern und ein Band aus Pelz um die Hüften. Dorn fing an, sich ein wenig von dem Schock zu erholen, den ihr der Anblick männlicher Kämpfer versetzte. Seine Haare waren vernünftigerweise im Nacken zusammengebunden. Er sah kräftig genug aus, um es mit einem Ochsen aufzunehmen. »Du rothaariger Satansbraten!« schrie er. »Du willst es genau so, wie ich es will!«

»Dann komm her, du Ungeheuer!« schrie sie zurück. »Ich lasse keinen Mann in mein Bett, wenn er mich nicht zuerst in einem fairen Kampf besiegt!«

»Sie hat nichts als Stroh im Kopf!« murmelte Dorn.

Frostblume zupfte sie am Ärmel und flüsterte: »Dorn? Du verstehst ihre Worte?«

»Mach dir nichts draus, Frost, sie sind nichtssagend wie...« Plötzlich grinste Dorn.

»Ja! Du hast also die schmutzigen Sprachen in mich hineingezaubert. Das wird helfen...«

»Eingebildete Hexe!« bellte das Ungeheuer.

»Du halb zivilisierter Wilder!« erwiderte der Satansbraten. Sie sprangen vor und zurück, ließen ihre Schwerter zusammenkrachen, schrien, lachten und bewarfen sich mit Schnee.

»...wenn wir irgendeinen vernünftigen Menschen finden, mit dem wir sprechen können«, beendete Dorn ihren Satz. Eine dritte Person erschien in der offenen Tür, ein Mann in einer hellgrünen Tunika und Hosen aus Pelz. Über seiner Stirn erhoben sich zwei kleine Spitzen. Zusammengedrehte Haarlocken, mit Wachs gesteiht, wie Dorn vermutete. »Ehrwürden und Gnädige Frau!« rief er. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wieder hereinzukommen und den Kampf in einem warmen, hellen Gemach fortzusetzen? Es sind zahlreiche Gäste hinzugekommen, die auf den Ausgang Wetten abgeschlossen haben.«

»Nun, rothaariger Satansbraten, was sagst du dazu?«

»Es paßt mir, Ungeheuer, vorausgesetzt, wir bekommen nachher einen Anteil von dem Geld.«

Sie ließen ihre Schwerter sinken und stolzierten Arm in Arm in die Herberge zurück, ein unflätiges Lied singend. Der Gastwirt schloß die Tür hinter ihnen. Dorn seufzte und sprang auf die Füße. Zumindest waren die Leute in der »Geselligkeit« so zivilisiert, daß sie wetteten. Doch darum zu wetten, welcher von zwei Hohlköpfen einen Zweikampf gewann, war das so viel Geschrei wert wie ein Schwertkampf?

»Komm, Frost. Laß uns erst einmal das stille Plätzchen anschauen.«

Die „Herberge zur Letzten...“ war drinnen ebenso schwarz wie draußen. Die Tür führte direkt in einen leeren Speiseraum, wo über einem Tisch an der schwarzen Mauer eine elende Lampe glomm. Weniger war es ihr Licht, als das des Mondes, das durch die Fenster fiel, das sie eine etwa einen Schritt breite Mulde erkennen ließ, die über die halbe Länge des Bodens verlief. Sie war gefüllt mit kalter Asche und verkohltem Holz. Als Dorn darüber hinwegschritt, verspürte sie nicht den geringsten Hauch verbliebener Wärme.

Frostblume wählte den längeren Weg, umging die Mulde und trat zum Tisch mit der Lampe, wo sie sich hinsetzte, ihr Bündel ablegte, und sich ihre Finger an der winzigen Flamme wärmte. Der Hund trottete hinter ihr her und legte sich zu ihren Füßen nieder. Dieses Mal tadelte Dorn den Hund nicht wegen seines Gewinsels. Die Steinfliesen waren kälter als der Schnee draußen und außerdem uneben. Frostblume stemmte ihre Ellenbogen auf den Tisch, und er geriet mit einem Knacken ins Wackeln, das im Raum widerhallte. Dorn fand eine Tür, die zum hinteren Teil des Gebäudes führte. Die Schatten waren so dunkel wie in einem Tunnel, also blieb sie in der Tür stehen und rief: »Hallo! Ist dies ein Gasthaus oder ein gottverlassener Kuhstall?«
»Das ist nicht ganz fair, Dorn«, murmelte die Zauberin. »Zumindest die Luft ist angenehm.«

Das war sie überraschenderweise in der Tat. Die Luft war nicht abgestanden wie in einem verlassenen Hühnerhof, sondern sie roch wie ein Garten im Frühling. Doch das machte sie keinen Deut wärmer, und Dorn hätte den Geruch von gebratenem Fleisch vorgezogen. »Hallo, Wirt! Ist da jemand?« rief sie wieder. »Schon gut, schon gut, verflixt noch mal!« krächzte eine Stimme aus der Dunkelheit. Frostblume schreckte auf, Dorn fuhr hoch, und Dorn trat von der Tür zurück, als der Wirt hereinkam. Er hatte ein bleiches Gesicht, einen kahlen Schädel und knochige Hände. Der übrige Körper war in Kleider gehüllt, die so sehr mit dem Schatten der düsteren Umgebung verschmolzen, daß man eine Weile brauchte, um die Umrisse zu erkennen.
»Kein Grund hereinzuplatzen und ehrlichen Leuten die Ohren vollzudröhnen«, knurrte er. Die Kriegerin sagte mit Nachdruck: »Ist dies eine Herberge oder nicht?«
»Hm«, erwiderte er. »Die Herberge zur Letzten Glückseligkeit«

Dorn hörte ein kurzes Glucksen, blickte sich um und sah, wie ihre Freundin sich krümmte, um ein Lachen zu ersticken. Sie wandte sich wieder dem Wirt zu.
»Und bist du der Wirt oder sein Urgroßvater?«
»Ich bin der Wirt. Warum geht ihr nicht rüber in die Räuberhöhle jenseits der Grenze, wie alle anderen?«
»Vielleicht tun wir's jetzt!« sagte Dorn.
Doch Frostblume stand auf, sah den Wirt an und sagte mit sanfter Stimme:
»Wenn Reisende Ruhe brauchen, wählen sie den Ort, wo es ruhig ist und angenehm hell.«
»Na schön, wenn ihr hierbleiben wollt, wäre es besser, ihr würdet den Frieden und die Ruhe nicht stören. Laßt mich nun eure Güter sehen.«
»Wir sind keine Kaufleute«, sagte Dorn.
»Ich habe nicht gefragt, wovon ihr lebt, und es kümmert mich nicht. Ich wollte sehen, was ihr bei euch habt — Wampun, Geld, Gewürze, Edelsteine, Zaster, Kies, Schotter, was immer ihr benutzt und wie ihr es nennt.«
Dorn griff in ihre Geldbörse, nahm einige Münzen heraus, ließ sie so lange auf dem Handteller liegen, daß er sie mustern konnte, schloß dann die Hand wieder und brachte sie in Sicherheit. Er knurrte. »Diese Münzen kenne ich nicht. Drüben auf der anderen Seite kennt man sich vermutlich gut damit aus. Gut, ich werde sie nehmen, aber drüben würdet ihr wahrscheinlich mehr dafür bekommen.«
»Prächtig!« sagte Dorn. »Drüben findet ein Kampf statt, und vielleicht habe ich noch Zeit, beim Wetten das Dreifache zu gewinnen.«
»Warte«, sagte Frostblume. »Wirt, wo sind wir hier?«
»An der Grenze. Auf der einen Seite liegt Schlackenland, auf der anderen Schimmertal. Schlackenland ist eine verdammte Wildnis, und Schimmertal ist ein Land, wonach das Herz sich sehnt.«
»Ein was?« fragte Dorn.
»Ein Paradies, ein Utopia, eine wunderbare Ernte vor dem Tod, ein Himmel auf Erden«, erwiderte er ungeduldig. »Und Schlackenland ist ein Höllensumpf, ein Inferno, ein Hades auf Erden. Manche

mögen das eine, manche ziehen das andere Land vor. Nun, trifft eure Wahl und laßt mich in Frieden.«

»Ganz recht! Komm, Frostblume.«

»Dorn...«, begann die Zauberin zu sprechen, aber die Kämpferin war schon halb in der Tür und blieb nicht stehen. Dorn holte sie an der Schwelle ein und Frostblume einige Schritte später. Die Leute auf der anderen Seite des Schneestreifens waren in die »Herberge zur Geselligkeit« zurückgekehrt. Die Tür war geschlossen, und die Grenze lag ausgestorben da.

»Er hat uns nicht gesagt, auf welcher Seite der Grenze welches Land liegt«, wandte Frostblume ein.

»Ist das nicht sonnenklar?«

»Ist es das?« fragte die Zauberin. Aber sie folgte ihrer Freundin über das Schneefeld. Dort, wo die zwei Hohlköpfe gekämpft hatten, hätte der Schnee durch und durch zertrampelt sein müssen. Doch ein paar scharfe Windstöße bliesen, und hatten einen großen Teil bereits wieder zugeweht, und auch die Fußstapfen Dorns und Frostblumes waren verschwunden.

Sie betraten die »Herberge zur Geselligkeit« und fanden Licht, Wärme, Gesang, Gelächter und den Duft von gebratenem Fleisch. Die Feuermulde in der Mitte des Bodens strahlte im Licht glühender Kohlen, über denen kräftige, lächelnde junge Kellner Hühner und Fleischbrocken am Spieß drehten. Rings um die Feuerstelle saßen dicht gedrängt fröhliche Männer und Frauen an blanken Holztischen mit soliden Beinen. Andere Kellner eilten zuvorkommend hin und her, brachten Essen, schenkten Getränke aus, wischten die Tischplatten sauber und lasen den Gästen die Wünsche vom Gesicht ab. Farbige Laternen und Blumengirlanden hingen von den kunstvoll geschnitzten Dachbalken herab. Auf einem erhöhten Platz am entfernten Ende des Speiseraumes trugen zwei Balladensänger ein munteres Lied vor. Drei Musikanten begleiteten sie. Einer spielte auf einer reich verzierten Harfe, der zweite bediente Glockenspiel und Trommel und der dritte blies eine Trompete, die wie ein Hirschkopf geformt war. Der Mann mit den Pelzhosen eilte auf die Neuankömmlinge zu, zwei Silberbecher tragend. »Meine Dame!« rief er aus und blickte auf Frostblume, die ihre Nase hinter einer Falte ihres Umhangs verbarg. »Was fehlt Ihnen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nichts. Eine kleine Schwäche.« Dorn erklärte.

»Sie kann den Geruch von gebratenem Fleisch nicht vertragen.«

»Ah, so! Wir verstehen, wir verstehen. Kommen Sie, wir haben besonders belüftete Alkoven für Abstinenzler.« Eifrig nickend überreichte er ihnen die Becher.

Dorn schnupperte an dem ihnen und gab ihn zurück. Es war Wein.

»Ich trinke dieses Zeug nie. Bringen Sie mir etwas, das einem nicht das Hirn vernebelt.«

»Gewiß, selbstverständlich! Ziegenmilch, Kuhmilch, Sirenenmilch, Kefir, Tee, Apfelsaft, Pfirsichsaft...« Indem er die Liste herunterbetete, führte er sie zu einer Reihe erhöhter, halb geschlossener Alkoven an der Innenwand.

In einem dieser kleinen Räume nötigte er sie an einen verschwiegenen Tisch und deutete auf das Schnitzwerk an der Decke. »Die Abzüge sind in den Vogelschnäbeln. Windräder zwischen der Decke und den Bodendielen sorgen für frische Luft von draußen. Unterwegs erwärmt sich die Luft und Filter aus Blütenblättern verleihen ihr einen lieblichen Duft. Wir hoffen, das ist zu Ihrer Zufriedenheit?«

»Sehr zufriedenstellend, vielen Dank.« Frostblume sank in ihren Stuhl, seufzte und nippte an ihrem Wein. Dorn ließ sich neben ihr nieder und klopfte mit dem Schwanz.

»Scheint alles in bester Ordnung«, sagte Dorn. »Was mich betrifft: *ich* esse Fleisch.«

Er blinzelte ihr zu und nickte.

»Wir können das einrichten. Wenn Sie mir nur noch erlauben wollen, Ihren Stuhl ein Stückchen weiter in die Ecke... So! Also: Ziegenmilch, Kuhmilch, Sirenen ...«

»Wasser! Nur gutes, schlichtes Wasser, über Holzkohle gefiltert, wenn möglich. Und einen hübschen großen Krug voll.«

»Einfaches, reines Wasser. Stündlich frisch geschmolzen aus dem saubersten, windgereinigten Schnee. Entspricht das Ihren Wünschen, meine Dame?« Dorn brummte und nickte.

»Und Sie, meine Dame?« Er wandte sich Frostblume zu. »Verzehren Sie Fisch? Milch? Käse?«

Während er eine lange Liste fleischloser Gerichte hervorsprudelte, unter denen Frostblume wählen konnte, betrachtete diese ihn aufmerksam. Sein Körper schien wohlgeformt, und sein Gesicht war hübsch, doch jene Spitzen über seiner Stirn bestanden nicht aus gewachstem Haar. Sie ähnelten eher einem Ziegenbart und sprossen nach allen Seiten aus der Haut. Und schließlich entdeckte sie, daß das Fell seiner »Hosen« seine natürliche Beinbehaarung war, lang, dicht wie ein Bärenfell, seidig und sauber gekämmt. Als sie auf die fröhliche Menge hinunterblickte, bemerkte sie mancherlei Bekleidung, die unmittelbar den Häuten ihrer Träger entsprossen war. Und darunter befanden sich grüne, scharlachrote und blaue ebenso wie braune, orangefarbene, schwarze, weiße und gelbe Haare.

»Gerstenbrot, eine dünne Scheibe«, sagte die Zauberin schließlich. »Und ein paar Rettiche, vielleicht?«

»Es wird alles vor Ihnen stehen, bevor das Lied zu Ende ist, meine Dame.« Abermals nickend, drehte er sich um, doch bevor er vom Alkoven heruntersteigen konnte, ergriff Dorn seinen Arm.

»Nur einen Augenblick«, sagte sie freundlich. »Können Sie uns sagen, wo wir uns befinden?«

Er schenkte ihr ein liebenswürdiges Lächeln, wobei er seine geraden, weißen Zähne entblößte. »Sie befinden sich auf der Grenze zwischen Schimmertal und Schlackenland, meine Damen.«

»Schlackenland ist ein Höllensumpf und Schimmertal ein Himmel auf Erden, nicht wahr?«

»Schimmertal ist ein Utopia, meine Dame, aber Schlackenland ist eher ein Walhall als eine Hölle.«

»Ein was, bitte?«

»Dieses Gebiet hier«, sagte Frostblume sich vorbeugend, »ist doch ein Ort, wo viele verschiedene Welten einander berühren, der Reisende zwischen den Welten anzieht wie ein Magnet?«

Er nickte eifrig.

»Ja, meine Dame. Das haben Sie richtig erkannt. Und ein Walhall, müssen Sie wissen, ist ein Ort, an dem sich gewaltige Krieger und mächtige Zauberer versammeln, wo sie ausgewählt werden, heldenhafte Kämpfe zu bestehen.« Dorn fragte: »Wer wählt sie aus?«

»Die Hohen Oberaufseher. Sie kommen in regelmäßigen Abständen, um die versammelten Helden in ihre Garnisonen zu führen. «

»Das erklärt, warum die andere Herberge da drüben leer ist«, folgerte Dorn. »Die Hohen Oberaufseher müssen gerade aufgeräumt haben.«

»O, ja, meine Dame, das könnte die Erklärung sein! Wenn ich nun gehen dürfte, um...«

»Eines nur noch.« Die Kriegerin schüttete ein paar Münzen aus ihrer Börse auf den Tisch.

»Wird das reichen, um unser Essen zu bezahlen?«

Er studierte das Geld aus dem Wirrland und fischte eine einzelne Münze heraus. »Die reicht für das Abendessen, zwei schöne Betten mit Leinenlaken und Federkissen, und für Ihre Unterhaltung.«

Er zwinkerte Dorn zu. »Und für die Bedienung, kein Trinkgeld. «

Er ging. Dorn lehnte sich mit einem Seufzer der Befriedigung zurück, stemmte ihren Stuhl gegen den Alkovenpfosten und lockerte ihren Gürtel.

»Warum sollte jemand ein Walhall einem Himmel vorziehen«, sagte Frostblume.

Dorn zuckte die Achseln. »Ich habe drüben auf der Schlackenland-Seite keine Seele gesehen. Du etwa?«

»Aber dem widerspricht die Erklärung, daß es deshalb so leer ist, weil die Hohen Oberaufseher die Leute vor ein paar Stunden eingesammelt haben. Ist es nicht so?«

»Also war ein schwachköpfiges Pärchen dort drüben, keifte mit dem blöden Wirt herum, bis die Oberaufseher kamen und die beiden mitnahmen, der Wirt bekam wenig ab, weil beim Reinemachen kaum etwas abfiel, und darum ist er sauer, als hätte man ihm in die Suppe gespuckt.« Frostblume schluckte und nippte wieder an ihrem Wein.

»Was der Kellner erzählte, hört sich so an, als hätten einige Krieger und Zauberer Sehnsucht danach, sich für diese Oberaufseher heldenhafte Schlachten zu liefern.« »Dann sind sie komplett verrückt.«

»Dorn, wir Zauberinnen aus den Wirrlanden glauben, daß wir nach dem Tod weiterhin unsere Künste ausüben. Das ist eine der drei größten Glückseligkeiten unseres Himmels. Aber ich würde es hassen, einen Zaubertrick als Waffe im Kampf zu benutzen!«

»Dann entspanne dich und freue dich, daß du in Sicherheit bist.«

»Aber du bist für den Kampf ausgebildet. Fahren deine Bauernpriester fort, einander in ihrer Wunderbaren Ernte zu überfallen, und ihr Kriegerinnen freut ihr euch darauf, oder seht ihr darin einen Teil eures Glücks nach dem Tod?«

»Nicht, daß ich je davon gehört hätte. Hätte ein Mistkutscher Lust, bis in alle Ewigkeit Mist zu kutschieren?« Der Kellner erschien wieder und brachte Brot, Rettiche, einen Kristallbecher und einen Krug mit klarem Wasser, alles auf einem Silbertablett. Er stellte es in die Mitte des Tisches, füllte den Becher aus dem Krug und stellte ihn mit einer eleganten Bewegung und einem breiten Lächeln vor Dorn nieder. Sie grinste zurück. Er roch angenehm, und eine Frau konnte sich vielleicht sogar an diese niedlichen kleinen Hörner auf seiner Stirn gewöhnen. Ob er für andere Dienste als das Servieren Trinkgeld nahm? »Diese beiden, die draußen kämpften, kurz bevor wir hereinkamen«, sagte sie. »Liefen da nicht Wetten? Wie ist es ausgegangen?«

»Sie sitzen dort unten am dritten Tisch, meine Dame, ruhen sich aus und trinken gemeinsam. Sie haben sich freundlicherweise dazu bereit erklärt, ihren Kampf auf unserer Bühne fortzusetzen, wenn der Vortrag der Balladen beendet ist. Wenn Sie es wünschen, können Sie durch mich eine Wette abschließen. Die »Herberge zur Geselligkeit« verspricht Ihnen eine ehrliche Verwahrung der Einsätze und prompte Auszahlung bei einem garantierten Minimum von sieben zu fünf.«

Dorn hielt Ausschau, bis sie den Satansbraten und das Ungeheuer ausgemacht hatte. Beide tranken heftig. »Ich warte noch und setze erst ganz zum Schluß.«

»Wie Sie wünschen, meine Dame. Die Herberge nimmt Wetten an, bis der dritte Hieb getan worden ist.« Ihr nochmals zuzwinkernd, verschwand er.

»Dorn«, sagte die Zauberin, »das ist eine sehr unerfreuliche Ballade.«

»Was?« Dorn fuhr auf und hörte zu. Irgendein Mann, Gworkin der Große genannt, wurde in der Hitze der Schlacht gerade in Stücke gehauen, auf einem Schlachtfeld, das bereits knöchelhoch mit den verstümmelten Überresten anderer Helden bedeckt war. Da sie den ersten Teil der Geschichte nicht gehört hatte, konnte Dorn nicht sagen, wer wen überfallen hatte, doch der Refrain bestand aus einer Liste toter Heroen, die so rasch gesungen wurde, daß die Namen miteinander verschmolzen, und nur der von Gworkin am Schluß zu verstehen war. Diejenigen Gäste, die der Ballade zuhörten, lachten und klatschten Beifall. Die Sänger holten tief Luft und begannen die nächste Strophe, in der ein neuer Held auftrat, der sich abseits von einer ruhmreichen Schlacht tapfer zerhacken ließ.

»Idiotische Art zu kämpfen«, bemerkte Dorn. »Und verschwenderisch außerdem.« In den Wirrlanden galt es immer, den Sieg mit einem Minimum an Toten und Verstümmelten zu erreichen, denn der Feind von heute konnte im nächsten Jahr der Verbündete sein. »Sie sollten von den Schwachköpfen singen, die hinübergehen zur »Letzten Dummheit«, damit die Hohen Oberaufseher sie einkassieren können.« »Vielleicht.« Frostblume nahm Dathrus Buch heraus. Es war fast so lang wie ihr Unterarm, und hatte in einem Futteral aus abgewetztem Leder gesteckt; doch da die Zauberin sich davor ekelte, es zu berühren, hatte Dorn das Leder abgeschnitten und es bei den friedlichen Alte-Hügel-Leuten gegen einen Wollbeutel getauscht, der denselben Zweck erfüllte.

Während Dorn das Schneewasser in winzigen Schlucken trank und über die Einfalt der überlangen Ballade staunte, grübelte Frostblume über dem Buch, kaute dann und wann einen Bissen Brot oder Rettich, und schüttelte gelegentlich ihren Kopf, als wolle sie Stechmücken verscheuchen. Endlich seufzte die Zauberin, schob das Buch in die Umhüllung zurück und stand auf.

»Dorn, ich...« Sie lächelte. »Dorn, wenn dies eine Wunderbare Ernte ist, dann könnten die Bauernpriester recht haben, wenn sie sagen, daß Zauberei in den Höllensumpf gehört.«

»Was?«

»Ich möchte gern zur »Letzten Dummheit« zurückkehren. Dort wird es zumindest ruhig sein.«

»Oh. In Ordnung, wir werden uns um ein Bett für dich kümmern, und du kannst sogleich nach oben gehen.«

Frostblume schüttelte den Kopf. »Dieser Lärm und Trubel wird im ganzen Gebäude zu hören sein.«

»Die andere Herberge mag vielleicht ruhiger sein, aber es ist dort so sicher wie in Azkors linker Klaue.«

»Da es erst vor kurzem leergefegt wurde, sollte es heute nacht ruhig sein.«

»Ja, vielleicht. Aber ich glaube, wir sollten uns in einem fremden Gebiet nicht trennen.«

»Hier hätten wir doch auch getrennte Schlafzimmer, oder nicht?«

Frostblumes Lächeln konnte nicht harmloser sein. »Er ist ein sehr stattlicher Bursche, Dorn, die Geweihsprossen und alles. Werden uns hundert Schritte durch den Schnee für ein Einzelzimmer denn so sehr voneinander entfernen?«

Dorn zuckte die Achseln und lächelte. »Abgemacht. Schlaf nur nicht überm Studieren ein. Sie könnten sich die Herberge öfter vorknöpfen, als wir denken. Und versuch nicht wieder, durch den Ring zu gehen, um irgendwo ohne mich steckenzubleiben. Dieses Haus hier wird vermutlich vor Morgengrauen zur Ruhe gekommen sein. Warum kommst du nicht zurück, wenn's so weit ist? Oder ich komme rüber und hole dich ab, hast du genügend Geld?«

»Eine Silbermünze und vier andere.«

»Der alte Halsabschneider wird seine Preise mächtig in die Höhe schrauben, besonders wenn du kommst und ihn noch mal aufweckst. «

»Ich will nur an dem Tisch mit der Lampe sitzen und werde ihn nicht wecken. Viel Vergnügen, Dorn.«

»Fröhliches Studieren und angenehme Ruhe, Zauberin.« Frostblume stopfte das Brot und die Rettiche in die Taschen ihres Umhangs, nahm einen letzten Schluck Wein, ließ den Becher auf dem Tisch stehen und ging. Dorn erhob sich und stand unschlüssig da. »Na, lauf schon.« Mit einem angedeuteten Tritt wies Dorn ihm die Richtung. Er blickte sie noch einmal an, drehte sich um und sprang vom Alkoven herunter, um Frostblume zu folgen.

Dorn beobachtete sie, wie sie sich bescheiden ihren Weg bahnten und durch die Tür verschwanden. Sie fühlte sich merkwürdig leer, zog die Schultern hoch, füllte ihren Becher aufs neue mit Schneewasser, lehnte sich zurück, um darüber nachzudenken, wieviel Geld sie verspielen und auf welchen der beiden Kämpfer, die sich gemeinsam um den Verstand tranken, sie setzen sollte. Pelzbein brachte ihr eine Platte mit gebratenem Fleisch, noch dampfend und mit purpurroten und grünen Bröckchen garniert, die sie für gekochtes Gemüse hielt. Ein Ausdruck der Enttäuschung schien sich auf seinem Gesicht zu malen, als er Frostblumes verlassenen Stuhl sah. »Wohin ist deine Gefährtin gegangen?« »Rüber zur anderen Herberge.«

»Warum?« fragte er besorgt. »War sie etwa mit uns nicht zufrieden?«

»Ich war mit dir zufrieden, Hornköpfchen. Bis jetzt jedenfalls. Aber meine Freundin brauchte für ihre Studien etwas mehr Ruhe.«

»Ist sie eine große Zauberin?«

»Eine der größten. Und eine der sanftmütigsten. Sie konnte diese blutige ewiglange Ballade über Krieger nicht ertragen, die in Stücke gehackt werden, ganz zu schweigen von der bevorstehenden Schlacht.«

»Die bevorstehende Schlacht?«

»Der sagenhafte Zweikampf zwischen Satansbraten und Ungeheuer. «

»Ach so!« Sein Gesicht nahm wieder den alten lächelnden Ausdruck an. »Sie werden in wenigen Augenblicken anfangen. Haben Sie sich entschieden, auf welchen Kämpfer Sie setzen wollen?« Nachlässig warf sie ihm zwei Münzen zu. Es war ohnehin gleichgültig. »Auf das Ungeheuer.«

Der Kellner verbeugte sich, lächelte und ließ ihr Geld in einem gelben Beutel verschwinden, den er am Gürtel trug. »Wenn Sie Ihre Meinung ändern wollen, meine Dame, sagen Sie es mir vor dem dritten Hieb.«

»Da ist noch etwas, Weichpelz. Diese Hohen Oberaufseher. Warum ärgern sie sich mit der Schlackenland-Seite herum, wenn sie hier im Schimmerland eine reiche Ernte einfahren können?«

»Schimmerland ist durch einen uralten Zauberbann geschützt.«

»Und die Aufseher sind nicht schlau genug, ihn zu brechen, wie?«

»Wenn sie das jemals täten, würden sie wahrlich einen hohen Preis dafür zahlen und auf eine hübsche Einnahme verzichten, denn Kunden würden danach Schimmertal auf immer meiden.«

»Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sie die »Herberge zur Letzten Glückseligkeit heute nacht noch einmal heimsuchen?«

»O nein, meine Dame! Es ist höchst unwahrscheinlich, daß sie dort heute nacht auftauchen.« Er grinste und klopfte auf seinen gelben Beutel.

»Wenn Sie mir nun gestatten wollen, Ihren Einsatz zu unserem guten Wirt zu bringen?«

»Schön.«

Sie winkte mit der Hand und machte mit dem gekrümmten Finger ein Zeichen, das überall verstanden wurde. »Wir sehen uns nach dem Kampf, Süßer.«

Er winkte ebenfalls, verbeugte sich und ging. Dorn besaß zu dieser Zeit ein fingerlanges Messer zum Schneiden des Fleisches, doch heute abend benötigte sie es nicht. In der Verberge zur Geselligkeit gab es ein Messingbesteck, das in eine seidene Serviette gewickelt und durch einen kleinen Ring am Rand der Platte gesteckt war. Sie hieb ein. Viele der Hohlköpfe an den Tischen im Saal zerschnitten ihre Fleischportion mit ihren Kampfmessern oder packten ganze Fleischbrocken auf einmal und verschlangen sie, als befänden sie sich in der Wildnis. Sie benutzten die Bestecke, um einander damit zu bewerfen oder damit die Tischplatte zu kerben. Betrunkene Idioten! Diesmal hätte Dorn einen Wirt nicht getadelt, wenn er die ganze Bagage rausgeworfen hätte. Der Wirt der »Herberge zur Geselligkeit war vielleicht ein wenig zu nachsichtig. Doch das Fleisch war vorzüglich. Sie hörte erneutes Gebrüll und Gelächter, und als sie herunterblickte, sah sie den Satansbraten und das Ungeheuer auf das Podest springen, ihre Weinbecher noch in den Händen. Sie nahmen drei Schritt voneinander entfernt Aufstellung, hoben die Becher, nahmen jeder einen Schluck und warfen dann ihre Becher einander zu. Geschickt ausgeführt, wäre das ein hübsches Kunststück gewesen, doch weil sie beide zu betrunken waren, den Becher aufzufangen und weiterzutrinken, streiften die Becher bloß ihre Finger und fielen klappernd zu Boden, und alle, die in Reichweite saßen, wurden mit Wein bespritzt. Dorn wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Essen zu.

Die übrige Versammlung brach alle paar Augenblicke in neues Beifallsgeschrei aus. Die ersten Male warf Dorn einen Blick auf die Kämpfenden, doch es war immer nur eine Tölpelhaftigkeit oder unbeholfene Aufschneiderei, die Begeisterung hervorrief, so daß sie jedes Interesse verlor. Sie hätte besser daran getan, ihren Einsatz fürs Würfelspiel zu verwenden. Sie wünschte, einer von beiden würde gewinnen, damit die Balladensänger wieder die Bühne betreten könnten. Diese Gesellschaft war selbst ihr zu rauhbeinig.

Nach alledem waren ein krummer Stuhl an einer kalten Feuerstelle und ein griesgrämiges altes Ledergesicht als einzige Gesellschaft vielleicht doch keine so törichte Wahl...

Plötzlich wurde ihr bewußt, daß neben dem Lärm in der Herberge noch ein anderes Geräusch zu hören war: irgendwo draußen hatte ein tiefes Rollen eingesetzt.

Zuerst hielt sie es für Donner. In einer sternklaren Nacht im Winter? Es war immerhin möglich. Doch es setzte sich zu lange und ohne Unterbrechung fort, und wurde lauter ohne eine Schwankung im Gleichmaß des Rollens. Es hörte sich an wie ein Wagen mit riesigen Rädern.

Niemand sonst schien es bis jetzt gehört zu haben. Alle hatten schwer getrunken, ausgenommen die Kellner, und keiner blickte in ihre Richtung. Überdies hatte keiner von ihnen einen Freund auf der Schlackenland-Seite. Dorn versuchte, die Aufmerksamkeit ihres Freundes mit den pelzigen Beinen und der hornbewehrten Stirn zu erregen.

Er war emsig beschäftigt, Weinbecher zu füllen und sich von den Gästen zwicken zu lassen, weil aber etwa fünfmal mehr Männer als Frauen anwesend waren, war er nicht ganz so in Anspruch

genommen wie die zwei Kellnerinnen. Als Dorn pff, sah er auf, lächelte sie an und fuhr fort, Wein auszuschenken. Inzwischen hatte das Donnern begonnen, die Wände ein wenig erzittern zu lassen, und noch immer achtete keiner der Trunkenbolde darauf. Dorn sprang von ihrem Alkoven herab, bahnte sich einen Weg durch die Tischreihen (ohne die Zurufe oder auf sie gezielten Wurfgeschosse zu beachten, wenn sie jemandem die Sicht versperrte oder auf die Füße trat), erreichte das Pelzbein und packte ihn bei der Schulter.

»Es tut mir sehr leid, meine Dame«, sagte er mit dem gewohnten Lächeln, »aber nach dem dritten Hieb darf man nicht mehr setzen oder Änderungen machen.«

»Vergiß es! Ich will wissen...«

»Was das angeht: wenn der Kampf vorüber ist und die Lichter gelöscht sind.«

Sie verstärkte ihren Griff und schüttelte ihn. »Zum Teufel damit! Was ist das für ein Gepolter?« »Gepolter?«

Sie schüttelte ihn erneut, kurz und heftig. »Dieses Gepolter! Spürst du's nicht in deinen verdammten Füßen? Es sind eure elenden Aufseher, die anrücken, oder?« Er blickte zu Boden und gab mit einem Gemurmels zu, daß es so war.

»Aber die Schimmertal-Seite werden sie verschonen, meine Dame.«

»Halt's Maul, ich hab' eine Freundin in der stinkenden Herberge da drüben!«

Er holte tief Luft und starrte sie mit weit geöffneten Augen an. »Um Gottes willen, ja! Besser, Sie holen sie sofort zurück.« Sie ließ ihn los und bewegte sich auf die Tür zu. Ein Bursche mit grüner Haut und weißen vorstehenden Zähnen versperrte ihr mit seiner mächtigen Gestalt den Weg. Seine Zunge war schwer vom Wein, doch sie meinte verstehen zu können, daß er ihr sagen wollte, ohne ihre Kleider könne sie beinahe zivilisiert aussehen. Er warf seinen Umhang ab – die Ausgeburt hatte vier Arme, von denen drei grapschend auf sie zukamen, während der vierte mit einer merkwürdigen, häßlichen Waffe herumspielte. Sie hatte keine Zeit zu verschwenden. Mit der einen Faust hieb sie ihm in den Bauch, mit der anderen in die Rippen und trat ihm mit dem Fuß in die Waden. Da der Wein in seinem Bauch und die alberne Metallrüstung, die sich in sein Fleisch senkte, anstatt es zu schützen, die Wirkung noch verstärkte, sackte er so schnell zusammen, daß sie kaum rechtzeitig zur Seite springen konnte. Die meisten seiner Zechkumpane sprangen lachend auf und kreischten vor Freude, daß es einen neuen Satansbraten gab, ebenso gut wie der auf der Bühne.

Vier oder fünf große Kerle torkelten auf sie zu, während ein alter Kracher in purpurnem, goldbesetztem Mantel anfang, mit bellender Stimme Wetten anzunehmen. Dorn versuchte einen Trick. Sie zog Schlitzer und Stecher, hielt sie den vordersten Angreifern unter die Nasen und rief: »Aus dem Weg, ihr Schwachköpfe!« »Vier zu eins auf den Großen Murdick!« bellte der Alte.

»Aber wenn sie ihn besiegt, drei zu zwei auf sie gegen Grog, den Wilden.«

Dorn fügte hinzu:

»Azkor soll euch alle zerreißen.«

Der Mann, der am nächsten bei ihr stand – der Große Murdick, wie sie vermutete – trug eine Metallhaube, gekrönt von einer hohen, dünnen Figur, die einem lauernden Vogel ähnlich sah. Da sie annahm, daß es sich nicht um ein schweres Metall handeln konnte, da es ihm sonst das Kinn in den Brustkorb gedrückt hätte, hieb sie mit Schlitzer danach. Das Schwert durchschnitt den Vogel in der Mitte, und als die obere Hälfte zu Boden fiel, zerbröselte sie zu einer fedrigen Substanz. Murdick heulte auf, als habe er eine tödliche Wunde empfangen, und verlor an allem anderen als seinem zerstörten Vogel das Interesse.

»Drei zu zwei für sie gegen Grog!« rief der Buchmacher.

»Erstickt dran, ihr Hurensöhne!« Sie spekulierte darauf, daß diese Männer wenigstens so anständig waren, ihr nicht in den Rücken zu stechen und eilte zur Tür. Ihren Rücken ließen sie unbehelligt, doch sie johlten »Feigling!« und versuchten mit ausgestreckten Beinen, Waffen und Geschirr, das sie ihr in den Weg warfen, sie ins Straucheln zu bringen. Sie war nur noch drei Schritte von der Tür entfernt, als eine braune Säule von der Breite zweier gewöhnlicher Männer sich schwerfällig vor

sie schob, um sie aufzuhalten. Die Oberarme dieses Mannes sahen aus wie zwei große Schinken, und seine Brust, Schultern und Beine waren von entsprechender Größe, und alles, was er um den Bauch trug, war ein riesiges Gehänge von Gold und Edelsteinen. Er hatte keine Waffen; er trat nur so dicht auf sie zu, daß sie das Schwert nicht benutzen konnte und machte Anstalten, sie mit seinen Armen zu umklammern. Sie vermutete, daß er vorhatte, sie gegen sein Edelsteingehänge zu quetschen.

Indem sie ihr Messer mit vier Fingern hielt, hakte sie ihren Daumen in seinen baumelnden Ohrring, zog einmal kräftig daran, und riß ihn aus dem Ohrläppchen heraus. Er schrie auf, krümmte sich vor Schmerz und bedeckte sein Ohr mit den Händen. Sie sprang an ihm vorbei und erreichte die Tür.

Diese klapperte in den Angeln und der Riegel war vorgeschoben. »Ihr verdammten Idioten!« schrie Dorn mit einem Blick zurück. »Das Donnern bedeutet...«

»Wissen wir!« rief der rothaarige Satansbraten von der Bühne zurück. Sie und ihr Ungeheuer hatten ihren Kampf unterbrochen, um das Geschehen im Saal verfolgen zu können. »Warum also, wartest du nicht hier mit uns, Schwertschwester?«

Pelzbein setzte über die Hindernisse, rüttelte am Riegel, bis er nachgab und stieß die Tür auf. »Beeil dich!« mahnte er, und blinzelte ihr zu, als sie an ihm vorbeirannte. Krachend schloß sich die Tür hinter ihr.

Nach der Ursache des Getöses Ausschau haltend, gewahrte sie ein dämonisches Antlitz, das sich auf sie niedersenkte. Es war so hoch wie eine Eiche, breit wie eine Scheune, und schien nur aus feurigen Augen und bleckenden Zähnen zu bestehen.

»Dorn! Dorn! *Dornrose!*« Das war Frostblume, die sie rief, zuletzt bei ihrem Kindernamen. Auch der Hund bellte. Die Kämpferin riß ihren Blick vom Dämon los und entdeckte die Zauberin, die winkend und flehend an der Eisstatue stand. Neben ihr sprang Dowl auf und ab.

Dorn wagte einen neuerlichen Blick auf den Dämon. Dieses Mal erkannte sie, daß sein Gesicht aus Lichtern an der Vorderseite eines gewaltigen Wagens bestand. Er rollte dahin, ohne daß ein Zugtier zu sehen gewesen wäre, doch auf Rädern, die so hoch waren wie ein Ochse, und fast ebenso breit. Ihre Ränder waren weiß, und Schneemassen lösten sich von ihnen, ohne das Vorrücken des Gefährts in der Mitte des Schneestreifens zu hemmen. Es war noch zwei Speerwürfe von der Eishand entfernt. Jeden Augenblick konnte es sich gegen das Schlackenland wenden.

Dorn schwenkte ihr Messer. »Frost! Komm rüber!«

»Hinter dir!« schrie Frostblume zurück.

Dorn wurde gewahr, daß die Tür erzitterte. Sie wirbelte rechtzeitig herum, um zu sehen, wie sie sich erneut öffnete. Sie sprang zurück.

Da standen sie alle, im Eingang zusammengedrängt – der vierarmige grüne, der goldüberkrustete und der Mann mit dem blutigen Ohrläppchen, Murdick mit einem halben vergoldeten Vogel, der lachende Satansbraten, das finstere Ungeheuer und — nicht zu vergessen – die Menge hinter ihnen. Die Kriegsgöttin steh mir bei, dachte Dorn. Da drinnen ist der einzige Platz, wo man vor den Aufsehern sicher ist, und jeder der dort ist, will mir ans Leder!

Sie schwenkten ihre Waffen, und setzten sich mit einem Schrei in Bewegung. Dorn flitzte auf die Eisstatue zu. Als sie den Schneestreifen erreichte, hüllte sie ein plötzlicher Schneesturm ein. Frostblume! Die Zauberin hatte genügend Wind aufgetrieben, um als Schutz einen hübschen kleinen Sturm zu entfachen.

Sie trafen einander ungefähr in der Mitte zwischen der Statue und der „Herberge zur Geselligkeit“

»Gute Arbeit, Frost!«

Dorn überschrie die anderen Geräusche: den Wind, das Wagenrollen und das Geschrei der Krieger, die sich am Rand des Schneestreifens abmühten, wo die Zauberin ihren Schneesturm dreimal so schlimm wüten ließ.

»Laß uns heimlich hinter die Herberge schleichen ...«

»Nein, Dorn!« Die Zauberin versuchte, sie zur „Herberge zur Letzten Glückseligkeit“ zurückzuziehen.

Und mit einem Mal begriff Dorn. »Bei Azkors Krallen! Bei allen Göttern, komm vorwärts!« Unbehindert durch den Schneesturm pflügte sich der Wagen vorwärts und war kaum eine Speerlänge entfernt. Sie zogen sich bis zur Statue zurück und dort, obwohl Dorn es selbst jetzt noch nicht ganz glauben konnte, daß sie sich so hatte irren können, zog sie ihre Freundin mit sich zu Boden. Die gewaltige Hand und die Wand wirbelnden Schnees würden sie, so hoffte sie, vor den Hohen Aufsehern verbergen, wohin diese sich auch bewegen mochten.

Der Wagen näherte sich, bis seine Lichter über sie hinweghuschten. Einige Strahlen durchdrangen die Finger aus Eis, andere fuhren über sie hinweg. Die Schatten von Schneeflocken wirbelten dicht und wild durch die Flecken von rotem und gelbem Licht, und das Rumpeln des Wagens überdröhnte selbst das Geheul des Hundes. Da sie argwöhnte, der Wagen könne die Statue überrollen, spannte sie ihre Beinmuskeln und lockerte den Griff um Frostblumes Arm.

Dann – der Wagen war noch fünf Schritte von ihnen entfernt – schwenkte er zur Seite und rollte auf die „Herberge zur Geselligkeit“ zu.

»Die „Letzte Glückseligkeit“ stand also die ganze Zeit über auf der Schimmertal-Seite«, sinnierte Dorn und warf weitere Späne ins Feuer, das der griesgrämige Wirt sie hatte anzünden lassen.

»Ich hätte früher draufkommen müssen. Es ist die „Geselligkeit“, die den Hohen Aufsehern dazu dient, durch Krieger und Zauberer einen hübschen Gewinn zu machen. Darum sind sie drüben so verflixt zuvorkommend. Den alten Miesepeter hier kümmert es nicht, ob wir gehen oder bleiben, denn außer unserem Geld ist bei uns nichts zu holen.«

»Und unsere Münzen sind ihm fremd«, sagte Frostblume, »obgleich ich glaube, daß er sie in der „Geselligkeit“ umwechseln kann. Aber ich glaube auch, daß die Bewohner dieses Utopia fürchten, ihr wunderbares Land könnte von vielen Leuten überschwemmt werden. Darum haben sie, hier an der Grenze, eine Herberge eingerichtet, aber nur widerwillig, nur für jene, die das Rätsel lösen können.«

»Gastfreundliche Burschen! Ich glaube nicht, daß es mich glücklicher machen würde, mich in Schimmertal niederzulassen, als in Schlackenland für die Aufseher lächerliche Kämpfe auszufechten... Was meinst du, Frost?«

Die Zauberin schüttelte den Kopf. »Nein. Morgen wollen wir noch mal versuchen, nach Hause zu gelangen. Jedoch... all die anderen Leute, Dorn! Wenn wir doch nur früher drauf gekommen wären.«

»Welche anderen? Die Trunkenbolde von heute Nacht?« Dorn schüttelte den Kopf.

»Sie haben es vermutlich gern. Es sollte mich wundern, wenn die Hälfte von ihnen genau wußte, wo sie sich befanden, und die andere Hälfte wäre sowieso geblieben. Flachköpfe! Außerdem schreckt die »Herberge zur Letzten Glückseligkeit die Gäste ab. Bring ein Rudel von diesen Radaubrüdern hierher, und sie machen aus dem schönsten Winkel einen Höllensumpf.«

»Und der Kellner mit den Hörnern und den Pelzbeinen und dem angenehmen Lächeln, Dorn. Tut's dir leid... ?«

»Ein bißchen. Ja. Er hat mir die Tür aufgemacht, zum Schluß...« Dorn verdrängte ihre Gedanken mit einem Kopfschütteln.

»Zur Hölle, ja – er hat die Tür aufgemacht, weil er wollte, daß ich dich rechtzeitig vor den Aufsehern in Sicherheit bringe. Nun ja, er wird den Hals aus der Schlinge gezogen haben, denn als Kellner ist er für die Herberge zu wertvoll. Was mich angeht... Vielleicht habe ich in der nächsten Welt mehr Glück.«

Sie schob die abgenutzte Kanne der „Herberge zur Letzten Glückseligkeit“ nah ans Feuer. Dieses Mal schmolz sie sich ihr Schneewasser selbst.

RACHEL POLLACK

Bei jeder Anthologie wähle ich bei der Sichtung der Geschichten zu einem frühen Zeitpunkt zwei, drei oder vier aus, welche die Auswahl aller anderen beeinflussen; ich nenne sie

»Eckpfeiler«-Geschichten, weil alles, was ich danach aussuche, zu ihnen passen muß. Der erste »Eckpfeiler«, den ich für »Wolfsschwester« fand, war die »Rote Gilde« von Rachel Pollack. So gesehen, ist die »Mördergilden«-Geschichte ein altes Klischee. Am Anfang der Geschichte sagt ein Kunde zu der Mörderin Cori:

»Ich wußte nicht, daß die Gilde...«

»... auch Frauen nimmt?«

»Mädchen.«

»Die Gilde nimmt, was ihr gehört.«

So ist denn diese Geschichte gewissermaßen weniger eine Abenteuergeschichte als ein Rätsel: warum hat die Gilde Cori ausgewählt – und warum gehört sie der Gilde? Selten bin ich von einer Geschichte derart angerührt worden. Rachel Pollack lebt in Amsterdam, ein Beispiel für eine lange Reihe von Autoren, die freiwillig im Ausland leben. Ein kurzer Besuch in den Niederlanden bewies mir, daß man dort gut leben und arbeiten kann – wenn man sich an die leiterartigen Treppen gewöhnen kann, die dort zu den oberen Stockwerken führen. Rachel hat einen

Science-Fiction-Roman geschrieben (The Golden Vanity) und zwei Bücher über den Tarock (»78 Keys to Power«). Außerdem ist sie in einer Anzahl von Anthologien vertreten. – MZB

KACHEL POLLACK

Die Rote Gilde

»Ich möchte deinen Herrn sprechen, bitte.« Nervös von einem Bein aufs andere tretend, stand der Kaufmann in der Türöffnung. Abgesehen von einem ersten raschen Blick auf Cori, vermied er es, sie anzuschauen.

»Hier gibt es keinen Herrn«, sagte sie. »Ich diene nur mir selbst.«

»Wie bitte? O. Ich meine... es tut mir leid.«

Sie bemerkte, wie er zurückwich, als er über seine Schulter auf die verlassene, schmutzige Straße von der Stadt blickte, an der kein anderes Haus stand (mußten sie das eigentlich *alle* tun?). Dann betrachtete er sie von oben bis unten, sah das lange, tiefrote Kleid, das grüne Kopftuch, das ihr Haar verdeckte, dessen Enden sich im Nacken kreuzten und vorn am Hals zusammengebunden waren; er sah ihre langen, (eingliedrigen) Hände, leicht gerötet von der Scheuerarbeit, die sie an diesem Morgen im Haus verrichtet hatte, die kleinen Brüste, den langen, flachen Leib, das zarte Gesicht mit seinen dünnen Lippen, hohen Wangenknochen und großen Augen. »Tut mir leid«, wiederholte er. »Ich habe mich geirrt.« »Das ist Ihre Sache«, erwiderte Cori und hätte um ein Haar die schwere hölzerne Tür zugeschlagen. Indessen fiel ihr ein, wie sehr sie einen Kunden brauchte. »Warum sagen Sie mir nicht, was Sie wollen?« sagte sie.

»Nun...« Der Mann schluckte. »Die Leute, ich meine, die in der Stadt, sie sagten, das heißt, der Gastwirt sagte, so ein kahlköpfiger Mann...«

»Jonni.«

»Ja, richtig. Jonni. Er erzählte mir, daß hier eine...« Er stockte. »... daß hier...«

»... eine Mörderin wohne.«

Bei diesem Wort verschlug es ihm den Atem.

»Ja. Ein Mitglied... ein Mitglied der Roten Gilde. Ja.«

»Ich bin eine Mörderin«, sagte Cori.

Er starrte sie an. Er war ein großer beleibter Mann, dieser Kaufmann in seinem gelben Satinhabit, das mit rosafarbenen und purpurnen Samtstreifen verziert war. Er überragte das schwächliche Mädchen um mehr als Haupteslänge, und wog vermutlich ein gutes Drittel mehr als sie. Er hätte sie, wie es schien, mit einem einzigen Schlag zu Boden strecken können.

»Ich wußte nicht, daß die Gilde...« Wieder versagte ihm die Stimme.

»... auch Frauen aufnimmt?«

Ein Lächeln umspielte seine fleischigen Lippen:

»Mädchen.«

Cori erwiderte sein Lächeln.

»Die Gilde nimmt, was ihr gehört. Bitte, kommen Sie ins Haus.«

Sie führte ihn durch den schmalen Mittelgang ihres Hauses. Ihre schwarzen Hausschuhe glitten lautlos über die Steinfliesen, während er mit seinen verzierten Lederstiefeln unbeholfen Kimer ihr herschlurfte. Sie kamen in einen großen, hohen Raum, durchströmt von Sonnenlicht und einem kühlen Luftzug, der von den großen, vorhanglosen Fenstern kam, die aufs offene Feld blickten. Zahlreiche sonderbare abstrakte Gemälde lehnten an der Wand. Cori hatte gerade versucht, sich darüber klarzuwerden, ob sie eines, das ihr gefiel, aufhängen sollte, als es an der Tür klopfte. Außer den Gemälden befanden sich im Raum nur noch zwei flache rote Kissen zu beiden Seiten einer Messingplatte in der Mitte des Steinfußbodens. Cori ließ sich mit gekreuzten Beinen nieder und hielt ihren Rücken selbst für ihre Begriffe unvernünftig gerade; sie unterdrückte ein Lächeln, als der schwergewichtige Mann sich ächzend auf dem Boden niederließ. »Mein Name ist Morin«, sagte er. »Morin Jay. Kennst du die Stadt Sorai? Am Meer gelegen?« Cori nickte. »Dort lebe ich seit zehn Jahren. Ist ein guter Platz für einen Kaufmann. Der Seehandel bietet viele Möglichkeiten, mußt du wissen. Aber es wohnen nicht zu viele Leute dort. Das ist wichtig für einen Kaufmann.«

»Mr. Morin, warum suchen Sie eine Mörderin?« »Ja, ja, aber erst solltest du den Hintergrund kennen.« Das Sonnenlicht auf seinem Gesicht brachte dessen Blässe zum Vorschein. Cori stellte sich vor, wie er den ganzen Tag über seinen Geschäftsbüchern saß und Angestellte herumkommandierte, die noch blasser waren als er selbst.

»Ich kam nach Sorai mit ausreichend Geld – von meiner Familie. Ich war der dritte Sohn.« »Mr. Morin, zur Sache, bitte.«

»O ja. Also, ich fing mit einer Karawane an – zu Anfang konnte ich mir keine Schiffe leisten. Ich kaufte eine Fracht, und irgendwie segnete der Gelbe Gott meine Kamele, wie man dort sagt, und später meine Schiffe, als ich sie mir leisten konnte, und jetzt befinde ich mich, sagen wir, nicht in einer sicheren, doch zufriedenstellenden Lage, die man weiter verbessern kann. Aber sie ist nicht sicher. Nicht sicher. Das ist der springende Punkt. Ich muß meine Geschäfte erweitern, ich muß darauf achten, daß mein angelegtes Kapital sich ständig umschlägt.« Cori sah eine Reihe von kleinen Geldsäcken vor sich, die Purzelbäume schlugen. »Der Gelbe Gott mag kein Geld, das in Kellern rostet, weißt du.« Cori seufzte. Es schien auf jene Art von Auftrag hinauszulaufen, den jeder Mörder haßte. Man weiß, daß man ihn ablehnen sollte, hofft aber darauf, irgend etwas werde die Annahme doch noch rechtfertigen.

»Ich will sehen, ob ich Ihnen helfen kann. Ein Konkurrent hat sich in Ihre Geschäfte eingemischt, und Ihnen bleibt keine andere Wahl, als ihn aus dem Weg zu räumen.«

»Konkurrent?« sagte er. »Beim Gott meines Vaters, glaubst du, ich würde...« Er schluckte. »Nein, es ist ganz anders. Es ist kein Konkurrent. Es ist ein Drachen.«

Gegen ihren Willen riß Cori die Augen weit auf. Drachen mochten einmal den Himmel verdunkelt haben, aber das war lange her, bevor der Gesichtslose Gott die meisten seiner Knechte mit sich genommen hatte in die Welt des Rauchs. Die letzte Drachentötung, von der Cori mit Bestimmtheit wußte, hatte gut zwanzig Jahre vor ihrem Eintritt in die Gilde stattgefunden. Sie sah ein schuppiges Ungetüm ausgestreckt vor sich liegen, dem ihr Zeichen in den Bauch gebrannt war, stellte sich die Reihe von Gildemitgliedern vor, die ihren Namen riefen, während sie ungerührt in die Große Halie von Kristallstadt schritt, um, wie es Vorschrift war, ihre Tötung zu melden.

Morin Jays Seufzen brachte sie in die Wirklichkeit zurück. »Tut mir leid. Ich hätte wissen müssen, daß so was zu... zu schwierig ist für ein Mädchen.« Er stemmte sich hoch. Coris Griff hielt ihn fest wie eine Papierpuppe. »Bitte, fahren Sie fort, Mr. Morin«, sagte sie und drückte ihn wieder auf seinen Sitz.

»Gibt's da noch etwas? Sehen Sie, Miss...«

»Coriia. Nicht „Miss“. Mörderinnen sind alle Titel verboten.«

»Also, Coriia. Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen, wirklich nicht. Gott weiß, daß ich ein Mitglied der Gilde nicht ärgern würde, selbst...«

»Selbst ein Mädchen, ja. Machen Sie sich keine Sorgen, Mr. Morin, Mörderinnen werden nie ärgerlich.«

»Aber wirklich, eine solche Sache...« Er fuchtelte mit den Händen herum. »Ein Drachen!«

»Glauben Sie, die Gilde würde mir vertrauen, wenn ich nicht mit allen Aufträgen, die ich übernehme, fertigwürde?« Schweiß rann ihm über die Wangen. »Ich weiß wirklich nicht, ob Sie das Vertrauen der Gilde genießen. Vielleicht hat der Gastwirt sich einen Scherz mit mir erlaubt.«

Eine schnelle Bewegung von Daumen und Zeigefinger zog das Kopftuch beiseite, das Coriias Kopf und Hals verhüllte. Morin Jays Augen sahen zuerst das rote Haar, das kürzer geschoren war, als es ein normales Mädchen zugelassen hätte; und dann wanderten sie hinunter zur Halsgrube, wo das Zeichen leuchtete, rot und hell wie eine frische Wunde. Ein Spiralenkreuz, dessen Arme im Uhrzeigersinn gewunden waren. Während der Kaufmann es anstarrte, schien das Zeichen sich zu drehen wie das Sonnenrad eines Meditierenden.

»Mr. Morin«, sagte Cori, ihre Stimme nur so weit hebend, um Gehorsam zu erzwingen, »das Messer, das Sie in Ihrer Tasche verstecken. Werfen Sie's nach mir!«

Morin fragte nicht, woher sie gewußt hatte, daß er die mit Edelsteinen besetzte Klinge bei sich trug. Er starrte weiterhin auf das Zeichen, während er in seiner Tasche nach dem Messer suchte, es fand und mit größerer Wucht und Genauigkeit, als Cori erwartet hatte, gegen ihre Kehle schleuderte. Ihr rechtes Handgelenk schnappte zu; das Kopftuch mit seiner Einlage aus »Diamant-Metall«, das in die äußere Gewebeschicht eingenäht war, blitzte auf; die zwei Hälften des Messers klatschten gegen die Wand. »Bin ich eine Mörderin?« fragte sie.

Er überraschte sie wiederum. Schwitzend flüsterte er:

»Man braucht mehr als eine schnelle Hand und ein gepanzertes Kopftuch, um einen Drachen zu töten.«

»Ja«, erwiderte sie. »Ja, das stimmt.«

Wieder begann das Zeichen sich zu drehen, dieses Mal langsam, und als der Kaufmann hinstarrte, wurde sein Gesicht schlaff er begann zu stöhnen. Cori wußte, was er sah: das Zeichen wuchs und füllte den Raum aus. Er selbst schrumpfte zu einem Punkt zusammen, das winzigste Stäubchen gegen eine Wolke. Dunkelheit durchströmte ihn, ein Einbruch äußerster Kälte, die das Blut das seinen Körper durchfloß, ins Stocken brachte. Cori kannte dieses Gefühl. Ihr Lehrer hatte es damals angewendet, um sie zurückzuholen, als sie der Gilde entfliehen wollte. Morin Jay würde es vorkommen, als genügte das kleinste Geräusch, ein Hauch nur, das Kratzen eines Fingernagels auf einem Schenkel, um ihn wie eine gefrorene Blase zerspellen zu lassen.

Es hörte jäh auf. Er saß wieder auf einem dünnen Kissen, einem jungen Mädchen gegenüber, dessen Gesicht so unschuldig war wie der Frühling, und dessen Hals und Kopf von einem feinen grünen Tuch verhüllt waren. Sie nickte und kämpfte gegen ein Lächeln, das sich in ihren Mundwinkeln einnisten wollte. »Erzählen Sie mir von Ihrem Drachen«, sagte sie.

Sie reisten getrennt nach Sorai. Morin Jay in der Kutsche über die Küstenstraße, Gori zu Fuß, getrieben vom »ungewollten Schritt«. Irgend jemand, kein Mitglied der Gilde, hatte über diesen Schritt einmal geschrieben, er beziehe seine Kraft aus der Erde. Davon konnte nicht die Rede sein. Statt dessen ließ sie die Erde in sich einströmen und sich von ihr vorwärtstreiben, wie eine Hand, die eine Marionette bewegt. Es war ein wohltuendes Gefühl: das Muskelspiel, das Geräusch ihrer Schuhe auf der lockeren Erde und dem Fels der flachen Hügel, die zum Meer hinabfielen, die Wechsel von Licht und Temperatur, als graue Meereswolken sich vor die Sonne schoben, der kräftige Geruch des späten Frühlings. Als Cori den Schritt erlernte, war dazu eine Gedankenleere erforderlich gewesen. Nun beherrschte sie den weiteren Kunstgriff, die Gedanken ohne einen lenkenden Willen kreisen zu lassen. Wie von selbst stiegen Erinnerungen in ihr auf. Das Meer und die Zeit nach ihrem ersten Mord, als sie während eines Sturms hinausgeschwommen war, in der Hoffnung zu ertrinken, und doch nur erfahren hatte, daß ihre Lebensgier stärker war als ihre Scham oder das Entsetzen über sich selbst und das, was sie getan hatte. Die Gilden-Halle in der Hauptstadt, mit ihren steifen, braunen Stühlen und dem wunderbaren Wein. Und Sorai mit dem Auf und Ab seiner Straßen und seinen weiß getünchten Häusern. Sie dachte auch an Morin Jays sonderbaren Feind. Das Haus, das Morin sich außerhalb von Sorai gekauft hatte, lag auf einem Gelände, auf dem sich auch, ein wenig landeinwärts, die Überreste eines alten Schlosses oder einer befestigten Stadt befanden. Niemand wußte etwas Genaues über seinen Namen oder Zweck, außer, daß die seltsame Architektur, die merkwürdig geformten und bemalten Steine, vielleicht auf die alte Behausung eines Zauberers hindeuteten. Sehr alt. Harmlos. Unbewohnt, so lange man denken konnte. So hieß es.

Dort hatte Morin drei Jahre gewohnt und den Aufbau seines Geschäftes betrieben, als eines Nachts, während er von seinem Kontor aus beobachtete, wie eine kleine Flotte seiner Schiffe an seinem Haus vorbei zu den Piers von Sorai segelte, ein wildes, rauschendes Geräusch zu hören war. Einen Augenblick darauf sah er, ebenso entsetzt wie verblüfft, wie ein Drachen, eine geflügelte Kreatur, größer als jedes seiner Schiffe (Cori zog eine durch Furcht bedingte beträchtliche Vergrößerung in Betracht), über seine Flotte herfiel, das Flaggschiff zerschmetterte und die Masten der anderen knickte, so daß eines von ihnen sank und die anderen zwei mit knapper Not den Hafen erreichten.

Wie durch ein Wunder kam niemand ums Leben, aber die Hälfte der Fracht versank im Meer. Im Lauf der nächsten beiden Jahre griff der Drachen noch drei weitere Male an; die letzten zwei Angriffe fanden freilich im Abstand von nur zwei Wochen statt. Die Überfälle erfolgten jeweils nach demselben Muster: Schiffe, Karawanen und Lagerhäuser wurden zerstört, doch nie kamen Männer oder Frauen zu Schaden, die dort beschäftigt waren. Morin Jay selbst war das Ziel, obgleich das Untier niemals auf ihn oder sein Haus losging. Von einem überschätzten Zauberer hatte der Kaufmann erfahren, daß der Drachen offensichtlich in der alten Ruinenstadt hauste, vielleicht als eine Art Wächter für die lange Verstorbenen. Irgendwie hatte Morin seinen Zorn hervorgerufen, möglicherweise durch seine bloße Anwesenheit, und einzig der Tod des Drachen konnte ihn erlösen. Ein Umzug, sagte der Zauberer, würde nichts bewirken. Wütende Drachen änderten ihre Meinung nie. Nach zwei fehlgeschlagenen Versuchen, das Untier zu töten, gab der Zauberer zu, daß der Zauberbann, der die Ruinen beschirmte, über seinen Horizont ging. Eine Art von Zauber, die aus der Mode gekommen war. Als er sein Honorar einstrich – Morin Jay hatte den Preis zu drücken versucht, aber ein rachsüchtiger Dämon ist schließlich Ärger genug – hatte der Zauberer Morin einen letzten Rat gegeben: wenn du jemanden aus dem Weg räumen willst – heuere einen Spezialisten an.

Cori schlief eine Nacht im Freien, ausgestreckt auf einem Felsen. Es war nicht notwendig, irgendwo Unterschlupf zu suchen. Sie wußte, daß es nicht regnen würde – die Erde hatte es ihr »gesagt« – und selbst im Schlaf waren die Reflexe einer Mörderin dem Angriff eines wilden Tieres oder Banditen überlegen. Am folgenden Abend kam sie in Sorai an, nur fünf Stunden nachdem Morin Jays Kutsche die Stadtmitte erreicht hatte.

Cori war vorher zweimal in Sorai gewesen und hatte es jedesmal reizend gefunden: seine wie Treppen angelegten Straßen, seine Edelsteinmärkte unter freiem Himmel, die Händler und Diebe über Hunderte von Meilen anlockten, die wandernden Scharen singender Kinder (die Hälfte davon waren Taschendiebe) und das schwere, schwarze Bier. Doch in jenen Tagen war sie verkleidet dort gewesen, zuerst als Freier Kurier und dann als Aristokrat, der das gemeine Volk beobachtete. Dieses Mal, als Cori auf dem Platz in der Stadtmitte stand, dessen Marktstände leer und geschlossen waren, und wo nur die Reihen merkwürdiger Standbilder stumm die Eingänge zu den Gildenhäusern schmückten, dieses Mal trug sie ihre »Berufskleidung«: schwarze, hohe Gamaschen, weiche Lederschuhe (wie das Kopftuch von einem Streifen Diamant-Metall gesäumt), eine dunkelgrüne Tunika mit einem kleinen roten Lederbeutel, der um ihren Leib gewunden war und das Tuch, das ihr Zeichen verdeckte. Eine wahrlich schlichte Kostümierung; doch eine, die sogleich Aufmerksamkeit erregte. Überall geriet das Treiben ins Stocken. Einige Leute starrten sie an, andere flitzten in die Gildehäuser (was würden sie sagen, fragte sie sich, wenn *ihre* Gilde darum nachgesucht hätte, hier ein Haus zu eröffnen). Zwei halbwüchsige Jungen schoben sich nach vorn, wobei sie sich gegenseitig aus den Augenwinkeln beobachteten, als ob jeder hoffe, der andere werde zuerst stehenbleiben. Cori kreuzte die Arme und blickte sie durchdringend an, und beide rannten zur Reihe der Erwachsenen zurück, die sich an die Hauswände preßten.

Irgendwo in der Menge sagte ein Kind: »Mama, warum gucken die Leute so? Ich will es sehen.« Die Mutter schlug dem Kind mit der Hand auf den Mund und erdrückte es beinahe, als es darauf zu weinen begann. Cori konnte sehen, wie die Frau zu einer Gasse hinüberstarrte, die vom Platz wegführte. »Du, laß das Kind zufrieden«, rief Cori. »Ich werde es nicht fressen.« Mit einem Schluchzen griff die Mutter nach dem jammernden Kind und lief zur Gasse.

Ein Mann rief: »Geh dahin zurück, wo du hingehörst.«

Cori zuckte die Achseln. *Wo, zum Henker, sollte das sein?* Sie blickte sich auf dem Platz um. Auf der einen Seite erleuchtete die untergehende Sonne die goldenen Tafeln der verschiedenen Gilden. Alles andere lag im Schatten. In ihrer Nähe entdeckte sie die Tische und Stühle eines Straßencafes. Es war, wie sie wußte, nach Marktschluß gewöhnlich überfüllt. Die Leute lachten und tranken, die Kaufleute prahlten mit ihren Verkäufen, die Künstler zeichneten die Statuen oder die Menge, die Taschendiebe klebten mit einem Auge an ihren Opfern, mit dem anderen an den Kellnern, die zugleich die Marktpolizei darstellten. Nun waren die Stühle unbesetzt und die Tische leer, bis auf

ein paar Getränke, die man stehengelassen hatte. Cori ging hinüber und setzte sich. Eine Augenbraue hochziehend blickte sie auf die stämmigen Kellner, die sich in einer Reihe im Eingang des Cafes aufgestellt hatten. »Ihr habt einen Gast«, sagte sie zu ihnen. »Warum fragt ihr nicht, was er will?«

»Wir bedienen keine Mörder«, sagte einer von ihnen. Cori lächelte ihn an. »Du hast mich im letzten Winter ziemlich aufmerksam bedient, als ich anders gekleidet herkam. Wenn ich mich recht entsinne – ja, warst du nicht derjenige, der mir vorschlug, *ich* könne *ihn* unten an der Hafenmauer bedienen?« Ein paar Leute lachten; einige andere schlossen sich an, als der Kellner herausplatzte: »Das ist eine Lüge. Ich habe sie in meinem Leben noch nicht gesehen!«

Ein älterer Kellner schlug ihm auf den Rücken. »Vergiß es, Jom«, sagte er. »Du hast es bei so vielen versucht, daß es nicht darauf ankommt, ob vielleicht eine Mörderin darunter war.«

Er ging zu Cori. »Was kann ich Ihnen bringen?« fragte er. »Bier. Einen großen Krug. Und Freibier für jeden, der mit mir trinken will.« Ein vorsichtiges Angebot, doch niemand setzte sich.

Cori trank ihr Bier, während die Menge sich allmählich beruhigte. Sie sah, wie die Leute sich davonschlichen und dachte darüber nach, warum sich das nie änderte. In den größeren Städten zeigten die Leute vielleicht ein bißchen mehr Klugheit, aber hinter jedem gelangweilten Blick lag derselbe Gedanke, war von jedem erschreckten Gesicht offen abzulesen: sie ist *meinetwegen* gekommen, jemand hat sie gedungen, um *mich* zu töten.

Die meisten Leute waren gegangen, als ein Junge einen Stein nach ihr warf. Cori fing ihn mit einer Hand auf, während sie mit der anderen ihren Bierkrug hielt und trank. Als die Wut in ihr hochschuß, hatte sie sich halb erhoben und die Muskeln gespannt. Langsam ließ sie sich wieder auf ihrem Stuhl nieder. *Idiotin*, schalt sie sich, *du bist wegen eines Drachens hergekommen. Willst du dir den Appetit an so einem Flegel verderben?* Sie schüttelte sich leicht, warf ein paar Münzen auf den Tisch und verließ den Platz.

Obwohl Cori erst am nächsten Morgen mit Morin Jay verabredet war, hatte sie wenig Lust, sich angstschlotternden Wirten aufzudrängen. Sie schlug die Richtung zur Seemauer ein, noch immer vom Zorn aufgewühlt, zu dem sie sich hatte hinreißen lassen. Wut – etwas Schlimmeres konnte einer Mörderin nicht passieren. Wut stellte all die Jahre in Frage, in denen sie geübt und immer wieder geübt und gelernt hatte, die Begierde zu beherrschen und nicht eher freizugeben, bis sie das richtige Ziel gefunden hatte. Wenn sie die Begierde bei der geringsten Beleidigung ausbrechen ließ, dann verdiente sie das, was diese aufgeblasenen Narren ihr wünschten. *Vielleicht verdiene ich es auf jeden Fall*, dachte sie. *Vielleicht verdienen wir es alle.* »Wähle dir ein passendes Ziel.« Was gab ihr das Recht? Die Notwendigkeit? Sie seufzte. Und war ein Drache eine bessere Wahl als ein Junge?

Im Inneren der Mauer stieg sie eine Steintreppe hinauf, und blieb einen Augenblick stehen, um durch die Gitterstäbe in eine Zelle hineinzublicken. Die Mauer, die viele hundert Meilen an der Küste entlangführte, um die verschiedenen Städte und Provinzen vor Stürmen und Piraten zu schützen, beherbergte Katakomben von Zellen. Die Gefangene in der kleinen Einzelzelle blickte neugierig in das Gesicht, das sie anstarrte. Entweder sie konnte sich keinen Vers darauf machen, wer Cori war, oder es kümmerte sie nicht, denn kurz darauf sank sie wieder auf ihre Pritsche zurück, die Ellbogen auf ihre Knie gestützt.

Am Ende der Treppe angekommen, trat Cori auf die breite, grasbewachsene Mauerkrone hinaus. Zur Rechten sandte ein einsamer Wachtposten sein gelbes Zaubерlicht übers Meer. Cori ging ein paar hundert Schritte nach links und ließ sich nieder. Das Meer schlug unruhig gegen die schräge Mauer. Wie jemand, der versucht, durchzubrechen, dachte sie. Innerhalb von Minuten hatte die kalte Gischt sie bedeckt und durchdrang sogleich ihre Kleider. Sie achtete nicht darauf; mit zusammengekniffenen Augen beobachtete sie die Wellen, ihre Hände um die Knie geschlungen, und erinnerte sich mit einem Mal der Zeit, als sie eine Meile unter Wasser geschwommen war, um den Boden eines Geisterschiffes aufzuschlitzen. Wie wunderbar war das gewesen! Die Begierde zu

töten hatte sich mit solcher Gewalt entladen, daß die dröhnenden Eisschollen in ihrem Inneren verdampften. Sie erinnerte sich, wie sie, halb schwimmend, halb treibend, zurück ans Ufer gelangt war. So leer. So leicht. Und sie erinnerte sich an die Hochrufe der Dorfbewohner, die sie aus dem Wasser gehoben und in Felldecken gehüllt hatten.

Welch ein Unterschied zu Sorai. Wirklich? Sie hatte eine Arbeit für sie verrichtet. Wie würden sie Cori jetzt begrüßen, wenn sie jemals zu einem Besuch zurückkam?

Sie dachte an Laani, die in jener ersten Nacht in der Gilden-Halle mit ihr gesprochen hatte. Sie war gerade angekommen, schmutzig und hysterisch und jedesmal, wenn jemand sich ihr näherte, aufschreiend. Erst sehr viel später begriff sie, wie sehr ihre Wut und Furcht jeden erschreckt hatten, der dort saß. Dann verlangte sie nach ihrer Mutter, das war alles, was sie wußte. Laani, nicht viel älter als Cori, hatte es fertiggebracht, Coris fuchtelnde Arme zu bändigen und die um sich schlagenden Beine zwischen ihre Knie zu pressen. »Vergiß deine Eltern«, hatte sie Cori das eine um das andere Mal gesagt. »Wir sind nun deine Familie. Niemand außer uns. Niemand.« Ohne zu denken, begann Cori ihren Atem dem Wiegen des Wellenschlages anzupassen, folgte sie dem Rhythmus des Mondes, der unberührt war von dem windgepeitschten Toben. Ihr Leib schwang hin und her, als sie die Augen schloß und das dunkle Wasser einsog, und mit ihrem Atem alle Erinnerungen an Morde und Einsamkeit entweichen ließ. Ein und aus, steigend und fallend. Und sie blieb geöffnet wie die Papierblumen in Kristallstadt, sie konnte das Meer einströmen und sich forttragen lassen, bis es nichts anderes mehr gab als die Wellen, die ewig sich hoben und erstarben.

Mit einem scharfen Schrei riß Cori sich aus dem Bann. Sie stand auf und rieb sich ihre Arme. Was war mit ihr los? Zuerst vergeudete sie beinahe ihre Kraft an einen harmlosen Flegel, jetzt war sie nahe daran gewesen, die Begierde ins Meer verströmen zu lassen. War sie eingeschüchtert? Vom Drachen? Vielleicht war sie bloß müde und der ganzen Sache überdrüssig. Sie begann auf der schlammigen Straße zu marschieren, welche die Krone der Mauer bildete. Was wäre geschehen, wenn sie sich so hatte hinreißen lassen? Wo die Begierde so hoch aufloderte? Vermutlich hätte sie die Stadt in Brand gesetzt. Das hätten sie verdient, dachte sie bitter. Wieder kam die Erinnerung. Zusammengekauert in einer Ecke auf dem Steinfußboden in der Küche ihrer Eltern – ihr Kleid zerrissen, verspritztes Blut – ihre Ohren gepeinigt vom würgenden Schluchzen der Mutter, dem Stöhnen und Winseln des Vaters, den Rufen von Ranns Vater und Brüdern und vom Pöbel, der Steine gegen die Mauern und die geschlossenen hölzernen Fensterläden schleuderte. Und dann die Stille. Sie begann außerhalb des Hauses, und breitete sich nach innen aus, ließ sogar ihre Mutter verstummen. Und dann erschienen *sie* in der Türöffnung, drei waren es, wie es schien, weder Männer noch Frauen trotz ihrer enganliegenden Tuniken. Waffenlos, stumm, so führten sie Cori durch die aufgebrachte Menge, und sogar Ranns Vater wagte es nicht, den Stein zu Werfen, den er so fest mit der Hand umklammerte. »Jetzt sind wir deine Familie. Niemand außer uns.«

»Rann«, sagte Cori leise und spähte mit zusammengekniffenen Augen in die feuchte Nacht, als würde das Meer ihr seinen verbrannten Körper zuwerfen. Sie ging wieder weiter, als sie einen weiteren Wachtposten erblickte. Ich will dem armen Jungen keinen Schreck einjagen, dachte sie. Durchnäßt, wie sie war, legte sie sich auf der Straße nieder. *Mutter Erde*, dachte sie, *wann wirst du mich loslassen?*

II

Morin Jay wohnte in einem betürmten Haus mit sehr vielen Zimmern. Ein Diener empfing sie an der Tür. Trotz seines blusigen Kittels und seiner Pumphosen, der Kleidung eines Hrelltan aus dem Mittelstand, verriet sein Akzent, daß der Mann aus dieser Gegend stammte. Er führte sie über einen langen Flur in einen großen Raum, der auf das Meer blickte. Cori betrachtete die Gemälde in ihren Goldrahmen (gewiß wertvoll, doch sie hätte sie nie aufgehängt), den langen Tisch, bedeckt mit den Symbolen des Gelben Gottes, den eleganten, goldenen und roten kleinen Teppich vor dem Tisch und dachte, daß der Gott Morin Jay mehr begünstigt hatte, als dieser es gern zugab.

Der Kaufmann erhob sich, ihr höflich die Hand entgegenstreckend, doch als Cori sich nicht rührte, ließ er sie fallen. Er bot ihr ein Zimmer in seinem Haus an; sie sagte, sie ziehe es vor, auf dem Fußboden zu nächtigen. Er schlug zögernd vor, man könne zu Abend essen; sie schlug vor, einen Blick auf die Ruinen zu werfen. Offenbar erleichtert, daß er sie nicht zu unterhalten brauchte, entließ Morin seinen Diener (der noch erleichteter war) und geleitete sie aus dem Haus.

Die frühere Stadt (oder Schloß oder verzaubertes Gelände) des Drachens bedeckte die flache Kuppe eines Hügels, der ein wenig höher lag als der von Morins Haus. Obgleich die gewundene Straße, die hinaufführte, nicht steil war, hatte Cori bald zu kämpfen und geriet beinahe ebenso außer Atem wie Morin Jay, der bei jedem Schritt nach Luft schnappte. Eine Zutritts-Schranke, dachte sie, früher vermutlich sehr stark. Doch als sie versuchte, die Schranke zu durchbrechen und ihre Nerven in der Erde zu verankern, entdeckte sie eine völlig andersartige Schranke. Zum ersten Mal seit Jahren gelang es ihr nicht, ihre Gedanken durch den Pfad in den Felsen zu versenken, jene unerschöpfliche Quelle der Kraft. Sie konnte eine Art Fieber spüren, eine Schwäche in der Erde selbst.

»Etwas nicht in Ordnung?« flüsterte Morin. »Sollen wir umkehren?«

»Still!« Panik ergriff sie wie ein Kind, das seine Mutter nicht finden kann. Panik und ein ungestümer Drang, ihren Ellenbogen in Morin Jays Gesicht zu rammen, und seinen Bauch mit ihren scharfen, harten Fingernägeln aufzuschlitzen. Ruhe, befahl sie sich. Die Erinnerung daran, was die Gilde mit Jakob gemacht hatte, dem »Kunden-Mörder«, half ihr, die Spannung von ihren Augen und ihrem Mund abzuschütteln, und dann die Ruhe in sich einströmen zu lassen bis zu den Zehen und Fingern.

»Weiter«, sagte sie und schritt den Hügel hinauf. Morin keuchte ihr nach.

Ruinen wie diese hatte Cori noch nie gesehen. Das Gebäude oder die Gebäude mußten aus einer Art künstlichem Felsen errichtet worden sein, wenn es etwas Ähnliches gab, denn sie kannte keinen Steinmetzen, der Stein so zu bearbeiten verstand, daß sich solche eleganten Spiralen oder feinen und regelmäßigen Spitzen ergaben. Es gab auch niemanden, der Steinen solche lebendigen und zarten Farben verleihen konnte. Es gab überall Steintrümmer, kleine Steine und ungeformte Stücke von zerklüftetem »Fels«, einige so groß und massig wie ein schlafendes Pferd. Cori hob ein paar kleine Stücke auf. Sie fühlten sich kalt an, waren glatter als ihr körniges Aussehen vermuten ließ und erstaunlich schwer. Sie starrte auf einen abgeflachten Brocken, kleiner als die Innenfläche ihrer Hand – und ertappte sich bei dem Gedanken, wie sie damit Morins Schädel zerschmettern könnte. Sie schüttelte sich und warf den Stein fort.

Obgleich keine vollständigen Gebäude erhalten waren, so wuchsen doch zahlreiche »Halb-Bauwerke« wie Pflanzen aus dem Boden. Eines davon, eine Art vertikales Labyrinth, begann als ein schmaler Turm, machte dann eine unmögliche Windung und krümmte sich, wie ein Tier, das sich in den Schwanz beißt. Cori wurde schwindelig, als sie versuchte, all den Windungen des »Steins« zu folgen. In der Mitte der Ruinen fand Cori eine Art Brunnen, eine Röhre aus glitzerndem, dunkelblauem Stein, etwa vier Fuß im Durchmesser, die ungefähr in Kopfhöhe von Cori abgebrochen war. Cori entdeckte am Rand eine glatte Stelle und zog sich hoch, um hinunterblicken zu können. Ihr wurde schwindelig; sie erspähte einen tiefen Schacht, ein undurchdringliches Dunkel mit einem winzigen Lichtpunkt an seinem Grund. Ihre Finger glitten ab, und sie fiel schwer auf den kieseligen Boden. Morin bestürmte sie:

»Was ist dort? Haben Sie etwas gesehen?« Sie beachtete ihn nicht, und sie versuchte auch, nicht dem Drang nachzugeben, einfach den Hügel hinabzurennen. Was war dies für ein Ort? Wozu diente er? Cori seufzte. Zu ihrem Kunden sagte sie:

»Wo genau hält Ihr Drachen sich auf, wenn er nicht gerade Sachen kaputtmacht?«

Sie hatte eine Art Höhle erwartet oder ein Gebäude, das groß genug war, um ihm als Höhle zu dienen.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Morin. »Tut mir leid«, fügte er einfältig hinzu.

»Was soll das heißen? Sie haben mir erzählt, er käme von diesem. .. diesem Ort. Na gut, von wo?«

»Aber das ist alles, was ich weiß. Der Zauberer...«

»Der kostspielige Meister der Weisheit.«

»Ja. Er sagte mir, der Drache hause hier – irgendwo – aber, das ist alles, was er sagte.«

Cori verzog das Gesicht. Sie würde die ganze Gegend absuchen müssen. Später. Ohne diesen aufgeputzten Narren. Sie ging zur Straße zurück, und ihr Kunde trippelte hinter ihr her. Sie befanden sich gerade jenseits der Ruinen, als Cori spürte, wie der Erdboden bebte und dann schien die Erde, aufgerissen wie ein Stück Stoff, in Stücke zu gehen.

»Lauf!« schrie sie und stob den Hügel hinunter. Durch ihre Füße drang Schmerz in ihren Körper, und sie vernahm ein Geräusch wie von mahlenden Felsbrocken. Sie fiel, rappelte sich halb wieder auf und fiel wieder, bevor sie sich von der Marter der Erde befreien konnte.

Jetzt begann der Boden sich zu heben, und selbst Morin Jay begriff, daß etwas Entsetzliches voring.

»Ich kann mich nicht rühren!« schrie er. »Helfen Sie mir!«

Cori bremste ihren Lauf, verfluchte alle ihre Kunden, rannte zurück, riß den Mann hoch, der auf allen Vieren kroch und wuchtete ihn über die Schulter.

»Hör auf zu jammern, blöder Affe!« rief sie. Höllenlärm. Ein Dröhnen, plötzlich zu einem Kreischen anschwellend, dann wieder zu einem bebenden Rollen absinkend. Cori warf einen Blick zurück über die freie Schulter – und mußte sich erst einmal setzen. Morin ließ sie neben sich zu Boden fallen. Die Ruinen auf der Kuppe des Hügels schimmerten wie gemeißelter Rauch, um dann jäh zu verschwinden. Ein Tier stand dort, grüngeschuppt, schwerer als eine Schiffspanzerung; gelbe Zunge, dicker und länger als eine Kobra, aus einem Rachen voller Reißzähne hervorzüngelnd; quellende, umbuschte Augen in einem Kopf aus Steinklumpen. Vier Schwingen entfalteten sich, verdeckten den Himmel, und dann erhob sich das größte Geschöpf, das Cori je gesehen hatte, mit der Eleganz einer Möwe in die Luft.

Dreimal kreiste das Untier über ihren Köpfen. Morin schrie, und Cori stand über ihm und starrte auf den granitharten Unterleib und den dunkelroten Penis, dick wie der Sturmbock, den die Unter-Dämonen gegen den Himmel ramnten. Endlich flog es meerwärts davon. Als Cori wieder zu Atem gekommen war, und Morins Schreie zu einem Wimmern geworden waren, blickte sie zu der Hügelkuppe hinauf. Die Ruinen waren wieder da, unbeweglich und stumm. Behutsam senkte sie ihre Sinne in die Erde. ein Hindernis hielt sie auf, kein Lärm, keine Marter; nur ein Hauch von Verwundung.

Im weiteren Verlauf des Tages brachte ein Bote die Nachricht, daß der Drachen einen Kornspeicher am Stadtrand angegriffen, das Gebäude dem Erdboden gleichgemacht und das bereits verkaufte Getreide mit seinen Flügeln in alle Winde verstreut hatte. Morin hatte nicht nur den Verlust, sondern mußte überdies seine hysterischen Arbeiter und die ganze Stadt mit kostbaren Geschenken und der Versprechung besänftigen, daß etwas geschehen werde. »Sie müssen etwas unternehmen!« fauchte er Cori an, die mit gekreuzten Beinen in einem Winkel seines Kontors saß.

»Das habe ich schon«, erwiderte sie. »Ich habe Ihnen das Leben gerettet.«

Sie war nicht sicher, ob das stimmte, aber es hörte sich gut an.

»Das ist nicht genug. Ich meine... o, Sie wissen, was ich meine.«

»Er ist sehr wählerisch, Ihr Drachen.«

Morin sah sie schief an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Er hat siebenmal angegriffen, ohne einen einzigen Menschen zu töten.«

»Was tut's ? Er hat genügend Eigentum zerstört.«

Sie stand auf. »Es ist ein Vergnügen, für Sie zu arbeiten, Mr. Morin.«

»Sie sind entsetzlich hochnäsig«, rief er ihr nach.

»Ich habe noch nie einen Mörder gekannt, der so um das Leben besorgt war.«

Er rannte in die Halle, um hinter ihr herzurufen.

»Tun Sie lieber etwas gegen dieses Vieh, hören Sie? Sonst werde ich Ihre Gilde davon in Kenntnis setzen. Sie Mörderin!«

Cori schlug ihr kleines Lager in einer Baumgruppe auf, etwa eine Meile vom Drachenhügel entfernt. Dort ließ sie sich nieder, um zu arbeiten. *Ich brauche wenigstens, so dachte sie, meine Nachmittage nicht damit zu verschwenden, Pilze und Beeren zu sammeln oder was sonst noch Scheußliches hier wachsen mag.* Die erste Voraussetzung für die Art von Arbeit, die sie zu tun hatte, war eine Zeit des Fastens. Bestimmte Opfer tötetest du mit deinem Körper, dieser exakt ausgebildeten Waffe. Andere tötetest du mit dem Kopf, indem du dich in sie hineinversetzt, um den Kern freizulegen, der den Fleischklumpen mit Energie durchpulst. In beiden Fällen läßt du dem Hunger im Augenblick des Tötens freie Bahn, verlierst dich selbst in jener furchtbaren Ekstase. Aber es gibt ein paar Wesen, die man nur durch den Hunger selbst töten kann. Zu diesem Zweck muß diese Kraft genährt und aufgebaut werden, bis du sie leiten kannst wie einen nadeldünnen Feuerspeer und mit der Wucht eines Vulkans. Zuerst fastete sie gänzlich. Tagelang kam nicht einmal Wasser über ihre Lippen; in gewisser Weise wuchs der Hunger, wenn man dem gewohnten Verlangen des Körpers nicht nachgab. Fasten und Konzentration. Sie mußte erreichen, daß der Sturm sich in ihren Eingeweiden zusammenbraute, sich von ihm ergreifen lassen und die Herrschaft über ihn gewinnen. Abscheu packte sie, ließ sie zuerst wünschen, wegzurennen, als könne sie diesem Wesen, in ihrem Inneren entkommen, und sich dann aufzuschlitzen und den Unrat ins Freie zu lassen. Sie bekam diese Schreckensvorstellung in den Griff, indem sie die Energie, mit der sie ihren Abscheu gefesselt hatte, nutzte, um ihre Konzentration zu verstärken. Linnon, der den Hunger als erster erforschte, beschrieb sieben Stufen bis zur Meisterschaft. Die letzten beiden, völlige Verweigerung und Leere, schlossen die eigentliche Auflösung des Fluchs ein, vergleichbar dem Aufdröseln eines Knotens, der aus Strängen von Feuer besteht. Cori wußte nicht, ob sie diese beiden letzten Stufen zur Freiheit je meistern würde – es war außerordentlich gefährlich, das zu versuchen, nicht nur für sie selbst, sondern für das Land ringsum – doch sie wußte aus Erfahrung, daß sie die fünfte Stufe schaffen konnte: dem Hunger eine Richtung zu geben und ein Ziel.

Von der ersten Stufe, Aufmerksamkeit, ging sie nach drei Tagen zur Einfühlung über, indem sie die Tode aller ihrer Opfer noch einmal durchlebte. Vom Geisterschiff und dem wahnsinnigen Bauern, der herumlieft und jedes Mädchen verstümmelte, das seiner fortgelaufenen Tochter ähnlich sah, legte sie erinnernd den ganzen Weg zurück bis zu ihrer ersten »sicheren« Tötung, welche die Gilde für sie ausgesucht hatte: eine alte, kranke Frau, deren Sohn, der sich für einen Wunderheiler hielt, sie nicht sterben lassen wollte, sondern sie unausgesetzt zwang, nutzlose Medizin zu schlucken. Die Frau hatte sterben wollen, die Frau hatte Cori angeheuert — trotzdem war Cori den Abscheu wochenlang nicht losgeworden. Und jetzt stieg dieser Ekel wieder auf, doch er verlor sich, je weiter sie in die Vergangenheit zurücktauchte, bis zu Rann. Die Furcht versuchte, sie aus ihrer Konzentration zu reißen. Sie saß unbeweglich, die Augen halb geschlossen, die Hände gegen den harten Boden gestemmt, und ließ den Ekel in die Erde wegsickern.

Danach kam das Fieber, ihr Körper verwandelte sich in öligen Schmutz, und das Hirn wurde von Halluzinationen gepeitscht. Cori sah die Gilde sie umringen, angeführt von Morin Jay, der dastand und lachte, während ihre Freunde und Lehrer sie anspien und mit Füßen traten. Und dann verwandelten sie sich in Dämonen, die ihr die Haut vom Gesicht und Bauch rissen — alle, außer Morin Jay, der grinste mit seinem Gesicht wie eine Maske. (Maske? In einer Welle von Entsetzen huschte der Gedanke fort). Cori verwandelte sich in einen Felsen, von dem nur die Spitze in die Luft ragte, während die Hauptmasse unverwundbar blieb, tief in die Erde eingewurzelt. Gegenüber diesem Felsen, löste sich das Fieber auf. Und der Hunger wuchs.

Schließlich kam die gefährlichste Stufe, das Vergessen. Vergessen, was sie über sich selbst und ihren Auftrag wußte. Alles löste sich auf, weggeblasen wie eine Feder im Wind, und jedes Mal, wenn sie es wieder zu fassen bekam, war weniger von ihr übrig. Am schlimmsten war, daß die Notwendigkeit, sich zu erinnern immer unwirklicher wurde, sich mehr und mehr in eine Einbildung verwandelte, die schließlich ganz entschwand. Frieden versprach sie ihr. Laß dich gehen. Du hast

die Leere erreicht. Laß dich gehen. Alles ist doch nur Schein, nur eine Maske. Wirf sie ab. Stumm wiederholte Cori immer wieder ihren wahren Namen, und als die Silben ein sinnloser Klang zu werden drohten, grub sie die Züge ihres Gesichts in die Welt ein, in die Felsen und Bäume, in den Mond und den Meeresgrund. Als ihr Gesicht zu sinnlosen Linien und Punkten wurde, stellte Cori sich ihren Körper nackt vor, der nur noch ihr wahres Ich barg, das sich niemals auflösen oder entschwinden kann. In sich ruhend, wirklicher als das All. Und als sie das Vergessen besiegt hatte, tauchte Cori in den Hunger. Sie packte ihn, preßte ihn zu einem festen Ball, und dann formte sie ihn zu einer Peitsche, zu einer Schlinge. Am achten Tag ihres Fastens hielt Cori inne. Sie hatte das Gefühl, schwerer zu sein als die Erde und leichter als der Wind. Sie wandte sich dem Hügel zu, und aus ihren Augen schoß der Hunger hervor. Der Felsen erschien als ein Schwamm mit tausend Löchern, in die der Hunger eindringen konnte. Immer tiefer.

Dort, in der Mitte, die fette, grüne Masse. Cori bedrängte sie, und der Hunger kam peitschend zu ihr zurück. Sie versuchte es noch einmal, und plötzlich schlug ihr ein Gebrüll aus Schmerz und Wut entgegen. Wie aus dem Nichts, wie ein im Schlamm vergrabenes Tier, das plötzlich erwacht, erhob sich der Drachen in die Luft, sich in die Flügel beißend und schreiend.

Cori ließ ihn nicht los, benutzte einen Teil des Hungers, um ein Hindernis zu errichten. Das Untier stürzte ab und krachte mit seinem Kopf auf den Boden.

Einen Augenblick lang schwankte Cori. Der Höllenlärm – von sinnloser Schönheit, wie ein Wirbelsturm. Ihre Hände krampften sich zusammen und öffneten sich, Schweiß entströmte ihr, das Zeichen an ihrem Hals wurde kalt wie uralter Tod. Der Drachen flehte sie mit brechenden Augen an, ihn freizugeben. Mit einem Schrei verstärkte Cori die Umklammerung. Das Zeichen erschien. Die gewundenen Arme drehten sich vor dem Gesicht des Drachens, wohin er es auch drehte. Durch die unbewegte Mitte trieb Cori den Hunger tief zwischen die Augen des Untiers, die vielfältigen Ströme des Seins durchdringend, um zu jenem Kern vorzudringen, der das wahre Ich des Drachens ausmachte. Wenn sie es fand, würde sie es töten. Eine Schicht nach der anderen brannte weg, bis sie, wie einen geschliffenen Edelstein, das winzige Bild erblickte. Der Hunger züngelte hervor ...

Nein! Cori versuchte verzweifelt, ihn zurückzurufen, ihn anderswohin zu richten. Denn das Bild zeigte ihr kein Tier, sondern einen Mann, nackt und in Ketten. Und in diesem Augenblick hörte sie das Lachen jenes Wesens, das sich Morin Jay genannt hatte. Ungestüm ließ Cori den Hunger kreisen – ihr blieb nur ein winziger Augenblick, bevor er aus ihr hervorbrach und über das Land raste, und von jedem Lebewesen, das seinen Weg kreuzte, Energie aufsaugte. Sie schleuderte den Hunger auf Morin Jay – aber er wurde von einem schützenden Willen auf sie zurückgeworfen, der stärker war, als Cori es für möglich gehalten hatte. Ihr blieb keine Zeit mehr. Nach besten Kräften zog sie eine Sperre um sich selbst. Dann rief sie den Hunger zurück. Licht. Blendendes, tausendfarbenes Licht, alle Zellen ihres Körpers gingen in brennendem Licht auf. Ihr Wille zerbarst in Schreie, Wut, qualvollen Haß. In Wellen blendenden Feuers zogen tausend Jahre Schmerz durch ihren Körper – bis die Erde sich ihrer erbarmte, und Dunkelheit, gesegnete, leere Dunkelheit, alles mit sich fortnahm.

III

Himmel – dunstig, grau-blau, ein Sommermorgen, ungewiß, ob er klar oder verhangen sein wird. Geflüster – Blätter? Menschen? – vielleicht redeten die Felsen und Kiesel mit ihr. Als sie angestrengt lauschte, entfernte sich das Geräusch. Sie begriff, daß sie nackt auf dem Rücken lag. Worauf? Sie tastete mit einer Hand über den Untergrund. Sie stieß gegen etwas, hart wie Geröll oder Fels; warum spürte sie es nicht? Sie berührte ihren nackten Schenkel, ihren Bauch – fest; zu glatt, zu hart und kalt. Sie stieß einen leisen Schreckensschrei aus.

»Du bist aufgewacht. Hallo«, sagte... wer? Cori drehte ihren Kopf, sah für einen Augenblick einen ungeheuren, schuppigen... Nein, es war ein Mann mit breiten Schultern und schrecklich weißen, über der Brust verschränkten Armen, einem lächelnden, irgendwie amüsierten Gesicht, mit glattem Kinn, schmaler Nase und sehr großen hübschen Augen. Lockiges blondes Haar fiel ihm fast auf die

Schultern. Nackt hockte er auf seinen Fersen, und seine hochgezogenen Knie verdeckten seine Genitalien (ein roter Rammbock?)

»Was ist mit deinen Ketten passiert?« fragte Cori, und ihre Stimme klang belegt.

Er gab einen Laut von sich, halb Lachen, halb Brummen. »Sie liegen hier überall herum.« Verwirrt blickte sie in die Runde, dann versuchte sie aufzustehen. Unvorstellbar schwach sank sie wieder zurück.

»Ruh dich aus«, sagte er. »Du bist weit fort gewesen, hast lange geschlafen.«

Wütend über ihre Schwäche und Hilflosigkeit (eine Mörderin brauchte nichts von jemand anderem), fragte sie: »Wo, zur Hölle, bin ich?«

»Nirgendwo.«

»Hört sich nicht an wie etwas Besonderes.«

»Warum nicht. Ist so gut wie jeder andere Name.«

»Aber wo ist *Nirgendwo*?«

Er runzelte die Stirn, die Beine unter seinem Leib kreuzend. Cori sah mit Erleichterung, daß seine Genitalien die normale Größe und Farbe hatten. Er sagte: »Bisher glaubte ich, es sei ein besonderer Ort, nur für mich geschaffen. Mein Gefängnis. Aber jetzt, nachdem du aufgekreuzt bist, weiß ich's nicht mehr. Vielleicht ist es der Ort, wo man endet, wenn man nirgendwohin mehr paßt. Wenn du nicht lebst, und doch nicht tot bist.«

Ein alter Scherz kam Cori in den Sinn. Sie lächelte. »Jeder gehört irgendwohin.« Sie dachte an das Schutzschild, das sie um sich errichtet hatte, bevor der Hunger sich gegen sie wandte. Wenn ihr Körper weder leben noch sterben konnte, mußte irgend etwas geschehen. »Bin ich wirklich hier?« fragte sie. »Ich meine: ist dies mein Körper? Verdammt, du weißt, was ich meine.«

Er zuckte die Achseln. »Ist dies *mein* Körper? Er braucht weder Nahrung noch Schlaf. Ich weiß es wirklich nicht.« »Aber, wenn mein Körper da drüben liegt...«

»Wo immer dein wirklicher Körper sein mag, er ist nicht... da oben.«

Er warf den Kopf nach oben, als liege die wirkliche Welt über ihnen.

»Woher weißt du das?«

»Ich hab's nachgeprüft.«

Als sie ihn verständnislos anstarrte, setzte er hinzu: »Mein Vertreter.«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst.«

»Ein häßlicher grüner Drachen. Erwinnere dich.«

»Oh! Oh, natürlich. Tut mir leid.«

»Aber du hast nichts getan. Nur für dich selber. Glaub mir: hier zu sein, ist Strafe genug für alle Fehler, die du je in deinem Leben gemacht hast.«

Cori betrachtete sein Gesicht, sein Lächeln, das nur einen Teil seiner Bitterkeit verbarg. »Wer bist du?« fragte sie. Das Lächeln vertiefte sich. »Hast du's nicht erraten? Ich bin Morin Jay.«

Gemeinsam setzten sie die Bruchstücke der Geschichte zusammen. Morin Jay war wirklich ein Kaufmann oder hatte zumindest vorgehabt, einer zu sein. Bis zum Tod seines Vaters war er Forscher gewesen. Ja, er hatte das Haus mit dem Seeblick durch die Mittelsmänner seines Vaters kaufen lassen, so daß ihn in Sorai niemand wirklich zu Gesicht bekommen hatte. Neugierig auf sein neues Heim, war er allein hinausgeritten, bevor seine Diener aus Sorai eintrafen, um das Haus aufzuschließen. Die Ruinen hatten ihn auf der Stelle gefesselt, so daß er das Haus nur zum Schlafen betrat, und bereits nach zwei Tagen hatte er sein Nachtquartier zwischen den Steinen aufgeschlagen. Ob der Dämon von ihm Besitz ergriffen oder bloße Neugier ihn gepackt hatte, konnte er nicht sagen, doch allmählich wurde er mehr und mehr von dem Brunnen und dem Lichtpunkt an seinem Grund angezogen. Wie Cori war er beim Blick über den Rand des blauen Gesteins fast ohnmächtig geworden; doch im Gegensatz zu ihr, konnte er nicht aufhören, wieder und wieder hinabzublicken, sogar, wenn das Licht aufglühte und dann auf ihn zuraste. Er nahm mit großer Anstrengung seine ganze Willenskraft zusammen, um sich loszureißen. Vergeblich. Es gab

ein Gebrüll, das man ein Lachen hätte nennen können, wenn ein Mensch es ausgestoßen hätte. Einen Augenblick lang glaubte er sich am Leben, aber verändert, riesig und dünn wie Rauch. Dann verschwand auch das, und er war in »Nirgendwo«.

Doch wenn der Dämon gehofft hatte, mit Morin Jay fertig zu sein und seinen Platz einnehmen zu können, wurde er enttäuscht. Obgleich er kaum ein Zauberer zu nennen war, hatte Morin bei seinen Studien gelernt, seinem Willen eine Richtung zu geben, und nach einer endlosen Zeit stellte er fest, daß er das »Draußen« erspüren oder erfühlen konnte. Freilich nur für einen Augenblick, dann versiegte seine Willenskraft, doch er dauerte lange genug, um zu sehen, wie der Dämon sich an seiner Freiheit ergötzte. Wieder bündelte Morin seinen Willen, von einer Kraft des Hasses gespeist, den er bei sich selbst nie für möglich gehalten hätte. Dann plötzlich war er eines Tages frei, konnte die Luft schmecken und die lebendige Erde berühren. Alles dauerte nur eine Sekunde, bevor die Heiterkeit dem Entsetzen wich, als er die ungeheure Gestalt entdeckte, die seine Wut angenommen hatte.

»Glaubst du, daß es Morin war... die ursprüngliche Gestalt des Dämons?« fragte Cori.

»Und daß wir die Plätze getauscht haben? Ich weiß es nicht. Ich bin nicht sicher, ob dieses Vieh jemals überhaupt eine körperliche Gestalt hatte, zumindest eine, die kein Trugbild war. Es könnte nichts weiter als ungebändigte Energie gewesen sein. Weißt du, was Zauberer mit jemandem machen, der aus seiner Gestalt ausbricht?«

Sie nickte. »Vielleicht hat ein Zauberer mit großer Mühe, diesen besonderen Ausbrecher in dem schwarzen Brunnen eingesperrt. In der Hoffnung, daß ihn kein müßiger Narr daraus befreien würde.«

Cori übergab seine Bitterkeit; sie brauchte mehr Aufschlüsse.

»Gut. Woher kam der Drache?«

Morin blickte zur Seite. »Ich fürchte, das Ungeheuer war ich, oder das, was aus mir geworden war, zu dem ich mich durch Haß und Furcht selbst gemacht hatte. Eine sehr anschauliche Demonstration.«

»Aber genau weißt du das nicht.«

Sie nahm seine Hände, verwirrt durch eine traumähnliche Empfindung, gerührt und unbeteiligt zur selben Zeit. »Der Dämon könnte diese Gestalt für dich vorbereitet haben; und er ließ sie auf dich warten, für den Fall, daß du dich je befreien würdest. Damit du aufgibst.«

Ein schwaches Lächeln linderte seine Niedergeschlagenheit.

»Wenn er es getan hat, ist es ihm selbst zum Verderben geworden.«

Damals, beim ersten Mal, als Morin nur ein paar Augenblicke draußen gewesen war, hatte der Schrecken ihn zurückgeschleudert. Doch dieser Erfolg, so seltsam es klingt, hatte ihn gestärkt. Er versuchte es immer wieder. Warum der Dämon ihn nicht tötete (oder, was wahrscheinlicher war, ihn nicht töten konnte), wußte er nicht, doch er nutzte seine schwachen Kräfte, um den Wohlstand des »Kaufmanns« zu vernichten.

Und so kam es, daß der Dämon einen Mörder anwarb, in der Hoffnung, Morin Jay ein für allemal das Lebenslicht auszublenden. Jedoch nicht den ersten besten Mörder. Jemand, der über genügend Erfahrung verfügte, hätte vielleicht die heimtückische Kraft wahrgenommen, die sich in dem plumpen Kaufmann verbarg. Nein, er mußte sich ausgiebig umgetan haben, bis er genau das Mitglied der Gilde fand, das er brauchte: ein unbedarftes, hochnäsiges Mädchen.

Als sie ihren Teil der Geschichte zu Ende erzählt hatte, starrte Cori in die endlose, stumpfbraune Leere hinaus, wo der flache »Grund« im ausdruckslosen Himmel aufging.

Morin fragte: »Woran denkst du?«

»Ich frage mich«, erwiderte sie, »in welche häßliche Krötengestalt ich mich verwandeln werde, wenn ich mich von hier losreiß.«

Morin Jay lachte.

Ihre Nicht-Welt veränderte sich nicht. Immer dasselbe stumpfe Licht ohne Sonne oder Mond, derselbe flache, braune Grund, den man nicht wirklich spürte, obwohl er die Füße berührte, wenn

man darauf herumstampfte. Sie gingen zuweilen stundenlang, weil ihr Wille darauf beharrte, obgleich ihre jetzigen Körper nie ermüdeten und die Umgebung immer dieselbe blieb. Einmal versuchte Cori, ihm den willenlosen Schritt beizubringen. Aber als sie sich ganz willenlos machte, damit die Erde ihre Füße bewegte, geschah nichts. Diese absolute Leere entsetzte sie so sehr, daß Cori sie wimmernd und wie gelähmt, nur ertragen konnte, wenn Morin Jay sie in den Arm nahm und sanft ihren glatten, kalten Leib streichelte.

Zuerst kämpften sie gegeneinander. Cori wollte heraus aus dieser Welt, durch Willenskraft oder Haß oder durch jedes andere Mittel. Morin Jay wollte Gesellschaft. Er diskutierte mit ihr: ihr Körper war sicher – vermutlich – und wenn er erwachte, würde sie wieder in ihn zurückschlüpfen – vermutlich. Er schrie, nannte sie eine »selbstsüchtige mörderische Hündin«; er versuchte, ihr in abgerissenen Sätzen von seiner Einsamkeit zu erzählen. Cori rannte wütend fort. Sie dachte daran, daß sie immer allein gewesen war, daß nur ein Mörder die Einsamkeit wirklich verstand. Sie dachte: »Ich kann hier nicht bleiben. Ich kann diese Welt nicht ertragen.«

Und schließlich wurde ihr klar, daß Morin Jay diese Welt jahrelang ertragen hatte, ganz auf sich selber gestellt. Sie ging zu ihm zurück und sprach nie wieder davon, ihn zu verlassen. Es war die Kälte, die sie näher zusammenbrachte. Nicht die kalte Luft – die Luft blieb stets fade und warm – sondern die tiefe Kälte in ihren »Körpern«. Sie begannen, sich aneinanderzuschmiegen, gierig nach Wärme. Sie drückten und streichelten einander – und plötzlich fühlte sich Cori um ein Dutzend Jahre zurückversetzt, als Rann ihre Brüste und ihren Leib geküßt hatte.

»Nein«, sagte sie. »Ich kann nicht.«

Sie versuchte ihn zurückzudrängen, doch nicht sehr energisch, denn Morin konnte sie weiterhin festhalten.

»Es ist alles in Ordnung«, flüsterte er. »Vertrau mir.«

»Es ist nicht alles in Ordnung«, weinte sie. »Du verdammter Idiot. Du verstehst gar nichts. Ich bin eine Mörderin.«

»Nicht hier.«

»Hier auch, überall. Du weißt nicht, was das bedeutet.«

»Nicht hier. Hier zählt das nicht.«

Sie starrte ihn an, als Wärme in ihr aufbrach, zum ersten Mal, seit sie angekommen war, nein, zum ersten Mal seit Jahren. Die Wärme erfüllte ihr ganzes Inneres, und Cori schluchzte, vor Furcht, vor Freude, in der Erinnerung an die unendliche Einsamkeit, die endete, als Morin Jay in sie eindrang.

Jahre später würde Cori, besessen wie ein trübsinniger Alchimist, der Tinktur auf Tinktur zusammenbraute, herauszufinden suchen, wie lange sie an jenem Ort ohne Zeit gewesen waren, wie viele Tage sie in einer Welt ohne Nacht zugebracht hatten. Wie lange auch immer, es war zu kurz gewesen. Es war sonderbar, wenn sie sich liebten – wunderbar und unbefriedigend zugleich. Ihre Körper verschmolzen beinahe miteinander, doch keiner erreichte je den Höhepunkt im üblichen Sinne. Oft lagen sie nur da, hielten sich umschlungen, sprachen von ihren Leben in der anderen Welt, während ihre Hände sich wie von selbst über ihre Leiber bewegten. Jay erzählte von seinen Studien, von seiner Kindheit in einem Haus, das so groß war, daß er fürchtete, er könne darin verlorengelassen, und niemand würde ihn je finden. Auch Cori erzählte von ihrer Kindheit und zuweilen ein wenig von ihrem Leben, von der Art, mit der die Leute sie ansahen oder den Raum verließen, wenn sie in ihrer Berufskleidung eintrat. Doch sie sprach nie über den Augenblick, in dem zwei Leben verschmolzen, über jenen Tag mit Rann auf einem grasigen Hügel.

Sie sprachen, liebten sich, spielten alberne Spiele und liebten sich, und wenn Jay von all den Dingen, die er draußen versäume, zu sprechen anfing, küßte ihn Cori oder scherzte oder fing eine Balgerei an. An einem »Tag«, in der Mitte ihrer eigentümlichen Leidenschaft, verlor Cori sekundenlang sogar die traumhafte Empfindung ihres eigenen Körpers, der sich gegen den seinen preßte. Für einen Augenblick war sie allein und lag auf ihrem Rücken, mit einem wolkgigen Himmel über sich und einer warmen Brise, die ihr Gesicht umfloß. Dann verebbte es wieder, sie lag erstarrt und erschreckt da, und Jay hielt sie in seinen Armen und fragte sie, was passiert sei. Sie versuchte,

es ihm zu verschweigen und Ausflüchte zu machen. Als er beharrlich weiterfragte und sie nachgab, sagte er nichts, seufzte nur und ging fort.

»Bist du wütend?« fragte sie. Von Anfang an hatte sie immer damit gerechnet, daß er sie einmal wegschicken würde, sei es aus Langeweile oder aus Abscheu.

»Wütend?« wiederholte er und wandte ihr sein niedergeschlagenes Gesicht zu. »O Cori!« Sie hielten sich umschlungen, versuchten sich zu einem Wesen zu vereinen, das stärker war als die Leere, die sie umgab.

»Du bist von mir weggelaufen«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Cori, Liebste, verstehst du denn nicht? *Du* bist es, die *mich* verläßt. Und ich bin so verflucht eifersüchtig!«

»Nein«, erwiderte sie, »das ist nicht wahr. Ich werde dich niemals verlassen.«

Als er sie umarmte, hörte sie ein Geräusch, wie ein Flüstern, wie wogendes Gras oder ferner Wellenschlag. Als sie sich das nächste Mal liebten, geschah es wieder, doch diesmal konnte Cori noch erkennen, daß sie von Geröll umgeben waren. Ohne ein Wort hörten sie auf, sich zu lieben, lösten sogar ihre Umarmung, außer, wenn die Nähe zu unerträglich wurde. Was sie vorher erfreut hatte – Jays Geschichten, Coris Kunststücke oder Späße, die sie selber mißbilligte – das geschah nun mehr aus Verlegenheit, als hörten sie eine Stimme sagen: »Ist das alles, was euch einfällt, die letzten Augenblicke zu verbringen, die euch bleiben?«

Als es soweit war, geschah es auf ganz einfache Weise. Jay erzählte ihr gerade etwas über seinen Vater; lange danach versuchte Cori sich zu erinnern, was er gesagt hatte, und ihr fiel nicht ein einziges Wort ein. Während sie ihn beobachtete, wurde seine Stimme leiser, als spiele er ein Kinderspiel und wollte sie glauben machen, sie sei taub. Statt dessen hörte sie Vögel und das undeutliche Geräusch eines Sommerwindes. Er mußte ihren Gesichtsausdruck wahrgenommen haben (wo war die Selbstbeherrschung der Mörderin geblieben?), denn sein Mund blieb einen Augenblick lang geöffnet und schloß sich dann wie selbstverständlich. Sie rief seinen Namen, ohne zu wissen, ob er sie hörte und griff nach seinem Körper.

Zu spät. Das Vogelgeschrei wurde lauter, erfüllte ihren Kopf. Licht brannte in ihren Augen.

Plötzlich fand sie sich auf einer steinübersäten Hügelkuppe wieder, liegend, nein, sich wie in Krämpfen windend. Ihr Körper war unvorstellbar schwer und heiß und schweißüberströmt. Sie hörte auf, sich zu winden. Die gewohnte Kontrolle über ihre Muskeln kehrte wie von selbst zurück, und sie haßte dieses Gefühl. Langsam richtete sie sich auf, bis sie unter einer sengenden Sonne auf den Knien hockte.

»Jay!« rief sie und drehte sich, in der Hoffnung, wenigstens das Ungeheuer zu sehen, das an seine Stelle getreten war. Doch sie wußte, daß sie es nicht sehen würde. Sie konnte wie einst den Widerstand der Erde spüren, doch das war alles. Und sie spürte auch etwas anderes: eine Macht, grausam wie ein Waldbrand, doch ihrer selbst nicht ganz sicher oder vielleicht durch gewisse alte Gesetze, die Cori nicht kannte, in ihrer Entfaltung gehemmt. Was immer ihren Feind zurückhielt, Cori war dankbar. Sie brauchte Zeit, ihre Stärke zurückzugewinnen, einen Plan zu machen. Denn nachdem sie nun einmal zurückgekehrt war, wollte Cori nur eines: Rache. Rache für Jay, für sich selbst und für die Gilde. Sie war nun seit Jahren ihre Familie, ihr Volk, und kein Dämon sollte sie zum Narren halten.

Schwach, wie sie noch war, wagte sie nicht, es mit dieser Macht ohne fremde Hilfe aufzunehmen, nicht ohne genaue Kenntnis ihrer geheimnisvollen Kräfte. So eilte sie fort von dem Hügel und dem Meer, so weit ihre Schritte sie trugen. Der warme Wind wehte die Tränen fort.

In ihr Haus zurückgekehrt, und durch die Markierungen an Tür und Fenstern und entlang der Grundmauern geschützt (wie sie hoffte), saß Cori in völliger Stille in jenem Zimmer, wo sie einst jenem Wesen ihre Dienste angeboten hatte, das Morin Jays Namen gestohlen hatte. Die Gemälde und Kissen waren verschwunden und die Fenster mit schwarzem Tuch verhängt. Mit halb geschlossenen Augen saß Cori vor der gravierten Messingplatte, dem Zeichen ihrer Gilde. Zornig vertrieb sie alle Gedanken, bis ihr einfiel, daß sie sowohl Besonnenheit als auch Leere brauchte. Sie

ließ ihre Gedanken an sich herankommen und wieder fortreiben, und bekämpfte während der ganzen Zeit das Gefühl, Jay zu verraten, wenn sie die Erinnerung an ihn verscheuchte. Die Gedanken wurden Vögel, die in weiter Ferne zu sehen und dann verschwunden waren.

Eine tiefere Dunkelheit erhob sich in dem düsteren Raum. Sie hüllte Cori ein wie Rauch und dann wie eine zähe, dicke Masse. Es war beinahe Schrecken, den sie mitbrachte, doch Cori wußte, daß die beiden nicht dasselbe waren, und während sie die Dunkelheit in sich aufnahm, entließ sie die Furcht.

Am Ende war nichts mehr da, keine Gedanken, kein Zimmer, keine Erinnerungen, nicht einmal mehr ihr Körper, sondern nur die Dunkelheit, die ihr Sein in sich schloß. In dieser Schwärze erschien ein Licht, ein Punkt trüben Rots, der rasch an Größe und Helligkeit gewann, während des Wachsens Gestalt annahm, bis er Coris Zeichen glich, ihrem Hals entspringend und lodernd wie ein gerade entstandener Stern. Überall im Lande erblickten ihn ihre Schwestern und Brüder, in Gildehallen, in Häusern und Wäldern, in Wirtshäusern und auf Märkten. Es machte sie hellwach und ließ sie ihre Mahlzeiten unterbrechen; es hielt sie sogar von ihren Mordaufträgen ab, zu denen sie sich verpflichtet hatten. Wo immer sie auch waren, fanden sie einen Ort, wo sie den Hals entblößen konnten. Der Hunger stieg in ihnen auf. In dem Augenblick, da er aufloderte, fachten sie ihn beim Anblick von Coris wirbelndem Zeichen immer mehr an, wie Liebende, die sich dem Höhepunkt entgegenwerfen.

Sie taumelte, vom Gewicht dieser gesammelten Kraft zu Boden gedrückt. Es gelang ihr, diesen Ansturm aufzufangen, die Herrschaft über ihn zu erringen, und dann, mit einem Schrei des Hasses und des Triumphes, ließ sie ihn los, und er prallte gegen ein Haus auf einem Hügel, außerhalb der Stadt Sorai. Cori erfuhr niemals, was für eine Verteidigung der Dämon errichtete. Ganz kurz spürte sie Widerstand, und dann brach der unbezähmbare Hunger der gesamten Gilde über das Haus und seinen Eigentümer herein wie ein Wirbelsturm, der in einen Bienenstock fegt. Im selben Augenblick, in dem der Sturm die uralte Mitte im Sein des Ungeheuers vernichtete, wurde auch Cori gepackt. Ekstase, Ströme von Jubel schossen durch ihren Leib, eine Welle der Befreiung nach der anderen, und sie löste sich von ihrem eigenen hungrigen Körper und von dem Jubel all jener anderen Männer und Frauen, die in einer Weise vereinigt waren, die niemand, der nicht zur Gilde gehörte, je würde verstehen können. Niemand. Cori versuchte, sich an ihre Erinnerungen an Jay und an die Zeit, die sie zusammen verbracht hatten, zu klammern. Es erfüllte sie mit Scham, als sie erkannte, wie wenig sie ihm gegeben und von ihm empfangen hatte. Dann lösten sich alle Erinnerungen und Gedankenspiele in der flutenden Ekstase auf.

IV

Als sie das Klopfen an der Tür hörte, wußte Cori sogleich, daß er es war. Langsam legte sie Pinsel und Farbe aus der Hand und schritt durch ihr kahles Haus zur Tür.

»Cori!« rief er mit ausgebreiteten Armen.

Doch als er sah, daß sie ihn ausdruckslos anschaute, ließ er sie schwerfällig wieder sinken.

»Ich dachte mir, daß du mich finden würdest«, sagte sie, ohne ihn hereinzubitten.

»Es war nicht einfach.« Er lachte und versuchte es ins Lächerliche zu ziehen. »Sind alle eure Gildehallen zur Verschwiegenheit verpflichtet, oder wie ist das?«

Er trug ein schmuckloses, gelbseidenes Gewand. Die helle Kleidung betonte die Farbe, die seine Haut allmählich zurückgewann, und Cori mußte die Fäuste ballen, um nicht sein Gesicht zu berühren, nur einmal die ganze Schwere seines Körpers, der sich an den ihren preßte, zu spüren. »Willst du mich nicht hereinlassen?« fragte er. »Ich habe noch nie gesehen, wie eine Mörderin wohnt.«

»Da gibt es nichts zu sehen. Jay, es tut mir leid, daß du den langen Weg umsonst gemacht hast, aber, bitte, es gibt hier nichts für dich. Glaub mir.«

»Nichts? Den langen Weg umsonst? Cori, Liebste, wovon sprichst du? Du weißt, wie weit ich gewandert bin, um bei dir zu sein. Niemand auf der Welt weiß das besser als du!«

»Es tut mir leid.«

»Es tut dir leid? O, meine Götter, Cori, was ist passiert? Als ich zurückkam, habe ich nach dir gesucht. Ich glaubte, du wärest dort auf dem Hügel und wartetest auf mich. Aber ich sagte mir: sie glaubt, ich bin tot, sie glaubt, ich habe es nicht geschafft. Alles, was ich tun muß, sagte ich mir, ist, sie zu finden. Dann würden wir wieder zusammen sein. Wirklich zusammen.« Er trat auf sie zu. Sie stieß ihn zurück.

»Cori, du bist meine Geliebte. Hast du alles vergessen? Ist es das? Laß mich dich berühren, und die Erinnerung wird wiederkehren. Glaub mir, sie kommt zurückgefliegen.« Er streckte die Arme aus. Cori trat zur Seite.

»Ich bin eine Mörderin, Jay. Eine Frau, die tötet. Verstehst du das nicht? Das ist mein einziges Vergnügen, meine einzige Liebe. Hilfloze Leute zu ermorden.«

»Ich weiß, was du bist«, sagte er. »Und auch, was du gewesen bist. Ich habe immer wieder daran gedacht. Cori, Liebste, es kümmert mich nicht. Wir werden... irgendwie damit fertigwerden. «

Halb schrie sie ihn an. »Würdest du bitte auf der Stelle *verschwinden*!«

Tränen drohten ihr Vorhaben, das sie so viele Male geübt hatte, zunichte zu machen.

»Nein. Ich lasse mich nicht von dir fortjagen. Was zwischen uns war, geschah nicht zum Zeitvertreib. Ich weiß, daß es etwas anderes war.«

»Was in Nirgendwo geschieht, zählt nicht. Wir haben uns bloß gegenseitig davor bewahrt, den Verstand zu verlieren. Das ist alles, was zwischen uns war.«

»Wir waren ein Liebespaar, Cori.«

»Wir waren nichts.«

Er schüttelte den Kopf, wollte etwas sagen, doch seine Kehle war wie zugeschnürt... Er machte auf dem Absatz kehrt und ging die Straße hinunter zurück zu dem kleinen Marktflecken. Er ging starr aufgerichtet und mit ruckartigen Schritten. Cori schloß zitternd die Tür. Würde er zurückkommen? Vielleicht. Jay war nicht der Mann, einfach aufzugeben. Sie hoffte, beim nächsten Mal würde es einfacher sein, doch sie glaubte nicht recht daran. Wenn sie es doch nur tun könnte, ohne ihn zu verletzen!

»Jay«, flüsterte sie und spürte, wie sein Name sie mit Wärme erfüllte. Jedoch, als sie sich in einen alten grünen Ledersessel fallen ließ und die Augen schloß, sah sie nicht Morin Jay vor sich, sondern Rann, den hageren, rotgesichtigen Burschen, der sie, ein zwölfjähriges Mädchen, durch Versprechungen, Vorspiegelungen und Schmeicheleien zu einem flachen Hügel auf dem Gehöft seines Vaters führte. Zum tausendsten Mal erinnerte sich Cori an jede Berührung, an sein Grinsen, als er sie entjungferte, an das jähe Ungestüm des eigenen Begehrens. Und dann die Flammen, die Schreie des Schmerzes und Entsetzens, Ranns entgeisterter Blick, als er sie, Mund und Augen weit offen, freigab, ehe die Flammen über ihnen zusammenschlugen, die Art, wie er über die Erde rollte, langsam zur Ruhe kam und steif und verkohlt dalag, während die letzten Flammen erloschen, und nichts mehr von ihm übrig war, als rauchendes Fleisch und Gebein.

Sie erinnerte sich, wie sie zur Stadt zurückgerannt war, erinnerte sich an den Pöbel, die Schreie der Mutter. Und sie erinnerte sich daran, wie die Mörder sie durch die Menge geleitet hatten, deren Zorn plötzlich der Furcht gewichen war. Von nun an, so sagten sie ihr, vergiß jedes Leben. Es gibt nur uns. Vergiß jeden Liebhaber. Es gibt nur uns. Was Rann passiert ist, wird wieder und wieder geschehen, jedem, der dich mit Begierde berührt. Und mit einem Mal wird es stärker, und es wird geschehen, ohne daß du einen Liebhaber brauchst. Einmal, zweimal im Jahr wirst du Leute vernichten, Land, alles, was in deine Nähe kommt. Wenn wir dich nicht ausbilden. Wenn du es nicht hinausläßt, bevor es zu stark geworden ist. Es hinauszulassen, ist der einzig mögliche Weg. »Nein!« schrie sie zurück. »Ich will nicht töten! Ihr könnt mich nicht dazu bringen.«

Du mußt, sagten sie ihr. Wenn der Hunger wächst, kannst du nicht gegen ihn ankämpfen. Du kannst dir nur dein Ziel wählen.

»Wie kann ich eine solche Wahl treffen? Kann das überhaupt jemand?«

Du kannst es, weil du mußt. Es gibt keine andere Lösung. Wir werden dir helfen. Vergiß nicht, Coriia. Du gehörst nun zu uns. Zur Roten Gilde.

DIANA L. PAXSON

Nach dem Urteil vieler Briefschreiber war eine der beliebtesten Geschichten in Schwertschwester Diana Paxsons Geschichte »Schwert von Yraine«. Ihre Hauptfigur, Shanna, erschien zum ersten Mal in Andy Offutts Sammlung Swords Against Darkness IV und nach einem halben Dutzend Kurzgeschichten erschien es Diana notwendig damit anzufangen, Shannas Abenteuer in chronologischer Reihenfolge niederzuschreiben. Als ich sie nach »Schwert von Yraine« jetzt um eine weitere Geschichte bat, teilte sie mir mit, sie wolle Shannas Geschichte chronologisch niederschreiben, vielleicht zu einem Roman ausbauen.

Ich überredete sie, ihren Plan zu ändern und für uns wenigstens eine weitere Shanna-Geschichte zu schreiben, bevor sie mit der Arbeit am Roman beginne. Das Ergebnis ist »Schattenwald«. Außer Geschichten für zahlreiche Anthologien – darunter auch die fünf, die ich herausgegeben habe – hat Diana Paxson zwei Romane für Timescape geschrieben: Lady of Light und Lady of Darkness. Ein dritter, Brisingamen (Freyas Necklace) soll im Oktober dieses Jahres erscheinen. – MZB

DIANA L. PAXSON
Schattenwald

Schattenwald... Shanna verglich diesen Namen mit der Wirklichkeit des Waldes, der vor ihr lag. Auf Landkarten hatte dieses Meer von Bäumen, welches das aufsteigende Land zwischen Shartheyns fruchtbarem Ackerland und den Bergen überflutete, irgendeinen altertümlichen Namen, doch Shanna zog den Namen vor, den die Bauern benutzten. Beim Blick durch das Laubdach sah der Himmel sehr dunkel aus, und nach der Hitze und dem Staub der Straße war es sehr kühl.

Sie straffte sich im Sattel und ließ die Schnallen an ihrem gesteppten Wams aus rotem Leder aufschnappen. Ihre neuen Reithosen klebten feucht am Sattel, und Schweiß rann ihr den Rücken hinunter. Sie fragte sich, wie die Männer ihrer Eskorte das zusätzliche Gewicht der ledernen, mit kleinen Eisenplättchen besetzten Brust- und Rückenpanzer ertragen konnten. Vermutlich hatten sie sich daran gewöhnt.

Zwar hatte es eine halbe Stunde gedauert, bis ihre alte Kinderfrau, Nellis, sich davon überzeugen ließ, sie die Kleidung einer Kriegerin und nicht die Gewänder einer Königstochter von Shartheyn tragen zu lassen, doch jetzt hatte Shanna keinen Grund zur Klage. Sie hatte nur aufgrund der Behauptung Oberhand behalten, der Weg führe immer dicht an den Grenzen Shartheyns entlang. Doch es lagen viele Meilen zwischen dem Wald und der Königsstadt Bindir, wo sie ihren Bruder Janos treffen und heimbringen würde – dies war die Alte Straße, mit dem Wagen bequemer zu befahren, doch sie war länger und wurde seltener benutzt, als die, welche die königlichen Kuriere bevorzugten. Shanna dehnte ihre Schultern unter dem dicken Leder und lächelte. *Ich werde mich daran gewöhnen, vermutlich...*

Ihre kastanienbraune Stute beantwortete einen unabsichtlichen, antreibenden Druck von Shannas langen Schenkeln mit einem Sprung nach vorn und wäre beinahe auf Big Hwilos' Grauen geprallt.

»Ruhe, Calur!« Shanna nahm die Zügel kurz und vermied den Blick des alten Soldaten. Die Straße entrollte sich vor ihr wie ein weißes Banner, sie ritt ein gutes Pferd, und das Schwert, das zu gewinnen sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte, hing an ihrer Seite. Endlich war sie frei!

Oder wenn auch nicht ganz frei – sie dachte an ihre Eskorte – so war sie zumindest den Intrigen und der Etikette des Hofes von Shartheyn entkommen.

Und vielleicht würde sie irgendwie, irgendwo auf ihrem Weg die Unabhängigkeit finden, nach der ihre Seele sich sehnte, wie der Falke nach dem Himmel.

Die Bäume erhoben sich drohender, je weiter sie ritten. Shanna erkannte Eiche und Haselnuß, die schmalblättrige Esche und die stattliche Ulme. Schwarz gegen einen goldenen Himmel flatterten Krähen dem Wald zu, die sich tagsüber an der reichen Ernte Shartheyns gelabt hatten. Die Straße vor den Reitern war unter ihrem Baldachin goldfarbener Blätter schwach erhellt. Und dann plötzlich waren sie umringt. Shanna blinzelte und versuchte ihre Augen auf das Halbdunkel einzustellen. Dann riß sie an den Zügeln, als etwas ihre Wange streifte, das sie nicht sehen konnte. Ein Soldat vor ihr schrie auf; ihrem noch immer getrübbten Blick wollte es scheinen, als entspringe der Pfeilschaft seinem Hals, als er fiel. Männer schrien, ein Pferd wieherte gellend. Es krachte gewaltig, und Shanna sah, wie der prunkvoll bemalte Wagen, in dem Nellis reiste, auf die Seite kippte, und seine Räder sich hilflos weiterdrehten.

»Halt! Legt die Waffen nieder oder ihr sterbt!« ertönte eine tiefe Stimme, doch es war zu spät.

Drei weitere Pfeile flogen haarscharf an ihr vorbei. Zwei Männer ihres Vaters schrien auf, als gefiederte Schlangen sich in ihre Rüstungen bohrten. Der dritte Pfeil prallte von einem Helm ab und streifte klirrend einen Baum. Als sie das Schwirren einer Bogensehne hörte, zuckte Shanna zusammen und beugte sich tief über die Mähne ihrer Stute, denn die feingewirkte, vergoldete Panzerweste, die sie unter ihrem Wams trug, würde sie vor dem Geschoß eines kräftigen Jagdbogens nicht schützen. Zwischen den Bäumen bewegten sich raschelnd unsichtbare Feinde. Ein abergläubischer Schauer überlief Shanna, und sie krallte sich fester in Calurs schwarze Mähne,

doch dann schob sie ihre Furcht gewaltsam beiseite – *Waldgeister brauchen keine irdischen Waffen, um zu töten...*

»Absitzen und ausschwärmen!« rief Hwilos, und Shanna begriff, ohne daß ihr Zeit für Trauer blieb, daß der Führer ihrer Eskorte gefallen sein mußte. »Hier bieten wir ihnen die besten Ziele!«

Er wandte sich ihr zu – »Rasch, Herrin, ich werde Dich decken!«

Shanna, die Füße bereits von den Steigbügeln befreit, trieb die Stute nach vorn, rollte aus dem Sattel, fiel sich überschlagend auf die Straße und kroch auf die Bäume zu. Ihre klammernden Finger zerrupften Grasbüschel, ein Beerenstrauch schrammte ihr Gesicht; sie sah vor sich einen Baumstamm, nein, das Bein eines Mannes und rappelte sich hoch. Der kleine Dolch in ihrer Hand glänzte schwach im trüben Licht.

Sie spürte, wie das Messer ins Fleisch drang, zog es heraus, um erneut zustoßen zu können, während der Bogen und die Pfeile des Mannes zu Boden fielen, und dann schlossen sich harte Hände um ihre Arme; sie wurde nach hinten geschleudert und spürte die kalte Spitze einer Klinge an ihrer Kehle. »Rühr dich nicht, Bursche, wenn du am Leben bleiben willst« – drang eine grollende Stimme an ihr Ohr.

Shanna dachte an den sauren Atem des Mannes, von dem sie sich ihr Schwert erkämpft hatte. Es war besser tot zu sein, als lebendig in der Gewalt eines solchen Mannes! Sie stieß ihren Kopf nach rückwärts in das ungeschützte Gesicht ihres Gegners, und rammte ihm ihre Ellbogen in die Rippen, als sein Griff sich im ersten Augenblick jähen Schmerzes lockerte. Dann riß sie ein langer Arm herum, sie holte aus, und sein Abwehrschlag donnerte betäubend gegen ihren stählernen Helm. Der Helm fiel, und ihre schwarzen Haarflechten entrollten sich ungehindert. Shanna konnte sich nur noch schwach wehren, als ihr Gegner sie niederzwang und ihr Hände und Füße fesselte.

Sie starrte hoch und erblickte einen großen Mann – aus diesem Blickwinkel kam er ihr wie ein Baum vor -, der lächelte und das aus seiner Nase rinnende Blut zu stillen versuchte. Seine grauen Augen blinzelten aufreizend.

»Bei allen Göttern!« Die Stimme des Mannes kam gedämpft hinter der vorgehaltenen Hand hervor.

»Vielleicht war das Glück uns endlich gnädig. Es ist ein Mädchen!«

Hinter ihm in den Büschen krachte es, und weitere Männer tauchten auf, keiner so groß wie er, doch alle mit denselben schlichten Tuniken und braun-grünen Hosen bekleidet. Shanna vermerkte befriedigt, daß einige bluteten.

Einer der Ankömmlinge blieb vor Shannas Bezwiner stehen und hob salutierend seine Faust.

»Herr, Befehl ausgeführt! Andros ist tot, und Tarn hat einen Schuß durch die Lunge...« Der große Mann nickte. Die gebieterischen Züge seines Gesichtes verhärteten sich, als er die Stirn runzelte.

»Und dieses Weibsbild hat Vand erstochen. Haben wir noch mehr Männer verloren?« »Nur Verwundete, Herr – nichts Ernstes.« Shanna richtete sich mühsam auf. Zunächst gehorchte ihr die Stimme nicht, dann keuchte sie:

»Ihr Bastarde, was habt ihr mit den Männern meines Vaters gemacht?«

Ein Dutzend Augenpaare starrten sie an, und richteten sich dann, zögernd begreifend, auf ihren Anführer. »Ich dachte mir gleich, daß die alte Hündin im Wagen nicht das einzige war, das sie beschützen sollten!« rief der Mann, der Meldung gemacht hatte. Dann sah er seinen Anführer an und fuhr in sachlichem Ton fort. »Wir haben fünf getötet. Zwei sind verwundet, ich weiß nicht, wie schwer. Arni und Farel bewachen sie und die drei, die wir gefangengenommen haben.« Shanna schloß die Augen und schluckte, voller Kummer um die Männer, die sie im Laufe der einmonatigen Reise von der Stadt Sharn ins Herz geschlossen hatte. Und sie verzehrte sich vor Empörung. Sie waren angegriffen worden, als sie sich noch innerhalb von Shar-teyn befanden! Wenn ihr Vater das erfuhr...

»Ich sehe, daß auch Ihr eine gute Beute gemacht habt«, fuhr die verhaßte Stimme des Leutnants fort. »Wer ist es, den Ihr erwischt habt?«

»Ich glaube...« Der große Mann beugte sich nieder und zwang Shannas Kinn in die Höhe. »Ich glaube, ich habe die Ehre, euch die Königstochter von Shar-teyn vorzustellen!« Er richtete sich auf und deutete eine Verbeugung an. »Lady, erlauben Sie mir, mich vorzustellen. Ihr seid nun die

Gefangene von Roalt Larsenyi, früherer Prinzregent von Norsith. Und, wenn alles gut geht, werdet Ihr auch der Schlüssel zur Rückeroberung meines Throns sein!« Shanna schüttelte ungläubig den Kopf und zwang sich, wieder klar zu denken. »Ihr wollt, daß mein Vater Euch hilft?« Jetzt erinnerte sie sich – der Herrscher von Norsith war vor etwa zwei Jahren von seinem Neffen vom Thron gestoßen worden. Solange die Steuern pünktlich gezahlt wurden, schien der König nichts dagegen zu haben. Roalt hatte bei ihrem Vater um ein Bündnis nachgesucht, war aber abschlägig beschieden worden. Vollauf mit den Räubereien des Verbannten, Kintashe, beschäftigt, hatte Fürst Artinor weder die Zeit noch die Mittel, sich mit dem Unrecht, das im Lande irgendeines anderen geschah, zu befassen.

»Bei Yraines heiligem Feuer«, brach es aus Shanna hervor, »mein Vater wird Eure stinkende Haut an die Mauern von Sharn nageln! Warum müßt Ihr meine Männer töten? Hättet Ihr mich nicht einfach bitten können, ein Wort für Euch einzulegen?«

Roalt seufzte. »Wir hatten Euren Bruder zu Gast, als er und sein Gefolge im vergangenen Jahr durch diesen Wald kamen. Damals baten wir höflich. Doch er lehnte ab, und sein Gefolge war so zahlreich, daß wir nicht deutlicher werden konnten. Ihr seht ihm sehr ähnlich, Lady. Ich hielt Euch zuerst für irgendeinen Verwandten des alten Artinor, obgleich ich wußte, daß er keinen zweiten Sohn hatte. Nun wollen wir sehen, wieviel Ihr ihm wert seid.«

»O mein Lämmchen, du mußt dich nicht grämen...« flüsterte Nellis. »Ich habe dich aus den Armen deiner toten Mutter genommen und dich großgezogen, bis du eine Frau warst, und, wahrlich, du bist wie eine junge Göttin. Was könnte ich mehr vom Leben erbitten?« Nellis' Finger zuckten, und Shanna nahm ihre Hand und streichelte sie. Sie war so dünn und zerbrechlich, und das vermehrte ihre Furcht mehr, als alles andere. Während der achtzehn Jahre von Shannas Leben war Nellis für sie eine weiche Brust und ein tröstender Schoß gewesen, und manchmal ein Bollwerk, an dem sie unbeschadet ihre Wut austoben konnte. Was in dieser Welt war sicher, wenn Nellis so hinfällig werden konnte? »Du wirst wieder gesund!« sagte sie verzweifelt. »Mein Vater wird uns bald suchen lassen. Trink noch etwas Tee.« Shanna hantierte mit Becher und Schöpfkelle und bemerkte kaum, daß heiße Flüssigkeit ihr auf die Hand spritzte.

Nellis trank ein wenig Tee und sank wieder zurück. Shanna setzte den Becher nieder, straffte sich, und wegen der Männer, die sie von der anderen Seite der Lichtung beobachteten, zwang sie sich zu einem Lächeln. Hwilos, Sandy und Zansie allein waren von der Eskorte übriggeblieben, mit der sie aufgebrochen war. Sie war nun für diese Männer verantwortlich. Und für Nellis ebenso. Sie blickte herunter auf ihre alte Kinderfrau und zog sorgsam den Umhang zurecht, in den sie eingehüllt war. Als der Wagen umstürzte, war Nellis bewußtlos geworden; ihre Verletzungen schienen leicht zu sein, verglichen mit denen der verwundeten Männer. Aber irgendwie mußte sie innere Verletzungen davongetragen haben, oder sie litt vielleicht unter dem Schock des Überfalls. Jetzt wußte Shanna, daß es ein Verbrechen gewesen war, eine alte Frau auf diese Reise mitzunehmen. Doch sie hatte befürchtet, von einer affektierten Hofdame begleitet zu werden, und in Nellis hatte sie nie eine alte Frau gesehen...

Zwischen Shanna und dem Feuer bewegte sich ein Schatten. Sie sah auf und erblickte Fürst Roalt, der einen Überwurf in der Hand hielt, der aus weichen Biber- und Fuchspelzen zusammengenäht war. »Kann das helfen?« fragte er. »Er wärmt...«

Shanna nickte wortlos, hin- und hergerissen zwischen Zorn und Dankbarkeit. Wäre Roalt nicht gewesen, läge Nellis nicht hier, doch sie wußte, daß es sein eigenes Bett war, von dem der Fürst die Pelze genommen hatte.

Sie versuchte ihre Verwirrung zu verbergen, indem sie den Überwurf sorgfältig über Nellis' ausgezehrten Leib breitete. Als sie wieder aufblickte, bemerkte sie zu ihrer Überraschung, daß Roalt noch immer neben ihr war. Er saß auf der Erde, und sein Blick war nach innen gerichtet, als sei er mit seinen Gedanken weit fort. Im Gefühl jähren Wiedererkennens biß sich Shanna auf die Lippen und begriff, daß sie ihren Vater oft mit demselben kummervollen Ausdruck gesehen hatte. Ja, der frühere Herrscher von Norsith ähnelte in vielen Zügen ihrem Vater – nicht dem jetzigen Artinor, der verbraucht war durch Kriege, Intrigen und Angst um seinen Sohn, der von seiner Reise

nach Blindir nie zurückgekehrt war, wo er dem König seine Dienste anbieten wollte — sondern dem Manne, den sie aus ihrer Kindheit kannte, mächtig, entschlossen und, ja, *freundlich*...

Nachdem Nellis' Krankheit offenkundig geworden war, hatte Roalt nach Möglichkeiten gesucht, ihr zu helfen, doch es gab in der Nähe des Waldes keine Gehöfte, wohin man sie hätte bringen oder Heilkundige, die man hätte rufen können. Es war offensichtlich, daß die alte Frau weder die lange Reise zurück nach Sharn, noch, wenn Roalt es gewagt hätte, in das Land von Norsith überleben würde.

Wütend über ihre eigenen Empfindungen, stieß Shanna hervor: »Habt Ihr noch nichts von Euren Boten gehört, Fürst? Es ist fast zwei Monate her, seit Ihr sie nach Sharn geschickt habt. Vielleicht haben sie festgestellt, nachdem sie etwas anderes kennengelernt haben, daß das Leben im grünen Wald nicht so hübsch ist. Was läßt Euch glauben, daß sie zurückkehren werden?« Sie wappnete sich gegen seinen Wutausbruch, doch Roalt seufzte nur. »Ich schätze, ich verdiene Eure Worte — Ihr wolltet mir zu verstehen geben, daß es eines Herrschers unwürdig war, Euch gefangenzunehmen, und das ist wahr. Aber mit jedem Jahr wird der Druck meines Vetters Deneth auf mein Land stärker. Das Volk wird immer kraftloser, und der König greift nicht ein. Ein trauriger Abstieg für einen Fürsten, wie ein Tier in der Wildnis leben und Reisende überfallen zu müssen. Doch was sonst kann ich tun?«

Einen Augenblick lang schwebte Shanna eine Antwort auf den Lippen — er konnte sie nach Sharn zurückschicken, als sein Anwalt! Sie malte sich diese Szene in ihrer Phantasie aus, doch dann deren Fortsetzung, denn sie wußte, daß Fürst Artinor, hatte er seine Tochter erst einmal sicher zu Hause, niemals erlaubt haben würde, daß sie sich nochmals den Gefahren der Straße aussetzte. Sie schluckte. Roalt erhob sich. Die Gelegenheit war dahin. Shanna war beinahe drei Monate gefangen, als Nellis starb — und Roalts Boten nach Sharteyn waren nicht zurückgekehrt. Die Fülle des Sommers mündete unmerklich in die ersten kühlen Tage des Herbstes. Unabhängig von jener letzten hartnäckigen Hoffnung, die Roalt davon abhielt, Shanna freizulassen, hätte sie sich in seinem Lager beinahe wie ein Gast fühlen können. Seine Männer waren beeindruckt von ihrer Fechtkunst und bestanden darauf, ihre Ausbildung zu vervollkommen, indem sie ihr nicht nur die Handhabung des großen Jagdbogens, sondern auch die Kunst der waffenlosen Verteidigung beibrachten, die sie vor ihrer Gefangennahme hätte bewahren können.

Eines Tages, als die Sonne mit fast sommerlicher Wärme strahlte, schlenderte Shanna zum Fluß, um zu baden. In diesen Tagen bewachten sie die Männer aus Norsith nur locker. Sie warnten sie lediglich davor, zu weit flußaufwärts zu baden — und dies wohl mehr aus Besorgnis, sie könne in irgendeine Gefahr geraten, denn aus Furcht, sie könne fortlaufen — und waren überdies so höflich, sich zurückzuziehen und sie alleinzulassen.

Eine kleine Weile saß sie am Ufer und plantschte mit den Füßen im Wasser, um sich an dessen Kälte zu gewöhnen. Darauf holte sie tief Luft und glitt ganz hinein, so daß das Wasser, das zum Ende des Sommers nicht tief war, ihren ganzen Körper bedeckte. Es war sehr klar, doch schwach braun, so daß Shannas lange Beine darin die warme Tönung alten Elfenbeins annahmen.

Da sie an die gekachelten Bäder des Palastes gewöhnt war, hatte sich Shanna anfangs vor den braunen Tiefen des Flusses gefürchtet, doch sie hatte dort niemals Aufregendes gefunden, sondern bloß Elritzen und gelegentlich einen Panzerkrebs, der ungestüm zwischen den Steinen hindurcheilte. Nun wünschte sie sich nur, das Wasser wäre ein wenig tiefer gewesen. Vielleicht gab es in der Nähe der Quelle tiefere Stellen. Wassertropfen perlten wie Kristalle an ihrem Körper, als sie sich aus dem Wasser erhob und vorsichtig flußaufwärts zu gehen begann.

Shanna hatte keine Ahnung gehabt, daß die Wälder so friedlich waren oder so schön. Das lag daran, schätzte sie, daß die Verbannten selten so weit vordrangen, und sie hatte am Ufer ihre Kleider zurückgelassen, die so streng nach Schweiß und Kochfeuer rochen — die verräterischen Ausdünstungen der Menschen. Ein Otter schlüpfte fast ohne Spritzer vom Flußufer ins Unterholz; die Wälder vibrierten von kleinen Lauten, Geraschel und Gezwitscher — eine lebendige Stille, ganz anders als die leere Lautlosigkeit rings um das Lager.

Shanna stand einen Augenblick da und atmete tief die reine Luft ein. Die Baumstämme säumten das Flußufer wie Säulen einen Tempel. Herbstliches Sonnenlicht strahlte durch die sich verfärbenden Blätter in hundertfachen Abtönungen von Gold. Während es durch die Steine rieselte, sang das Wasser ein heimliches Lied, als riefte es nach ihr, und Shanna lächelte und ging weiter. Mit einem Mal sah sie, daß der Fluß durch zwei mächtige Felsblöcke gesperrt wurde, durch die das Wasser in einem kleinen Wasserfall hindurchschoß. Ihr Herz machte einen Sprung; im Schutze eines solchen Dammes mußte es gewiß einen Teich geben, wie sie ihn sich wünschte. Eifrig kletterte sie voran, kroch um die Felsblöcke herum und befand sich unversehens am Rand einer stillen Wasserfläche von etwa zwei Dutzend Fuß im Durchmesser. Silberbirken umstanden sie wie die Bögen rings um den heiligen Weiher am Tempel, in dem Shanna geweiht worden war. Mit einem Seufzer des Entzückens glitt sie mit ihrem ganzen schlanken Körper hinein.

Shanna hatte in der kalten See des Nordens schwimmen gelernt. Welche Lust war es, in diesem Wasser zu baden, das so ruhig war und doch frisch, als werde es fortwährend von einer Quelle gespeist, die in seiner Tiefe entsprang.

Mit ein paar kraftvollen Stößen durchschwamm sie den Teich, drehte sich auf den Rücken, ließ sich treiben und blickte hinauf zu den sanft lispelnden goldenen Blättern der Birken. Dann fand die steigende Sonne eine Lücke in den Zweigen, und ein Strahlenbündel fiel hinab auf die Oberfläche des Teiches. Geblendet drehte Shanna sich um Wasser und blinzelte, als sie ein ebensolches goldenes Licht erblickte, das aus der Tiefe des Wassers emporleuchtete. Neugierig geworden, holte sie tief Luft, machte im Wasser eine Rolle und tauchte. Vom Grunde des Teiches stieg ihr Spiegelbild zu ihr empor. Für einen Augenblick fand Shanna dies bloß lustig, doch dann erinnerte sie ein jäher Gedanke daran, daß es unter Wasser keine Spiegelbilder gab; außerdem war das Haar weißlich, welches das Gesicht, das zum ihrigen aufstieg, umwehte ... Weißlich, und seine hervortretenden Augen waren so klar und braun wie das Wasser des Teiches, und es stieg und stieg — Shannas Muskeln spannten sich, um sie an die Oberfläche zu treiben, und bleiche Glieder schlossen sich um sie, schlüpfrig wie Forellenhaut und *kräftig*.

Shanna kämpfte, wendete jeden Trick an, den Roalt ihr gezeigt hatte, doch alles, was sie sah, war ein Funkenschweif in der Dunkelheit; ihre Pulse hämmerten in ihren Ohren. Als ihre Glieder kraftlos wurden, spürte sie, wie eine unglaublich geschmeidige Hand über ihre Brüste strich und zwischen ihre Schenkel fuhr. Dann gab die schreckliche Umklammerung sie frei, und der Auftrieb ihres Körpers schnellte sie an die Wasseroberfläche. Shanna keuchte, schluckte Wasser und strebte keuchend einem Felsen am Rand des Teiches zu. Sie lag quer über dem Stein, und sog mit rasselnden Atemzügen die angenehme Luft ein. »Du bist kein *Mann*...«, sagte hinter ihr eine Stimme in einem sanften, betrübten Ton. Shanna wälzte sich herum. Das Gesicht ihres Alptraums schwamm auf der Oberfläche des dunklen Wassers. Shanna blinzelte, sah noch einmal hin und erblickte darunter den matten Schimmer eines Körpers.

»Es ist so lange her, daß sie mir einen Mann zum Spielen brachten, und der letzte ist zu rasch entzweigegangen...«, schmolten schmale Lippen. »Doch ein Stück von ihm habe ich behalten —« Das Wesen hob sich ein wenig aus dem Wasser, und Shanna sah, daß seine biegsamen Finger die blanke Wölbung eines männlichen Schädels liebkosten.

Eine Nixe... In einer von Nellis' Geschichten kam dieser Name vor. Kein Wunder, daß Roalts Männer sich gefürchtet hatten, stromaufwärts zu gehen. Shanna fragte sich, ob sie je erfahren hatten, was ihrem verschwundenen Gefährten zugestoßen war. »Bist du gekommen, um mich anzubeten?« fuhr die liebeliche Stimme fort. »Sie pflegten in jedem Frühjahr zu kommen. Sie brachten mir hübsche Dinge...«

Shannas Blick streifte den goldenen Schimmer in der Tiefe des Teiches. Sie zwang ihre Finger ihr zu gehorchen, nestelte die goldenen Ringe aus ihren Ohrläppchen und hielt sie der Nixe hin. »Herrin, wollt Ihr diese Ringe als mein Geschenk annehmen? Sie sind alles, was ich habe!« Als die Nixe nickte, warf Shanna die Ringe, die einen glitzernden Bogen beschrieben, spritzend ins Wasser fielen und verschwanden.

»Mein Name ist Sequilla -« das Lachen der Nixe klang wie ein perlendes Wasser, doch wenn sie lächelte, entblößte sie eine erschreckende Zahl nadelspitzer Zähne. In einem Strudel bleicher Haare tauchte sie unter, und als sie wieder erschien, war sie Shanna ein paar Fuß nähergerückt.

»Lady Sequilla...«, bestätigte Shanna und zog sich ein wenig zurück. Sie dachte nicht daran, dem Geschöpf ihren eigenen Namen preiszugeben. »Könnt Ihr mir vergeben, daß ich hier gebadet habe? Ich wußte nicht, daß Euch der Teich gehört.«

»Jeder weiß, daß dies mein Teich ist...« erwiderte die Nixe. Dann weiteten sich ihre Augen. »Doch vielleicht haben sie es vergessen. Sie pflegten im Frühjahr zu kommen, und...«

Shanna seufzte, als Sequilla ihre Geschichte wiederholte. Es hatte Prozessionen gegeben und eine Priesterin, Musik von Flöten und Trommeln. Damals hatten sie ihr goldene Geschmeide dargebracht und Blumengebinde und zuweilen Männer... Shanna fragte sich, wie lange das wohl her sein mochte. Sie hatte niemals von einer Zeit gehört, wo der Wald keine Wildnis gewesen war. »Aber dann gab es eine Schlacht, und danach kam niemand mehr...«

Die abschließende Klage der Nixe rief Shannas geschwundene Aufmerksamkeit zurück.

»O ja«, sagte Sequilla. »Dort drüben...« ein biegsamer Arm deutete auf eine tiefere Dunkelheit, eingerahmt von gebogenen Bäumen. Einen Augenblick verschwand sie, und tauchte dann wieder auf. »Sie sind noch da, weißt du, beide Heere.«

Beinahe gegen ihren Willen stand Shanna auf und schlich leise zum Waldrand. Die Brise war erfrischend kühl auf ihrer nackten Haut. Als die Zweige schwankten, drang Sonnenlicht für einen Augenblick in den Blätterbaldachin, und die höckerigen Schatten, die Shanna erspäht hatte, entpuppten sich plötzlich als ein grinsender weißer Schädel, umgeben von unversehrt glänzendem Goldgeschmeide, und mitten darin sah sie eine Krone und das Knochengerüst einer Hand, die noch immer den verwitterten Stumpf eines Schwertes umklammert hielt. Die Nixe stieß einen traurigen, perlenden Seufzer aus. »Manchmal erwachen sie, wenn neue Männer kommen, und wollen wieder kämpfen. So viele Männer... aber keiner von ihnen nützt mir etwas...«

Shanna schluckte ihre Übelkeit herunter, kehrte zum Rand des Teiches zurück und dachte scharf nach. Zwei Heere unbestatteter Toter, gefällt in Haß und Furcht – das war schon ein mächtiger Spuk! Kein Wunder, wahrlich, daß dieser Ort zum *Schattenwald* geworden war. Es war mehr als Kälte, was ihre Haut zum Prickeln brachte, und sie begann zum Ausfluß des Teiches zu klettern. »Geh nicht...« rief die Nixe klagend. »Ich unterhalte mich gern mit dir.«

Shanna schüttelte den Kopf. »Ich muß jetzt gehen. Vielleicht kann ich wiederkommen...«

»Komm ein anderes Mal wieder...« Die Nixe sang es halb. Sie schwamm auf den Rand des Teiches zu, und Shanna kroch mit mehr Hast als Anmut über die Felsen, die ihn umgaben. Doch selbst als sie flußabwärts stolperte, schien sie noch immer die Worte »ein anderes Mal« zu hören, die endlos von der silbernen Stimme des Wasserfalls wiederholt wurden.

Früh kam der Winter mit einem bitterkalten Wind, der jede kleine Öffnung in den Kleidern fand, und mit Flocken feuchten Schnees. Wenn Nellis so lange gelebt hätte, wäre dieser Schnee ihr Ende gewesen, dachte Shanna und zog ihren roten Umhang enger um den Körper. Man mußte der Göttin danken, daß man damit gerechnet hatte, die Reise werde sich über den ganzen Winter hinziehen, so daß die Truhen im zerstörten Wagen warme Kleider enthalten hatten. Doch sie hatte nicht erwartet, den Winter an diesem Ort zu verbringen!

Sie war davon ausgegangen, daß es möglich sein mußte, bei einem solchen Wetter in der Wildnis zu überleben, denn Roalt und seine Männer hatten dies bereits zweimal geschafft, bevor Shanna zu ihnen gekommen war. Aber in diesem Winter war die Stimmung verändert. Sie konnten nicht wissen, ob Gefangennahme oder Verrat Roalts Boten an der Rückkehr gehindert hatten, doch die Hoffnung war dahin. Die Augen der Männer zeigten bereits jetzt einen leeren Ausdruck, und der Winter war erst einen Monat alt.

Roalt weiß, daß sie ihren Lebenswillen verloren haben – dachte Shanna, die ihn beobachtete, während er ein neues Scheit in das kalte Feuer schob. *Was wird er unternehmen?* Während dieser

letzten beiden Wochen war er sehr schweigsam gewesen, und die Kummerfalte zwischen seinen Brauen vertiefte sich, bis sie aussah wie eine Narbe. Es zuckte ihr verlangend in den Fingern, sie wegzustreicheln. Shanna machte eine Bewegung, aufzustehen und zu ihm zu gehen, als ihr jäh klar wurde, was sie tun wollte. Sie ließ sich wieder in den Schnee nieder und krümmte ihre Finger, bis sie sich in die Handfläche eingruben. Sie versenkte sich in sich selbst und untersuchte nicht Roalts Handlungen, sondern die ihren. *Meine Männer haben ihr Wort gegeben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, aber nicht ich... Und es ist schon einige Wochen her, seit ich Roalt gebeten habe, mich gehen zu lassen... Warum bin ich noch hier?*

Sie saß im Schnee, vergaß die Kälte und spürte, wie Halbgedachtes sich aus ihrem Inneren nach oben drängte: *Roalt hat verloren. Seine Männer bleiben hier, weil sie ihn lieben – und das tue ich auch.*

Unbeweglich saß sie da, warme Tränen rollten über ihre Wangen und fielen unbeachtet in den Schnee, während sie in ihrer Erinnerung alles wiederholte, was sie je zu ihm und er zu ihr gesagt hatte. Und ein wenig später drängte sich ihr, wie von selbst, eine weitere Frage auf.

Wenn es also keine Hoffnung mehr gab, warum hatte dann Roalt nicht sie und die anderen fortgeschickt? Ihr Herz machte einen Sprung – Vielleicht, weil er sie auch liebte? Sie sprang auf die Füße, wollte zu ihm, als sie sah, wie der Wachtposten ungestüm herbeigerannt kam und fast ins Feuer rutschte, bevor er vor seinem Anführer Aufstellung nahm. Shanna blieb mit pochendem Herzen stehen. Hatte sie sich geirrt? War die Antwort ihres Vaters endlich da? Doch der Gesichtsausdruck des Postens verriet keine Freude, und Roalts Züge wurden grimmig. Jetzt stampften aus allen Richtungen Männer auf die Lichtung und griffen nach ihren Waffen. Geraune wurde laut und ebenso rasch leiser, als sich die Männer lauschend um Fürst Roalt und den Posten geschart hatten. Dann nickte Roalt schließlich, drehte sich um und gebot mit erhobener Hand Schweigen. Es trat schneller ein, als Shanna es für möglich gehalten hätte. Einen Augenblick lang waren die einzigen Geräusche das Knacken des Feuers und das Schurren, mit dem eine Ladung Schnee von einem Ast rutschte.

»Wir haben es weit gebracht, meine Brüder und Waffengefährten...« Roalts tiefe Stimme war nicht laut, doch Shanna verstand jedes Wort, als spreche er ihr ins Ohr. »Wir haben meinen Vetter davon überzeugt, daß wir eine Gefahr für ihn sind. Er bringt seine Streitkräfte hierher — Ein Kompliment für uns, wenn jemand ein Heer auf zwei Dutzend Männer losläßt, meint ihr nicht auch?«

Es gab ein gedämpftes wölfisches Gelächter, doch Shanna konnte merken, daß alle Männer ihre Chancen abschätzten – entweder zu kämpfen oder zu fliehen. Big Hwilos machte den beiden anderen Männern aus Shartheyn Zeichen, und alle drei bezogen Posten hinter Shanna, die ihnen mühsam zulächelte. »Was mich angeht« – Roalts Stimme wurde hart — »ich denke nicht daran, wieder fortzulaufen. Wenn ich den Feind in diesem Kampf vernichten kann, werde ich am Ende der Sieger sein. Wenn nicht – auch gut. Deneth wird mich niemals im Triumph durch die Straßen von Ennis Narr schleifen!«

Einer der Männer begann einen Beifallsruf. In gezogenen Schwertern spiegelten sich undeutlich Schnee und Himmel wieder. »Wir werden an deiner Seite stehen, Herr!« riefen sie. »Tod oder Sieg!«

Shanna schluckte. Der Schlachtruf hallte in ihren Ohren wie die bittersüße Verlockung eines entfernten Hornrufs. O ja – war nicht ein rasches und ruhmreiches Ende besser als ein Leben in Schmach?

Roalt wandte sich um. Shanna begann zu zittern, als sein Blick, dieses eine Mal unverhüllt, auf ihrem Gesicht brannte. Doch bevor sie lesen konnte, was seine Augen sagten, veränderten sie sich wieder, und ein weiteres Mal verbarg der Schild männlicher Würde die Nacktheit seiner Seele.

»Dann werden wir kämpfen...« Er sprach zu seinen Männern, doch seine Augen waren weiter auf Shanna gerichtet. »Doch bevor das geschieht, Lady, müssen wir Euch loswerden. Ich denke, daß sogar Deneth eine Unterhändlerflagge respektieren wird, welche die Tochter Artinors trägt!«

Shanna schielte auf die Gesichter der Männer, die bei ihr standen, und als sie Enttäuschung darin las, begann sie zu lachen. »Aber, mein Prinz, wie könnte ich Euch eines Siebteils Eurer Streitmacht berauben? Ihr wolltet ein Bündnis mit Shariteyn — jetzt habt Ihr es!« Sie zog ihr Schwert, das mit dem wohlklingenden Geräusch von Stahl aus der Scheide glitt, drehte es um und bot ihm das Heft dar.

Nun, da die Entscheidung getroffen war, verspürte sie eine tiefe Freude. Es war gewiß ein Geschenk, entscheiden zu können, mit wem man sterben wollte – und als Kamerad anerkannt zu werden von diesen Männern, von *diesem* Mann – Dies war genau der Augenblick, für den sie ihr Schwert der Göttin Yraine geweiht hatte! Merkwürdigerweise bedauerte sie in dieser Sekunde die Unvermeidbarkeit von Roalts Tod mehr als die ihres eigenen. Der Prinz runzelte die Stirn; er setzte zum Sprechen an – um ihr Angebot zurückzuweisen? Aber Shannas Männer nickten, und Roalts Getreue begannen erneut Beifall zu spenden. Da ertönte aus einiger Entfernung die rauhe Tonfolge eines Trompetensignals. Die Hände der Männer griffen nach den Waffen. Dann seufzte Roalt. »Das ist das Norsith-Signal, das Lager aufzuschlagen«, sagte er. »Sie haben einen langen Marsch hinter sich. Wahrscheinlich werden sie heute nacht rasten, und uns im Morgengrauen angreifen. Wir werden das Gleiche tun«, fuhr er fort, »und ihnen am Morgen einen harten Kampf liefern. Vergeßt nicht: wir kennen die Wälder, wie sie es nie tun werden. Und... Shanna...« – Sein Ton wurde härter – »ich muß unter vier Augen mit Euch sprechen...«

Shanna setzte sich auf, um sich sogleich wieder in ihre Decken zu hüllen, als die Kälte der Mitternacht an den ungeschützten Leib drang. Sie hatte sich in ihren Kleidern schlafengelegt — das hatten alle getan – doch dies war die kälteste Stunde der Nacht, in der unter dem Frosthaut des Mondes der Himmel zu gefrieren schien. Sie hörte die regelmäßigen Atemzüge der Männer ringsum, ein gelegentliches Schnarchen, ein Murmeln, wenn jemand vom bevorstehenden Kampf träumte.

Sie war froh, daß die Männer schlafen konnten. Sie hatte nicht mehr als ein quälendes Dahindösen zustandegebracht, seit sie sich niedergelegt hatte. Vorher hatte sie eine Stunde mit Roalt herumgestritten, eine Auseinandersetzung, die keiner von beiden für sich entscheiden konnte. Er hatte darauf bestanden, alles zu versuchen, um sie zu schützen, doch er mußte wissen, daß er sie nicht davon würde abhalten können, in den Kampf einzugreifen, selbst wenn er sie fortschickte. Und dann wären sie beide tot, und es würde überhaupt keine Rolle mehr spielen, was vorher gewesen war. Es sei denn — Shanna erschauerte, nicht nur vor Kälte, denn der Gedanke, der sie vom Schlafen abgehalten hatte, war gewiß eisig genug, ihr Schauer über den Rücken zu jagen. Furchteinflößend – und sehr wahrscheinlich verrückt. Doch wenn ihr auf jeden Fall der Tod bestimmt war, wie konnte sie das Risiko scheuen, das Roalt vielleicht davor bewahrte, ebenfalls zu sterben? Wenn nur die vergangenen Monate ihr genügend Seelenstärke und Kenntnis der Wälder eingebracht hatten, die Tat zu vollbringen, die sie vorhatte! Ihr suchender Blick fand das dunkle Bündel, das Roalt war, der auf der anderen Seite des Feuers schlief, und ihr Herz flüsterte Worte des Abschieds, die auszusprechen, sie ihren Lippen niemals erlaubt hätte. Zuerst hatte sie gehofft, daß sie in dieser letzten Nacht miteinander schlafen würden. Warum nicht? Shanna hatte im vergangenen Jahr am Baalteyn-Feuer der Göttin gegeben, was sie ihr schuldig war, und er hätte sich wegen ihrer Unschuld keine Sorgen zu machen brauchen. Doch jetzt war sie froh. Es war gewiß besser, Roalts Leben zu retten, als in seinen Armen zu schlafen! Auffällig gähmend stand Shanna auf und bewegte sich auf die Bäume zu. Wenn sie Glück hatte, würde der Mann der Wache hatte, glauben, sie ginge, um sich zu erleichtern, in den Graben, wo die Pferde waren. Calur hob ihren Kopf, als Shanna sich näherte, und sie legte die Hand auf die Nase der Stute, um sie zu beruhigen. Doch, obgleich das Pferd schnaubte, und bei der Berührung von Sattel und Zaumzeug tänzelte, folgte es Shanna willig über den vom Mondlicht gefleckten Pfad, der zum Fluß führte und hielt still, als Shanna aufsaß.

Als sie im Sattel saß, blickte Shanna zurück, und dann nicht wieder. Sie durfte sich nicht gestatten, darüber nachzudenken, ob Roalt vielleicht erwachte, feststellte, daß sie verschwunden war und glaubte, sie sei fortgelaufen... Nein – es war wichtiger, sich Gedanken darüber zu machen, ob sie im unsicheren Licht des Mondes den Pfad wiederfinden würde. Nach ihrer Begegnung mit der Nixe hatte Shanna einige Zeit darauf verwendet, die Grenzen des alten Schlachtfeldes zu erkunden. Vom Rande des Waldes bis zum Teich der Nixe führten die Reste einer alten Straße darüber hinweg - vermutlich der lange vergessene Prozessionspfad. Wenn Shanna gelang, was sie sich vorgenommen hatte, würde diese Straße sie aus dem Wald zu den Lagerfeuern Fürst Deneths führen... Dieses Mal kam ihr der Weg kürzer vor. Shanna lenkte die Stute den Fluß entlang, dessen Stimme nun gedämpft unter dem Eis hervorklang, das ihn gefangenhielt, und suchte den Teich, wo die Nixe unter einer Kristalldecke schlief, die im Licht des Mondes glitzerte. Im mondlichtbleichen Himmel blinkten Sterne wie Eisscherben. Die Lücke in den Bäumen, die zum Schlachtfeld führte, gähnte wie ein offenes Tor.

»Heilige Yraine, süße Herrin der Sterne!« flüsterte Shanna mit kalten Lippen. »Nun stärke und schütze mich!« Calur mit Hand und Stimme besänftigend, lenkte Shanna die Stute durch die dunkle Öffnung in die Schatten, die dem Wald seinen Namen gegeben hatten.

Mondlicht sickerte mit trügerischem Glanz durch ein Netz kahler Zweige. War das der mondversilberte Rand eines Schildes oder bloß der Umriß eines Astes ? Und dort – war das ein Totenschädel oder bloß eine glatte schneebedeckte Kuppe? Steifbeinig und vorsichtig trippelte die Stute vorwärts. – Und machte zitternd Halt vor dem nackten Rumpf eines stehenden Steins. Shanna starrte ihn an und stellte beunruhigt fest, daß der Menhir, obgleich überall dick Schnee lag, keine Spur davon aufwies. Sogar der Boden an seinem Fuß war frei. Und im nächsten Augenblick, als sie scharf hinschaute, erblickte sie andere Dinge – rund um den Stein einen Ring vermischter Trümmer von einer zerfallenden Rüstung und von weißen Gebeinen, und, gegen ihren Fuß gelehnt, ein zusammengeschrumpftes Skelett mit einem Schädel, der sie aus leeren Augenhöhlen zu beobachten schien, und dessen Hand noch immer ein ziseliertes goldenes Schwert umklammerte. Shanna umklammerte mit kältestarren Fingern das Heft ihrer eigenen Waffe. Als sie das Schwert zog, zerstreute und brach sich Mondlicht auf der Vorderseite des Menhirs, und das alte Schwert an seinem Fuß sandte wie zur Antwort ein Glitzern zurück. »Herr der Schatten« – Shannas Stimme brach sich; sie schöpfte röchelnd Atem und rief erneut. »Herr der Schatten, seid Ihr da? Ich rufe Euch!«

Ihre Stimme kam ihr dünn und geisterhaft vor; weiße Dunstwölkchen trugen wie entschwindende Geister ihre Worte hinweg. Jedoch so leise ihr Ruf gewesen war, er wurde gehört. Ringsumher verspürte Shanna eine Unruhe. Calur schlug unbehaglich aus. Shanna spürte die kraftvollen Muskeln unter sich, bereit zur Flucht, und zog die Zügel an.

»Sei friedlich, Liebchen, nur noch einen Augenblick... ich werde deine Geschwindigkeit bald brauchen!« flüsterte sie, und fügte noch leiser hinzu: »Heilige Herrin der Sterne, mach, daß ich keine Angst habe!« Doch ihr Atem ging kurz. Strenger als sie ihr Pferd zur Ruhe gezwungen, zügelte die Vernunft ihre Furcht. Die Schatten wurden tiefer, trübten das Mondlicht. Etwas bewegte sich unmerklich am Fuße Menhirs.

»Wer ist es, der unseren Schlummer stört?« Die Stimme klang wie ein Widerhall der Erde, wie aus Luft gefiltert. »Das Schlachtfeld gehört uns, bis in alle Ewigkeit. Wappne dich, Herausforderer, und kreuze die Klinge mit mir!«

Shanna sah, wie aus der Dunkelheit ein schärfer umrissener Schatten sich hob und war mit einem Schlag sicher, daß er, würde er fallen, mehr zerstören würde als ihr körperliches Leben. Ihre Stimme hob sich, schrillte und übertönte das Gestammel ihrer verängstigten Seele.

»Ich bin nur ein Herold, doch an der großen Straße wartet ein Heer auf Euch. Wenn Ihr Euren Sieg erfechten wollt, so folgt mir!«

Und schon ließ sie die Zügel los und grub ihre Fersen in die Flanken der Stute. Als Calur vorwärts schoß, klammerte sie sich an die dunkle Mähne des Pferdes, und hinter ihr brauste die Dunkelheit wie ein Wirbelwind.

Die Stute suchte sich selbst den Weg durch das Wirrwar der Bäume, denn Shannas ganzer Wille war darauf gerichtet, im Sattel zu bleiben, während ihr der Wahnsinn auf den Fersen war. Und dann lichteten sich die Bäume und sie brachen in eine Welt, bleich vom Mondlicht – weiße Straßen, graue Felder und die geisterhaften, von Laternen erhellten Zelte des Feindes. Shannas Schwert flackerte wie eine silberne Flamme, als sie durch das Lager galoppierte. Ein aufgeschreckter Wachtposten sandte ihr einen Pfeil nach, doch später, als sie an seine vor Entsetzen aufgerissenen Augen dachte, wunderte sie sich, daß er überhaupt hatte auf sie anlegen können. Sie raste durch das Lager und wieder hinaus, doch erst nach einer Weile konnte sie das durchgegangene Pferd auf freiem Feld zum Halten bringen, dessen Flanken zitterten und dessen Hals mit weißem Schaum bedeckt war. Sie wendete die Stute und blickte zurück, um zu sehen, was sie angerichtet hatte.

Schatten wie ziehende Nebel entfärbten das Mondlicht, wurden dünner, erstarrten, wurden von Fackelschein aufgerissen, wurden dann dunkler und erstickten die Fackeln. Sie war zu weit entfernt, um die Schatten auszumachen, die sich in jener Dunkelheit befanden, und sie war froh darüber. Aber sie konnte die Rufe der Männer hören, die im Kampf gegen einen nicht greifbaren Feind über sich hinauswuchsen.

Nach einer Weile zwang Shanna die Stute zu einem langsamen Trab über die Wiese hin und zurück, damit die Kälte ihr keinen Schaden zufügte. Sie selbst aber beobachtete noch immer das stürmische Geschehen an der Straße, bis der Mond sank, der dunkle Himmel bleich wurde und die ersten Strahlen der steigenden Sonne das Heer der Schatten, vollauf befriedigt, zum Rückzug trieb in den Wald, dem sie ihren Namen gegeben hatten.

Als Prinz Roalt und seine Männer hinter den Lauerstellungen und Schutzwehren, die niemand auf die Probe gestellt hatte, hervorkamen, um festzustellen, was aus ihrem Feind geworden war, erblickten sie Shanna. Sie war erschöpft, beinahe bewußtlos, doch noch immer hielt sie sich auf dem Rücken ihrer erschöpften Stute, und kam ihnen über die aufgewühlten Felder entgegen. Sie erzählte ihnen, sie habe einen sonderbaren Lärm gehört und sei ausgeritten, um nach dem Rechten zu sehen. Sie wußte nicht, ob man ihr glaubte. Es war ihr gleichgültig.

Wo in der Nacht zuvor ein Heer gewesen war, fanden sich nur noch wenige Männer, die geistesabwesend umherirrten und einige andere, die durch Glück oder die Barmherzigkeit der Götter überlebt hatten. Sie begrüßten den Prinzen als ihren Retter, den Mann, den zu vernichten, sie ausgezogen waren. Die anderen waren tot, niedergestreckt von der Furcht oder von ihren wahnsinnig gewordenen Kameraden.

Shanna half eifrig beim Sammeln von Holz für die Verbrennung der Toten, damit deren Seelen frei würden, doch über die Ursache ihres Sterbens sagte sie nichts: erst war es das Entsetzen und später eine Art von Scham gewesen. Diese Art, sich mit einem Feind auseinanderzusetzen, hatte man sie nicht gelehrt. Hätte sie geahnt, was geschehen würde, hätte sie die Schatten nie gerufen, selbst wenn es die einzige Möglichkeit gewesen wäre. Und niemand stellte ihr Fragen. Prinz Roalt war, wie vorauszusehen, zur Gänze mit den Vorbereitungen beschäftigt, die für die erneute Übernahme der Macht in Norsith notwendig waren. Erst als alles für den Aufbruch nach Ennis Narr bereit war, hatte er Muße, mit Shanna zu reden, und bis dahin hatte sie Zeit, sich darüber klarzuwerden, was sie tun mußte.

»Meine Gebieterin!« Der Prinz erhob sich, um Shanna zu begrüßen, als sie das Zelt betrat. Er trug eine Halsbinde aus tiefblauem Leder über Stahlplättchen, befestigt mit Goldspangen, die er im Gepäck seines Veters gefunden hatte und hohe Stiefel mit einem Überzug aus schwerer purpurfarbener Wolle, mit Eichhörnchenpelz gesäumt. Shanna kam jäh zu Bewußtsein, daß ihr eigenes Wams befleckt und ihre Reithose geflickt war, und sie schlug das ausgebleichte Scharlachtuch ihres Umhangs um sich – doch der Umhang war kaum ansehnlicher, nachdem sie ihn so lange nicht abgelegt hatte. Auf dem Menibbe-Teppich in der Mitte des Zeltes blieb sie

stehen und blickte Roalt an. Reinlich und seinem Rang entsprechend gekleidet, war der Prinz nicht mehr der abgerissene Wolf aus den Wäldern, den sie gekannt hatte. Ihr Verhältnis hatte sich grundlegend verändert, dachte Shanna bitter, denn mit Sicherheit war sie nicht mehr die verwöhnte Prinzessin, die er gefangenhielt.

Seine grauen Augen leuchteten, seine großen Hände umschlossen ihre Schultern. »Lady Shanna«, wiederholte er weicher. »Am Morgen brechen wir auf. Ich möchte, daß Ihr mit mir reitet...«

»Bin ich noch Eure Gefangene, Prinz?« Sie lächelte schwach. Er schüttelte lächelnd den Kopf. »Lange Zeit, glaube ich nun, bin ich der Eure gewesen. Komm mit mir als mein angetrautes Weib, Shanna – irgendwo werden wir geeignete Kleider für dich auftreiben. Ich denke, dein Vater wird jetzt dem Bündnis zustimmen, nachdem ich die Macht zurückgewonnen habe!« Seine Arme umschlossen sie; er hob ihr Kinn und seine festen Lippen fanden die ihren. So viele lange, einsame Nächte hatte sie sich nach diesem Augenblick gesehnt, und Shanna ließ sich gegen ihn sinken. Sie begriff sehr wohl, was er ihr anbot – Sicherheit, Luxus, einen ehrenvollen Platz – alle die Dinge, vor denen sie geflohen war, als sie Sharteyn verlassen hatte.

Nach wenigen Augenblicken seufzte sie und machte sich von ihm los. »Ich muß meine Reise nach Brindir beenden.«

»O süße Shanna!« Roalt schüttelte nachsichtig den Kopf. »Was hoffst du ausrichten zu können, was nicht auch ein Bote könnte, den ich oder dein Vater schicken?« Irgend etwas in ihrem Gesichtsausdruck mußte sie verraten haben, denn er fuhr fort. »Bleib wenigstens bei mir in Ennis Narr, bis der Frühling kommt...« Sie starrte ihn an. Wäre es anders gewesen, wenn er sie gerettet hätte? Um ihn zu schützen, hatte sie ihre Seele besudelt. Schon gingen wegen ihres Rittes im Lager Gerüchte um, und sie wußte, daß der Schatten jener unirdischen Schlacht immer zwischen ihnen liegen würde.

»Mein Eid verpflichtet mich -« sie zuckte entschuldigend die Achseln, um seinen verletzten Stolz zu besänftigen. Doch es war nicht das Versprechen, ihren Bruder heimzubringen, das sie wieder forttrieb, sondern ein anderer Eid, der nämlich, den sie Yraine geschworen hatte.

»Nun gut, wenn du zurückkehren willst« — Seine Erwiderung bedurfte keiner Antwort. Er küßte sie noch einmal, diesmal auf die Stirn, und sein Arm lag über ihren Schultern, als er das Zelttuch des Eingangs beiseiteschlug.

Ihre Männer erwarteten sie – Big Hwilos, Sandy und der narbenbedeckte kleine Zan — bereits zu Pferde, mit dem beladenen Packpferd und Calur. Ihre Augen wurden ein wenig größer, als sie Shanna mit dem Prinzen erblickten, doch bevor sie etwas sagen konnten, löste sie sich aus Roalts Umarmung und ergriff die Zügel der Stute.

»Was starrt ihr mich so an?« sagte sie barsch und schwang sich in den Sattel. »Wir haben schon viel zu viel Zeit verschwendet. Auf geht's...«

Roalt stand vor seinem Zelt und sah ihr nach, als sie fortritt. Doch sein Gesicht lag im Schatten, und als sie sich umblickte, sah sie nur noch die Umrisse seiner Gestalt vor den halbdunklen Baummassen. Calur warf den Kopf hoch, wehrte sich gegen die straffen Zügel, und Shanna wandte sich ab, um die Stute dahinpreschen zu lassen, frei unter dem offenen Himmel.

BRUCE D. ARTHURS

Eine der vielen Versuchungen, denen ein Herausgeber sich ausgesetzt sieht – zumal wenn er über 400 Manuskripte liest, wovon viele amateurhaft geschrieben sind und von Klischees strotzen – liegt darin, nur Geschichten von renommierten Autoren anzunehmen. Kein Herausgeber kann es sich leisten, auf solche namhaften Autoren zu verzichten. So habe ich in diese Anthologie erneut viele Geschichten von Autoren aufgenommen, die in Schwertschwester vorgestellt wurden, weil ich glaube, daß die Leser sie als alte Freunde begrüßen werden: Jennifer Roberson, Diana L. Paxson, Charles Saunders, Phyllis Ann Karr etc. Aber ich spüre auch die Verpflichtung, die Arbeiten vielversprechender Neulinge zu drucken, besonders wenn ihre Geschichten mich wirklich fesseln und erregen. Eine solche Geschichte ist »Einhornblut« von Bruce D. Arthurs. Ich muß zugeben, daß ich beim ersten Blick auf die Geschichte aufstöhnte. Aus dem einen oder anderen Grund sind Einhörner (und Drachen) in den letzten Jahren Klischee-Geschöpfe geworden, und wegen der legendären Reinheit der Einhörner sind die meisten dieser Klischee-Geschichten von so viel Süße und Licht erfüllt, daß man krank davon werden könnte. Meine Toleranz gegenüber niedlichen Tierchen ist minimal oder gleich Null, und ich las die ersten zwei Seiten mit einem Ablehnungsvordruck in der Hand. Dann jedoch packte mich die Geschichte so sehr, daß ich tatsächlich vergaß, daß sie von einem mir bekannten Autor stammte (ich bin dafür bekannt, daß ich den Arbeiten junger Autoren aufgeschlossen gegenüberstehe). Bruce erinnerte mich daran, daß die ersten drei Seiten seiner Geschichte eigentlich auf meiner Schreibmaschine geschrieben wurden, als er und seine Frau Margaret Hildebrand nach einer Tagung bei mir zu Gast waren. Dies ist nicht die übliche flapsige Erstlings-Geschichte, Tatsächlich ist es überhaupt nicht Bruce's erste Geschichte. Vor Jahren bereits erschien in Amazing eine Probe seines verschrobenen Humors; doch dies ist seine erste »ernste« Erzählung.

Und sie ist ernst zu nehmen; es ist keine leichte Aufgabe, Einhorn-Geschichten in seriöse und lesbare Abenteuer geschichten zu verwandeln. Hier ist es gelungen.

Es ist erwiesen, daß das nicht unmöglich ist. Ein anderer ernstzunehmender und vielversprechender Neuling, Robert Cook, hat mit »The Woodcarvers' San« (in meiner Anthologie Greyhaven) eine Einhorn-Geschichte von beißendem Realismus geschaffen. Robert Cook hatte keine Chance, die in ihn gesetzten Hoffnungen zu erfüllen; sein vorzeitiger Tod vor der Veröffentlichung der Geschichte, verhinderte es. Ich möchte glauben, daß er, wäre er noch am Leben, diese Geschichte oder eine ähnliche geschrieben haben könnte. – MZB

BRUCE D. ARTHURS
Einhornblut

Das Geschöpf verließ die Dunkelheit unter den hohen Bäumen und trat in das Mondlicht, das die kleine Lichtung am Rand des rieselnden Bergbaches beschien. Es war so groß wie ein kleines Pony, doch es hatte einen Kopf wie eine Ziege und gespaltene Hufe. Sein schneeweißes Fell schimmerte silbrig im Mondlicht. Aus der Mitte seiner Stirn ragte ein kurzes Horn aus gewundenem Knochen hervor.

Die Frau saß auf einem mächtigen Felsen am Rande des Bachs. Ihr Gewand, eine schlichte, langärmelige Tunika, bestand aus einem Stoff, der ebenso strahlend weiß war wie das Fell des Einhorns. Ihr kupferrotes Haar ergoß sich in lockeren Wellen über ihren Rücken. Als das Einhorn aus der Dunkelheit hervorschritt, lächelte sie und streckte ihm lockend ihre Hand entgegen. Das Einhorn kam näher, von Liebe geblendet und unwiderstehlich vom Zauber der Jungfrau angezogen. Es ließ sich vor der rothaarigen Frau auf die Knie nieder, legte seinen Kopf in ihren Schoß und sah voll Verehrung zu ihr auf.

Die Frau streichelte die Kehle des Einhorns. Das Geschöpf stieß einen Seufzer des Behagens und der Liebe aus, und machte seinen Hals noch länger. Die Frau blickte hinunter und lächelte. Dann nahm sie das Messer, das sie in einer Falte ihres Gewandes versteckt gehalten hatte, und schnitt dem Einhorn die Kehle durch.

Als Kerai drei Tage darauf in die Stadt zurückritt, ähnelte sie nur wenig jener Frau, die am Bergbach gesessen hatte. Die blutige Tunika war durch ein Hemd und durch Reithosen aus dunklem Leder ersetzt worden; die hochschäftigen Stiefel waren aus noch dunklerem Leder. Die Wellen des roten Haares waren zusammengeflochten, und wurden im Nacken von einem Knoten gehalten. Das Messer trug sie nun deutlich sichtbar in einer Scheide an ihrer Hüfte und, über den Rücken geschlungen, ein kurzes Schwert. Die Geschäftsräume von Shar, dem Kaufmann, befanden sich in einem fensterlosen Gebäude, dessen schwere Eichentür von zwei ungeschlachten, brutal blickenden Schurken bewacht wurde. Sie machten Platz, als Kerai absaß und die Tür mit dem Fuß aufstieß. Die Wächter wechselten nervöse Blicke, als sie die Tür hinter sich zuschmettete. Kerai war Jungfrau, und hatte klar zu verstehen gegeben, daß sie dies auch bleiben wollte; mehr als ein Mann hatte Blut und manchmal das Leben verloren, als er versuchte die Meinung der todbringenden, rothaarigen Hündin zu ändern. Kerai schritt an den Tischen vorbei, wo Gehilfen und Buchhalter in den Lichtkegeln flackernder Kerzen arbeiteten, und betrat Shars Kontor.

Der Kaufmann und Händler hatte den Körper und das Gesicht eines fröhlichen, fetten Mannes mit rosigen Wangen und einem üppigen weißen Bart. Doch dieser Eindruck wurde durch die schwarzen, schlangengleichen Augen widerlegt, die, unabhängig von Wangen und Bart, die Welt ohne Erbarmen betrachteten. Außer Shar war noch ein zweiter Mann im Kontor, wie Kerai beim Eintreten bemerkte, jedoch als ungefährlich nicht beachtete. Die draußen postierten Wachen hätten *ihn* entwapfenet. Sie stellte lediglich fest, daß er groß war, sogar im Sessel in der Ecke sitzend, daß er schlank war und dunkelhäutig: ein Ausländer. Ohne stehenzubleiben, schritt sie auf Shar zu, öffnete den Beutel an ihrem Gürtel und warf seinen Inhalt auf den Tisch. Das blutbefleckte Horn beschrieb einen Bogen, rollte und blieb vor dem Kaufmann liegen.

»Da hast du ein letztes Hörn, Shar«, bemerkte sie. »Es ist genauso wie die übrigen. Jetzt gib mir mein Geld.« Die Augen des Kaufmanns wanderten gemächlich vom Horn zu der Frau, die vor ihm stand. »Sehr merkwürdig«, sagte er mit sanfter Stimme, »wir haben gerade von dir gesprochen.«

Kerai warf dem Fremden in der Ecke einen Blick zu. Dieser antwortete mit einem aufmerksamen Zurückstarren.

»Willst du nicht Platz nehmen, Kerai?« fuhr der Kaufmann fort und deutete auf den zweiten Sessel. Kerai wandte sich wieder Shar zu. »Zuerst mein Geld.« Sie streckte ihm ihre linke Hand hin. Ihre rechte lag wie zufällig auf dem Heft ihres Messers.

Shar lachte vor sich hin. Dann schloß er eine Schublade im Tisch auf. Er zählte dreißig Goldstücke in Kerai Hand, legte das Horn in die Lade und verschloß sie wieder. Kerai verstaute das Gold in dem Beutel, in dem das Horn gewesen war.

Sie saß im Sessel und betrachtete den Fremden eingehender. Shars Geschäfte führten ziemlich häufig reisende Fremde in die Stadt, doch sie konnte nicht sagen, woher dieser Mann kam. Dunkle Haut ließ im allgemeinen darauf schließen, daß jemand aus Val-akar kam, oder von den tropischen Inseln noch weiter südlich, doch die Muster, mit denen die Kleidung des Fremden bedruckt waren, hatte sie nie zuvor gesehen. Er hatte ein langes, schmales Gesicht mit einer scharfen, hakenförmigen Nase und hohen Wangenknochen. Im Kerzenschein sahen seine Augen schwarz aus, doch sie schätzte, daß sie draußen in der Sonne von einem tiefen Braun waren. Er war ernst und verschlossen, jedoch nicht finster.

»Mein Name ist Agrobo«, begann er mit einer voll klingenden Stimme. »Und ich möchte ein Einhorn töten lassen.«

»Ein besonderes Einhorn«, unterbrach Shar.

»Warum?« fragte Kerai nach einer Pause. »Einhörner sind selten, aber man kann sie finden. Warum ein bestimmtes Einhorn? Sie müßten wissen, daß es *sein* Horn gewesen sein könnte, das ich gerade hergebracht habe.«

Agrobo lächelte; es war kein angenehmes Lächeln, und Kerai spürte plötzlich, daß dieser Mann am Ende doch gefährlich sein konnte.

»Es ist *schwarz*, Kerai!« sagte Shar. »Es ist ein *schwarzes* Einhorn !«

Das überraschte sie nun wirklich. Sie hatte niemals von einem Einhorn gehört, das nicht weiß gewesen wäre.

»Erzähl ihr den Rest, Agrobo«, sagte der Kaufmann.

»Es hat nicht dieselbe Farbe wie eure Einhörner, und es ist eine andere Art«, begann der dunkelhäutige Fremde. »Eure Einhörner sind im Grunde große Ziegen. Das trifft auf dieses nicht zu. Es ist ein gehörntes Pferd, ein Hengst mit pechschwarzem Fell und Augen aus Feuer.«

»Gibt es nur dies eine?«

»Meine Heimat ist Akku, eine große vulkanische Insel, weit westlich von der südlichen Landspitze Valakars. Mein Volk besiedelte diese Insel vor fünfhundert Jahren. Marbakku war damals dort, und ist noch heute da. Es ist kein anderes Einhorn bekannt.«

Eine neue Überraschung. Einhörner hatten angeblich ein langes Leben, doch Kerai hatte noch nie davon gehört, daß es mehr als hundert Jahre gewesen wären.

»Marbakku?« fragte sie. »Bedeutet das irgendwas?«

»Es bedeutet »schlimmer Tod«. Marbakku lebt in den inneren Gebirgen von Akku und läßt sich nur selten sehen. Diejenigen, die ihn zu Gesicht bekommen –« Agrobo hielt mit einem abwesenden Gesichtsausdruck inne – »sterben gewöhnlich.«

»Kannst du dir vorstellen, wieviel ein schwarzes Horn wert wäre, Kerai?« fragte Shar mit lebhafter Begierde. »Für ein Quentchen Pulver dieses Horns könntest du das Zehnfache, das Hundertfache verlangen!«

»Wie kommst du darauf, daß es soviel wirksamer sein könnte als das übliche Hornpulver?«

Der Kaufmann zuckte die Achseln. »Es wäre anders. Es wäre seltener. Wer soll das wissen?«

Kerai dachte einen Augenblick nach. »Sie wollen also, wenn ich Sie recht verstehe, daß ich mich auf Ihre Insel begeben und diesen Marbakku töte?«

»Richtig«, antwortete Agrobo.

»Was bekomme ich dafür?«

»Tausend Goldstücke.«

Kerai war über die Höhe der Summe verblüfft. Wenn sie sorgsam damit umging, würde ein solcher Betrag sie finanziell unabhängig machen. Sie würde nie mehr einen der besonderen Jagdaufträge Shars annehmen, oder sich als Leibwächter oder Geheimkurier verdingen müssen. Sie könnte sich

den Unterschlupf bauen, von dem sie träumte, ein Heim, fern von Städten und Menschen, die sie nicht vergessen ließen.

»Es bedeutet Ihnen soviel?«

»Es ist nicht so einfach, wie du vielleicht denken könntest. Die Fahrt zur Insel wird drei Monate dauern, wenn wir Glück haben, vermutlich vier, vielleicht fünf. Wenn unser Schiff dort angelangt ist, wirst du auf dich selber gestellt sein. Ich wäre nicht in der Lage, mit dir an Land zu gehen; ich habe.. Feinde... auf der Insel.«

»Und anschließend wirst du drei oder vier Monate brauchen, um das Horn zu mir zu bringen«, sagte Shar. »Wie soll die Bezahlung erfolgen?«

»Einhundert Goldstücke sofort. Dreihundert, wenn Marbakku tot ist. Der Rest wird hier von Shar aufbewahrt und dir übergeben werden, wenn du ihm das Horn bringst.«

»Hört sich alles zufriedenstellend an«, sagte sie nach einem Augenblick des Nachdenkens.

»Trotzdem noch eine Frage: warum ich ?«

»Weil... Der dunkelhäutige Mann brach ab und blickte auf den Kaufmann.

»Weil du eine herzlose Hündin bist, Kerai«, beendete dieser den Satz. »Aus demselben Grund bist du die einzige Frau, die ich je gefunden habe, die bereit war, ein Einhorn zu töten, das sich zu ihr hingezogen fühlte. Weil du dort einen Dornenstrauch hast, wo dein Herz sein sollte.«

Ein paar lange Sekunden starrte sie den Kaufmann leidenschaftslos an, dann wandte sie sich wieder dem Fremden zu. »In Ordnung. Wann brechen wir auf, und wo ist mein Geld ?«

»Ich werde ein paar Tage brauchen, um die Mittel zu beschaffen. Legen wir fest, daß wir am dritten Tag nach morgen früh abreisen ? Es ist vorgesehen, daß eine Handelskarawane zu diesem Termin aufbricht.«

»Einverstanden.«

»Kann ich mich darauf verlassen, daß du dort sein wirst?«

»Mein Wort muß Ihnen genügen.«

»Sehr gut. In diesem Fall...«, er nickte Kerai und Shar zu, »werde ich sogleich mit den Vorbereitungen beginnen.«

Er erhob sich aus dem Sessel und ging. Auf einem Bein hinkte er erheblich, als lasse sich die eine Hüfte nicht richtig bewegen. Nachdem Agrobo gegangen war, wandte sich Kerai an Shar.

»Wie ist deine Meinung? Glaubst du, daß er die Wahrheit gesagt hat?«

Der Kaufmann zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich. Ich habe ihn vorher nur einmal getroffen, flüchtig, vor ein paar Jahren. Aber nach allen Auskünften, die ich erhalten habe, gilt er als vertrauenswürdig und ziemlich ehrlich.«

»Was ist mit seiner Andeutung, er könne nicht auf die Insel zurück?«

»Er ist in einer Art Verbannung. Einzelheiten weiß ich nicht. Ich weiß auch nichts über Akku. Ich weiß, daß es diese Insel gibt, doch da sie so abseits der üblichen Handelswege liegt, ist das schon alles, was ich weiß.«

Sie machte eine Pause.

»Würdest du den Auftrag annehmen?«

Shar kicherte. »Es ist lange her, seit ich eine Jungfrau war. Trotzdem. Wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich den Auftrag annehmen. Schon allein deshalb, weil wir die Einhörner in diesem Teil der Welt fast alle erlegt haben; du hast fast drei Wochen gebraucht, um dies letzte zu finden.«

»Das ist wahr. Ich schätze, ich sollte nun mit meinen Vorbereitungen für die Reise beginnen.«

Sie erhob sich und ging zur Tür.

»Oh, da ist noch etwas«, setzte der Kaufmann hinzu. »Ich weiß, daß du immer auf der Hut bist, aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen, daß Agrobo während der Reise auf irgendwelche... Gedanken... kommt. Meine Gewährsmänner sagen, daß er keine Frauen braucht.«

Die Reise von Shars Handelsniederlassung, an der Kreuzung der Handelsstraßen im Binnenland gelegen, bis zum nächsten Hafen dauerte eineinhalb Monate. Shars Gewährsleute schienen ihn

zutreffend informiert zu haben; während der ganzen Zeit unternahm Agrobo bei Kerai keinen Annäherungsversuch, und offensichtlich auch bei keiner der Frauen, die sie trafen, wenn sie auf dem Weg Halt machten. Er blieb die meiste Zeit für sich, außer wenn er den Männern, die seinen Anteil an der großen Karawane betreuten, Anweisungen gab, oder während der vielen Stunden, die er täglich damit zubachte, Kerai das Akkuanische beizubringen, eine fließende, melodische Sprache.

Mit anderen Männern hatte Kerai weniger Glück. Bereits nach wenigen Tagen machte ihr einer von Agrobos Männern einen unzüchtigen Antrag und versuchte, ihn in die Tat umzusetzen. Als sie ihn verließ, zog sich ein langer, blutiger Messerschnitt über seine eine Gesichtshälfte, und sie sagte ihm, beim nächsten Mal werde sie ihm die Kehle durchschneiden. Ein paar Tage später versuchten einige Freunde des Verwundeten, sie hinterrücks zu überfallen. Einen entwaffnete sie mit einem Hieb, der sein Schwert, dessen Heft seine Finger noch immer festhielten, in den Dreck schleuderte. Dem anderen versetzte sie einen Streich zwischen die Hinterbacken, als er wegzurennen versuchte. Dann machte sie sich auf die Suche nach dem ersten Mann und schnitt ihm, wie versprochen, die Kehle durch. Danach belästigte sie keiner mehr.

Der größte Teil der Reise war eine Meerfahrt an der Küste Valakars entlang, dann verbrachten sie mehrere Wochen im Hafen Val-akarsa mit Warten, während Agrobo sich um ein Schiff kümmerte, das sie nach Akku bringen sollte.

Die Lederkleidung, die Kerai in Shars Teil der Welt ständig getragen hatte, war im Süden unerträglich heiß, und sie vertauschte sie widerstrebend mit einer losen Bluse, an den Handgelenken gerafft, Hosen aus leichtem Segeltuch, wie sie Matrosen trugen und einem breitkrempigen Hut, um den Kopf vor der Sonne zu schützen. Messer und Schwert blieben dort, wo sie immer gewesen waren.

Sie verbrachte die meiste Zeit in ihrer Herberge, dem »Roten Pfau«, und studierte die Landkarten von Akku, die Agrobo beschafft hatte. Die Insel war überraschend groß; selbst wenn sie Glück hatte, konnte es Wochen dauern, bis sie das schwarze Einhorn in den Inneren Gebirgen ausfindig gemacht hatte. Die Geschichten, die man sich von Kerai erzählte, waren durch Agrobos Karawane entlang der Küste verbreitet worden, und hielten ihr unliebsame Aufmerksamkeit vom Leib. Gleichwohl gab es dort ein paar hartgesottene Männer, die entschlossen waren herauszufinden, ob die Geschichten auf Wahrheit beruhten. Schließlich kam Kerai mit dem Gastwirt überein, daß er sie den rückwärtigen Hof der Herberge benutzen ließ. Jedermann, der mit ihr das Schwert kreuzen wollte, brauchte lediglich ein Goldstück für diesen Vorzug zu entrichten; siegten ihre Widersacher, erhielten sie zehn Goldstücke. Sie war viele Tage sehr beschäftigt, bis sich herumsprach, daß jeder Mann, der mit ihr kämpfte, in der Regel gedemütigt fort schlich. Sie trug eine leichte Wunde am Arm davon, die ihr ein rothaariger Riese zufügte, der das größte Schwert besaß, das sie je gesehen hatte. Sie gab ihm das Nachsehen, indem sie unter einem seiner Hiebe wegtauchte und ihm in den Unterleib trat. Die Gefährten des Riesen hatten ihm bei seinem Abgang geholfen. Kerai saß auf der Veranda, die zu den oberen Stockwerken der Herberge führte und auf den Hof blickte, studierte aufs neue die Landkarten und unterdrückte ein Gähnen, als Agrobo von seinem jüngsten Ausflug zu den Docks zurückkehrte und am anderen Ende des Tisches Platz nahm.

»Ist irgendwas nicht in Ordnung?« fragte sie. »Hat es etwas mit dem Schiff zu tun, das wir brauchen?«

»Wie?« Er richtete sich im Sessel auf und ließ seine Augen endlich auf ihr ruhen. »O... ja. Wir haben ein Schiff. Ein akkuanisches schiff ist vor ein paar Monaten hier vorbeigekommen und hat seine Handelsfahrt zu den südlichen Inseln fortgesetzt. Ich hatte damit gerechnet, daß es auf seiner Rückreise wieder herkommt, und es ist heute morgen eingelaufen. Ich hatte eine lange Unterredung mit seinem Kapitän...« Seine Stimme verlor sich, seine Augen bekamen wieder einen abwesenden Ausdruck, und er strich sich gedankenvoll das Kinn.

Seine nächsten Worte kamen so unerwartet, daß Kerai zusammenzuckte.

»Mein Vater ist tot!« rief er aus, und er sagte es mit einem freudigen Aufblitzen seiner Augen und einem triumphierenden Lächeln, das sich auf seinem Gesicht ausbreitete. *Er empfindet das Gleiche wie...*, dachte Kerai, doch dann drängte sie die unwillkommenen Erinnerungen in dunklere Zonen der Seele zurück.

Agrobo hatte sich aus dem Sessel erhoben und schritt erregt zwischen dem Tisch und dem Geländer der Veranda hin und her. Seine rechte Hand umklammerte sein lahmes Bein, während er auf und ab humpelte.

»Das könnte bedeuten... könnte bedeuten...« Er blieb unvermittelt stehen und schüttelte den Kopf, als begreife er nicht recht. Er wandte sich wieder Kerai zu und sagte:

»Mein Vater hat mich enterbt und verstoßen. Wenn er tot ist, dann gelangt Pelago, mein jüngerer Bruder, auf den Thron. Wir waren mehr als Brüder, wir waren Freunde; Pelago wird mir gestatten, nach Akku zurückzukehren. «

Ein Prinz. Interessant, dachte Kerai. »Sie sagten, dieser... Pelago ?... sei ihr jüngerer Bruder? Soll das heißen, daß Sie der erste Anwärter auf den Thron gewesen wären, hätte man Sie nicht verbannt?«

Der freudige Ausdruck in Agrobos Augen wich, und seine Züge wurden hart. »Ja«, sagte er. »Ohne dies hier«, seine Hand schlug gegen sein Bein, und er ließ sich in den Sessel sinken, »ohne dies wäre *ich* der nächste akkuanische König gewesen. Aber... ein Krüppel... darf nicht König sein.«

»Sind Sie sicher«, fragte sie zögernd, »daß Ihr Bruder den Erstgeborenen vor dem Thron willkommen heißen wird, der jetzt der *seine* ist?«

»Ich habe Ihnen gesagt«, erwiderte er scharf, »daß wir Freunde waren! Wir vertrauen einander wie... wie Brüder, zum Teufel! Außerdem...« Seine Stimme wurde leiser. »Ich habe mein Los auf mich genommen. Ich weiß, daß ich niemals König sein werde.« Er hielt inne, und seine Augen schimmerten. »Ich will bloß wieder nach Hause zurückkehren.«

Er stemmte sich hoch und humpelte zur Tür seines Zimmers. »Wir segeln morgen in aller Frühe«, sagte er kurz. »Sei bereit.« Die Tür schlug zu, und Kerai war wieder allein auf der Veranda. »Ich bin immer bereit«, flüsterte sie, und ihre Hand glitt zum abgegriffenen Heft ihres Messers, während sie die Erinnerungen in Schach hielt.

Die Fahrt über den Ozean wurde durch Stürme gestört, verlief aber sonst ereignislos. Das sonderbare doppelrumpfige Schiff wurde mit dem starken Seegang besser fertig, als Kerai erwartet hatte, freilich nicht gut genug, um sie vor Seekrankheit zu bewahren. Sie schwor sich, daß sie, wenn sie zum Festland zurückgekehrt war, sich nie mehr außer Sichtweite trockenen Landes begeben würde.

Agrobo hatte nach seinem Gefühlsausbruch in der Herberge seine gewohnte Zurückhaltung wiedergewonnen und sprach kaum mit Kerai. Als das Schiff seine letzte Ladung Trinkwasser und Lebensmittel an Bord nahm, hatte sie ihn gefragt, ob seine Pläne mit ihr sich ändern würden, wenn er kein Verbannter mehr sei. »Nein«, hatte er geantwortet. »Ich will noch immer, daß dieses Tier getötet wird.«

Am vierzigsten Tag nach ihrer Abreise von Valakar wurde vom Ausguck über dem großen, quadratischen Hauptsegel zum ersten Mal Akku gesichtet. Gegen Nachmittag beherrschten die grünen Klippen den Horizont, und die ersten von vielen Kanus kamen ihnen zur Begrüßung entgegen. Die Kanus wurden an einem Strand aus funkelndem, schwarzen Sand zu Wasser gelassen, hinter dem eine große Stadt lag. Von einem Ende des Strandes lief ein langer Kai ins Meer. Kerai sah, wie Agrobo einem der Kanuten ein zusammengerolltes und versiegeltes Schriftstück zusammen mit einem Goldstück übergab und ihm bedeutete, es ans Ufer zu bringen. Ein Brief an Pelago, vermutete sie.

Die Sonne sank rasch, und der Schiffskapitän beschloß, zu ankern und die letzte Meile bis zum Kai am Morgen zurückzulegen. Kerai fragte sich nach dem Grund, bis ein Mann der Besatzung auf den Streifen kabbeligen Wassers zwischen dem Schiff und dem Ufer zeigte und ihr erzählte, dies

bedeute ein versunkenes Riff, das den Boden des großen Schiffes aufreißen würde, wenn es nicht richtig durch das Hindernis gesteuert werde.

Für die leichten Kanus bot das Riff jedoch keine großen Schwierigkeiten, und während der ganzen Nacht fuhren sie zwischen dem Schiff und dem Land hin und her, wobei sie sich an Fackeln orientierten, die am Schiffsbug befestigt waren. Sie brachten frisches Wasser und Speisen, gebratenes Fleisch, Gemüse und exotische Früchte, wie Kerai sie noch niemals gekostet hatte. Krüge mit starkem Fruchtwein machten die Runde, für den niemand bezahlen mußte; Kerai versuchte einen kleinen Schluck und beschloß, daß es klüger war, von nun an den Kelch an sich vorübergehen zu lassen. Zwischen der Besatzung und den Inselbewohnern wurden Neuigkeiten und Klatsch ausgetauscht.

Kerai blieb in ihrer winzigen Kabine und verbrachte dort den größten Teil der Nacht. Sie hatte keine Freude an dem Gelage, und empfand Unbehagen über die Aufmerksamkeit, die ihre helle Haut und ihr rotes Haar bei den dunkelhäutigen Inselbewohnern erregten.

Gegen Morgen wurde es ruhiger, und die Decks waren mit Schlafenden übersät. Der aufgebrachte Kapitän brüllte und weckte seine Besatzung mit unfreundlichen Fußtritten. Die letzten Besucher paddelten zum Ufer zurück, und die Segel wurden für die letzte Etappe der Reise gehißt.

Als sie sich dem Kai näherten, konnte Kerai die Stadt und ihre Bürger näher in Augenschein nehmen. Alle Gebäude bestanden aus Holz, wie sie bemerkte; das vulkanische Gestein der Insel war offenbar zu schwierig zu bearbeiten und für Steingebäude nicht hart genug. Viele der Gebäude hatten reiche Holzschnitzereien und waren in hellen Farben bemalt.

Als das Schiff am Kai festmachte, wurde gerade eine große, reichgeschmückte Sänfte durch die Straßen getragen. Ihre Träger waren zwölf Männer, sechs auf jeder Seite. Sie war mit markanten Schnitzereien versehen und mit Federn und Muscheln in strahlenden Farben geschmückt. Vor und hinter der Sänfte marschierten andere Männer, die Stirnbänder aus Federn und schwere Keulen trugen, in die Scherben von schwarzem, vulkanischem Obsidian eingelassen waren. Auch das leuchtete Kerai ein; es gab vermutlich auf der Insel kein natürliches Eisenvorkommen. Waffen wie ihr Messer und ihr Schwert mußten hier von unschätzbarem Wert sein. Im Kampf würden diese Keulen gräßliche Verwundungen hervorrufen, aber wohl kaum mehr als einen Kampf überdauern. Ihr fiel auf, daß einige der Männer auch Schleudern trugen, die durch die Gürtel gesteckt waren. Als die Sänfte näherkam, beugten die Leute, an denen sie vorbeizog, ein Knie und legten eine Hand auf ihre gesenkten Köpfe. Kerai konnte unter dem Baldachin der Sänfte eine Gestalt sitzen sehen, doch inmitten der Schatten konnte sie nichts weiter erkennen. Sie blickte in die Runde und sah Agrobo dicht neben sich stehen. Er hatte ein verkniffenes Gesicht.

Als die Sänfte neben dem Schiff zum Stehen kam, waren sie und Agrobo die Einzigen auf dem Schiff, die noch aufrecht standen. »Knie nieder«, murmelte er ihr aus dem Mundwinkel zu, »oder die Wachen werden dich in Stücke hauen und dich den Fischen zum Fraß vorwerfen!« Zögernd kniete sie nieder, beugte ihr Haupt tief genug, um sich sicher zu fühlen, während ihre freie Hand neben dem Griff ihres Messers liegen blieb.

Es trat eine lange Stille ein. Weder die Krieger, welche die Sänfte flankierten noch die Knieenden, rührten sich oder sprachen ein Wort. Die Stille zog sich hin. Dann seufzte Agrobo und ließ sich langsam und vorsichtig neben Kerai nieder, sein lahmes Bein vor sich ausstreckend. Erst jetzt stieg die Gestalt aus der Sänfte. Kerai hörte, wie Schritte näherkamen, dann sah sie Füße in Sandalen, die das Schiff betraten und sich Agrobo näherten. Sie fühlte sich unsicher, weil sie ihre Augen so fest auf das Deck richten mußte, und es juckte sie in den Fingern, den tröstenden Griff ihres Messers zu berühren.

Vor Agrobo blieben die Füße stehen. Kerai hörte eine Stimme, ähnlich vollklingend wie die Agrobos, jedoch tiefer. »Mein Bruder Agrobo«, sagte die Stimme beinahe flüsternd. Kerai hörte wie Agrobo sich bewegte, als er seine Hand vom Haupt nahm und sein Gesicht dem Sprecher zuwandte.

»Pelago, mein Bruder.« Er hielt inne. »Mein König.«

Pelago kauerte sich nieder, um mit seinem Bruder von Angesicht zu Angesicht sprechen zu können. Aus einem Augenwinkel konnte Kerai sehen, daß er kleiner und gedrungener war als sein Bruder. Er hatte eine flachere Nase und dickere Lippen. *Verschiedene Mütter*, mutmaßte sie. Er trug einen Umhang aus prächtig gefärbten Federn und um den Hals zahlreiche Bänder, auf die polierte Stahlkügelchen gezogen waren.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Es war notwendig, dich dieser Zeremonie zu unterwerfen, leider. Du mußtest mich öffentlich anerkennen. Du hast noch immer viele Freunde, die der Ansicht sind, daß unser Vater unrecht handelte, als er dich verbannte.«

»Und du, Pelago? Was denkst du?«

»Ich denke, als Vater hat er unrecht gehandelt. Als König... Ich habe gelernt, Agrobo, daß Königsein manchmal harte und schmerzhaft Entscheidungen erfordert. Du solltest nicht darum trauern, daß du die Königswürde verloren hast; sie ist nichts für Menschen mit freundlichen Herzen.«

»Ich traure nicht um das, was ich niemals hatte, Pelago. Ich traure um das, was ich *hatte*, und ich bin zurückgekehrt, um Rache zu nehmen.«

Kerai spürte, daß Pelago sie musterte. Sie hatte begriffen, daß Pelago offensichtlich nicht ahnte, daß sie dem Gespräch folgen konnte, und sie rührte sich nicht und verriet sich mit keiner Regung.

»Es hieß in deinem Brief, diese Frau könne Marbakku für dich töten.« »Ja.«

»Wenn das so ist, wirst du dich freigekauft haben. Schaffe die Frau in die Berge. Bringe mir Marbakkus Horn, und ich werde in der Lage sein, deine Verbannung aufzuheben.«

»Das...« Kerai hörte den Schreck und die Qual in Agrobos Stimme, als er zögernd erwiderte:

»Das Horn... das Horn ist der Jägerin zugesagt worden.«

»So.« Es entstand eine lange Pause. »Dann eben seinen Kopf. Bringe mir den Rest von seinem Kopf.«

Ein Seufzer der Erleichterung.

»Es wird geschehen.«

»Agrobo«, sagte Pelago, seine Stimme zu einem Flüstern dämpfend. Er legte seine Hände auf Agrobos Schultern. »Was auch immer geschieht, ich werde dafür sorgen, daß du den Rest deines Lebens auf Akku verbringen kannst.«

»Wenn ich dir Marbakkus Kopf nicht bringe, Bruder, dann deshalb, weil ich beim Versuch, ihn zu bekommen, ums Leben gekommen bin.«

»Ich weiß.« Damit stand Pelago auf und kehrte zu seiner Sänfte zurück. Die Träger hoben sie hoch, die Krieger setzten sich in Marsch, und er war verschwunden.

Noch am selben Tag brachen sie ins Landesinnere auf. Agrobo war in bester Laune, wies sie auf die mannigfaltigen Pflanzen und Früchte hin, die auf der Insel gediehen, und geriet in Entzücken über vertraute Winkel der Landschaft, die er jahrelang nicht mehr gesehen hatte. Kerai fand es ziemlich langweilig und konzentrierte sich auf das Vorwärtstommen auf den schmalen, grünesäumten Pfaden. Die Vegetation wechselte von dichtem, undurchdringlichem Dschungel zu Gebieten mit spärlichem niedrigen Bewuchs, was offenbar davon abhing, zu welcher Zeit die Gegend entstanden war und wie hoch die fruchtbare Erde sich auf dem vulkanischen Grundgestein angesammelt hatte. Agrobo benutzte einen Wanderstab, wenn sie die steilen Pfade hinaufstiegen, um die Belastung seines lahmen Beines zu mindern.

»Es gibt bei uns viele kleine Tiere«, sagte er, »doch das einzige große ist Marbakku. Als ich Akku zum ersten Mal verließ und auf dem Festland meine ersten Pferde sah, war ich entsetzt. Es gab Leute, die auf Tieren wie Marbakku wahrhaftig ritten! Ich war mehr als ein Jahr auf dem Festland, bevor ich mein erstes Pferd ritt.«

Das war interessanter.

»Wie erklärt sich Ihr Volk Marbakkus Anwesenheit auf der Insel?« fragte sie.

»Die gewöhnliche Deutung ist folgende: als der Eine Gott die Kleineren Götter erschuf, waren einige unvollkommen oder verunstaltet und wurden ihrem Schicksal in den fernen Reichen der

Welt preisgegeben. Vielleicht ist Marbakku die wilde Verkörperung eines solchen Kleinen Gottes. Im Grunde gilt, was auch für eure Ziegen-Einhörner in deinem Land zutrifft – niemand weiß wirklich, woher sie stammen.«

Kerai hielt nicht viel von Göttern, ob groß oder klein, jedoch das Gespräch war beunruhigend. »Haben schon andere versucht, Marbakku zu jagen?«

»Einige.« Er verzog das Gesicht, als ein stechender Schmerz durch sein Bein fuhr. »Die Männer und die Frauen, die keine Jungfrauen waren, wurden alle getötet oder... verstümmelt. Die wenigen Jungfrauen, die ihm begegneten machten dieselbe Erfahrung wie du mit euren Einhörnern; ein Zauberbann gegenseitiger Liebe und Entrückung. Deshalb war ich so aufgeregt, als ich von dir hörte.«

Sie verbrachten die Nacht in einer Hütte für Reisende, einem der zahlreichen Rastplätze, die über die unwegsamen Gebiete der Insel verstreut waren, und von Jägern und Reisenden benutzt wurden. Die Benutzer waren dafür verantwortlich, daß diese Hütten sauber und in gutem Zustand gehalten wurden. Agrobo und Kerai flickten einige beschädigte Fliegenfenster, bevor sie am nächsten Morgen aufbrachen. Der Pfad, dem sie folgten, führte über einen Grat, der in der Nähe eines Vulkankegels lag, der noch qualmte und rauchte. Gelegentliche Lücken im grünen Bewuchs zeigten die Schicht abgekühlter Lava, die an der Bergflanke herabgeflossen war. Kerai betrachtete den wüsten Fels und versuchte sich vorzustellen, wie er einst heiß, rot und flüssig aus dem Berg hervorgesprudelt war. Ein Schauer überlief sie. »Sieh!« sagte Agrobo hinüberdeutend.

Marbakku galoppierte über den Lava-Hang, und sein Fell war noch schwärzer als der Fels unter ihm. Er war in der Tat ein Pferd, trotz des langen, schwarzen Horns, das seiner Stirn entsproß. Groß, muskulös und glattfellig, wie er war, erinnerte er in keiner Weise an eine Ziege. Und selbst aus dieser Entfernung sah Kerai, daß seine Augen wirklich glühten – rote Flammen von einem inneren Feuer. Sie wußte nicht, ob Marbakku ein Gott war, aber er war bestimmt alles andere als ein gewöhnliches Tier.

Das Tier blieb auf der Lavawölbung stehen, peitschte mit dem Schweif und schien geradewegs in ihre Richtung zu blicken. Es hob seinen Kopf zum Himmel, und sein Schrei traf Kerai wie ein Faustschlag; es war ein Schrei der Wut und des Zorns, ein Schrei der Raserei.

Marbakku drehte sich um und galoppierte über den Rand des Abhanges. Sich umwendend sah Kerai Agrobo auf den Platz starren, wo das schwarze Einhorn gestanden hatte. Sein Gesicht war mit einer dünnen Schweißschicht bedeckt.

»Jetzt wissen wir, wo er zu finden ist«, sagte sie schließlich. »Auf der anderen Seite des Grates ist eine Hütte. Von dort aus können wir ans Werk gehen.«

Ich wünschte, ich wäre an deiner Stelle«, sagte er, als sie mit dem Umkleiden fertig war. »Ich wünschte, ich könnte ihn töten.«

»Ich weiß.« Sie steckte das Messer in den Gürtel der Tunika. Die Tunika war für diese Gegend überaus warm, doch bei anderen Jagden hatte sie diese Kleidung immer getragen, und es gab ihr ein besseres Gefühl.

Er blickte aus der Tür nach den Wolken, die sich am Himmel zusammenzogen.

»Es wird bald Sturm geben. Der Regen ist nicht kalt, aber er kann außerordentlich heftig werden.« Er wandte sich um. »Sei vorsichtig.«

Sie begriff, daß er nicht vom Regen sprach.

»Ich bin schon früher bei Stürmen draußen gewesen«, erwiderte sie und ging. Das Vorwärtskommen durch das dichte Gestrüpp war der anstrengendste Teil; es war nahezu unmöglich, eine gerade Richtung zu halten, und um den Lava-Hang zu erreichen, brauchte sie länger, als sie erwartet hatte. Sie forschte nach irgendeiner Spur, doch der Fels gab kaum Aufschluß über die frühere Anwesenheit des Einhorns.

Sie stand auf dem Grat, während der Wind ihr ins Gesicht blies, und überschaute prüfend das tiefer liegende Gelände. Der Lavastrom ging etwa hundertfünfzig Fuß hangabwärts in Dschungel über. Der Hang war leer, aber sie spürte, daß etwas in der Nähe war. Ihr Gefühl sagte es ihr.

Dann hörte sie hinter sich auf dem Hang ein Geräusch. Sie drehte sich um, und die Welt explodierte in einem Feuerball von Schmerz. Noch in der Drehung begann sie zu fallen, und griff mit den Händen nach dem Blut, das über ihr Gesicht rann. Im Fallen sah sie, wie drei von Pelagos Kriegern den Hang hinauf auf sie los rannten. Einer hielt die Schleuder noch in der Hand...

Sie sah, als sie gekrümmt auf die Knie sank, Marbakku auf der anderen Seite des Grates. Er hatte den Kopf erhoben, um seinen rasenden Schrei auszustoßen...

Sie sah den Keil des Blitzes, der den Himmel spaltete, und Marbakkus Schrei mit Krachen und Donnern untermalte, und sie spürte, wie der warme Regen ihr das Blut in die Augen spülte, als sie mit dem Kopf auf den Fels schlug...

Es war ein kalter Regen, aber hier drinnen war sie vor ihm geschützt. Sicher unter den Decken ihres Bettes, hoch auf dem Dachboden in der Hütte ihrer Familie. Auf dem Strohdach über ihr war der Regen nur ein angenehmes murmelndes Geräusch. Das Feuer, fast ganz niedergebrannt, erleuchtete das Innere der Hütte nur schwach, und erfüllte die Luft mit einem feinen rauchigen Duft.

Die Leiter zum Dachboden knarrte. Noch halb im Schlaf richtete sie sich leicht auf, als eine bekannte Silhouette sich zwischen sie und den Feuerschein schob. »Papa?«

»Still, Kerai, es ist alles in Ordnung.« Seine Stimme war ein Flüstern, doch sie zitterte. Er hob die Decken hoch und schlüpfte neben sie. Sie tauchte weiter aus dem Schlaf auf, erschreckt, als er seine Arme um sie schlang.

»Papa?« fragte sie wieder, und dieses Mal war es ihre Stimme, die zitterte.

»Still. Es ist alles in Ordnung, Kerai«, flüsterte er. Dann begann er sie zu berühren.

»Halt!« Sie erkannte die Stimme ihrer Mutter kaum wieder. Sie war hart und grausam, ohne Mitleid. Kerai drückte sich in die Ecke des Dachbodens, als ihr Vater sie losließ.

»Ich habe gesehen, wie du sie angeschaut hast. Wie kannst du es wagen«, sagte ihre Mutter, während sie die obersten Sprossen der Leiter hinaufstieg. »Wie kannst du es wagen?«

Kerai's Vater wischte sich über die Lippen. »Sie ist alt genug«, knurrte er.

»Sie ist deine eigene Tochter!« Sie stieß die Worte gehässig hervor.

»Sie ist eine Frau. Und ich bin ein Mann.«

»Ich werde es nicht zulassen.«

Und das Messer in der Hand ihrer Mutter leuchtete blaßrot im schwachen Feuerschein. Dann schrie Kerai auf, als zwei Gestalten plötzlich miteinander kämpften. Etwas polterte auf die Dielen des Dachbodens, die beiden Gestalten trennten sich, eine strauchelte, geriet am Rand des Dachbodens ins Schwanken, fiel und verschwand.

»Mutter!« schrie Kerai und kroch an den Rand. Der Körper ihrer Mutter lag reglos unten auf dem harten Holzfußboden, ihr Hals war unnatürlich verdreht, ihre Augen waren weit offen und blicklos.

Wieder schrie Kerai, und noch einmal, als ihr Vater sie packte und vom Rand wegzuzerren versuchte. Etwas war unter ihrer Hand, und ihre Finger schlossen sich wie von selber um den Griff. Sie holte aus, und die scharfe Klinge des Messers bohrte sich flach in seinen Schenkel und dann tief zwischen seine Beine. Kerai spürte, wie ein Strom von Blut sich über ihre Hand ergoß, als er schrie und sich krümmte. Und dann lief sie durch den dunklen Wald, ausgeleert von jedem Gefühl. Und der kalte, klare Regen wusch ihres Vaters Blut vom Messer in ihrer Hand. Ihr Vater schrie noch immer.

Durch einen roten Schleier sah sie eine Keule auf sich zukommen. Sie taumelte zurück und strauchelte über einen Krieger, der am Boden lag; es war der Mann, der geschrien hatte, während er versuchte, den tiefen Schlitz quer über seinen Magen verschlossen zu halten. Durch den Schwung krachte die Keule zu Boden, und viele Stückchen zerbrochenen Obsidians wurden weggeschleudert und mischten sich mit dem Regen. Der dritte Krieger war hinter ihr; als sie mit dem Messer einen Stoß führte, schwang er seine Keule. Sie schrie vor Schmerz, als die Keule in ihren Arm drang, und das Messer wegschleuderte. Der zweite Krieger fiel auf sie und knurrte unzusammenhängende

Wörter, als er ihr die Faust ins Gesicht hieb. Der andere bellte einen Befehl und riß ihn halb zurück. Sie schrien sich gegenseitig an, doch Kerai war zu benommen, um die Worte zu verstehen.

Sie banden ihre Arme und Hände mit den Schleudern zusammen und zwangen sie auf ihre wackligen Füße. Der dritte Krieger, offenbar ihr Anführer, hob das Messer auf und ging, um nach dem Verwundeten zu sehen. Er stöhnte jetzt nur noch, und Blut tropfte aus seinem Mund. Der Anführer sah ihn einen Augenblick an, dann bohrte er ihm Kerais Messer in die Brust; den verwundeten Mann durchlief ein Zittern, und er lag still. Der Anführer zog das Messer aus der Brust, wischte es ab und steckte es in seinen Gürtel.

Die Schleuder des toten Mannes wurde Kerai in den Mund gestopft. Dann begannen die beiden Männer sich den Weg durch den Dschungel zu bahnen und schleiften sie hinter sich her. Sie stolperte dahin, schwach und betäubt von Schock und Blutverlust. Ihr Arm war taub und geschwollen, und dort, wo die Keule sie getroffen hatte, pulsierte das Blut nur langsam. Der Regen, der beim Marsch durch den Dschungel auf ihr Gesicht tropfte, bewahrte sie davor, erneut ohnmächtig zu werden. Immer wieder versuchte sie, sich von dem Knebel in ihrem Mund zu befreien, als sie sich endlich der Hütte näherten, wo Agrobo wartete. Sie gingen langsamer, als die Hütte in Sicht kam. Der Anführer sagte etwas, und der zweite Mann hämmerte Kerai seine Faust in den Rücken. Sie stöhnte, als sie heftig auf den Boden prallte, und es dauerte einige Sekunden, bis ihr klar wurde, daß sie beim Sturz den Knebel verloren hatte. »Agrobo!« schrie sie. Die Krieger starrten sie an und fluchten, und dann erschien Agrobo in der Tür, in der Hand ihr Schwert.

Die Krieger erstarrten, bevor sie begriffen, daß sie entdeckt worden waren. Der Anführer warf sich in die Brust und schritt ins Freie, gefolgt von dem zweiten Mann. Ungefähr zehn Fuß vor Agrobo blieben sie stehen.

»Dein Bruder trug uns auf, dir zu sagen«, sprach der Anführer, »daß ein König manchmal harte und schmerzhaft Entscheidungen treffen muß.« Er ergriff mit der einen Hand seine Keule, und zog mit der anderen Kerais Messer aus seinem Gürtel. Agrobo durchlief ein Beben, so daß die Spitze des Schwertes zitterte. »Er sagte, ich könne den Rest meines Lebens auf Akku verbringen.«

»Und das wirst du auch.« Die zwei Krieger traten ein paar Schritte auseinander und begannen sich auf ihr Opfer zuzubewegen.

Kerai hatte sich soweit aufgerappelt, daß sie knien konnte. Sie beobachtete Agrobo. Sie hatte ihn noch nie ein Schwert führen sehen und keine Vorstellung, wie gut er sich darauf verstand. Ihr Schwert war länger und leichter zu handhaben als die Keulen, doch da es leichter war, würde es schwierig sein, einen Angriff mit geschwungenen Keulen zu parieren. Und dann waren sie zu zweit gegen einen, und dieser eine war ein Krüppel... Agrobo konnte sie sich vielleicht für eine Weile vom Leib halten, jedoch nicht lange...

»Halte dich mit dem Rücken an der Wand!« rief sie. Die Krieger blickten sich um, dann richtete sich ihre Aufmerksamkeit erneut auf den Mann mit dem Schwert, der ihnen gegenüberstand. Der zweite Krieger bewegte sich vorwärts und fintierte mit der Keule. Agrobo antwortete mit einem Hieb in seine Richtung und sprang sogleich zur Seite, als der Anführer seine Keule dort niedersausen ließ, wo Agrobo eben noch gewesen war. Kerai stieß sich mit ihren gefesselten Händen vom Baum ab und zwang sich zu einem taumelnden Lauf. Das Geräusch des Regens verschluckte ihre Schritte. Sie rannte auf den Anführer los, und grub ihre Zähne in sein Ohr, als sie auf ihn prallte. Er schrie auf, ließ die Keule fallen, benutzte das Messer wie einen Dreschflgel und versuchte sich loszuwinden. Der zweite Krieger zögerte, unsicher, wohin er sich wenden sollte, und Agrobo traf ihn am Arm. Die Keule fiel in den Schmutz, und Agrobo hieb noch einmal zu. Der Krieger fiel über seine Keule. Er war tot.

Kerai's Zähne lösten sich aus den Überresten des Ohres, und sie fiel zu Boden. Der Krieger drehte sich um und sprang auf Agrobo los, der gerade den zweiten Hieb ausgeführt hatte. Agrobo versuchte Atem zu schöpfen und sich dem neuen Angreifer zuzuwenden... und das Messer drang ihm zerreißend in den Unterleib. Er stieß ein entsetztes Keuchen aus und fiel. Das Schwert löste sich aus seiner Hand.

Der Krieger verharrte einen Augenblick schwer atmend, dann wandte er sich wieder Kerai zu. Er befühlte sein zerrissenes Ohr, zuckte zusammen und blickte sie finster an. Er schob das Messer in seiner Hand nach vorn und kam auf sie zu. Kerai hatte keine Kraft mehr. Sie konnte bloß noch daliegen und zusehen, wie der Mann näherkam.

Der Schrei erfüllte die Luft, und die Augen des Kriegers wurden in jähem Entsetzen groß, als er etwas hinter Kerai entdeckte. Dann flog eine schwarze Gestalt über Kerai hinweg, rammte den Krieger und schleuderte ihn halsüberkopf zu Boden. Er versuchte aufzustehen, aber die dunklen Hufe hämmerten, stampften auf ihn ein, immer wieder und wieder. Endlich hielt Marbakku schnaufend ein. Mit blutbefleckten Hufen kam er auf Kerai zu, und blieb vor ihr stehen. Seine feuererfüllten Augen starrten einen Augenblick auf sie herab, dann liebkoste er sie zart mit dem Maul. Sie regte sich. Sie lebte noch. Jede Faser ihres Körpers schmerzte, aber sie lebte noch. Sie versuchte aufzustehen, jedoch es gelang ihr nicht. Sie mußte ihre Hände freibekommen. Wie ein Wurm, langsam und schmerzzerissen, kroch sie auf Agrobo zu. Agrobo und ihr Schwert.

Er lebte noch. Seine Augen waren ausdruckslos und abwesend, doch sie sahen Kerai an, als sie seinen Namen sagte.

»Agrobo«, sagte sie. »Das Schwert. Schneide die Fesseln durch. Ich will versuchen, dir zu helfen.«

Er starrte sie ausdruckslos an. »Agrobo. Bitte.«

Seine Augen schlossen sich, doch er bewegte eine Hand, und griff, vor Qual keuchend, nach dem Schwert neben sich. Er konnte es nicht anheben, doch er drehte die Klinge so, daß Kerai ihre Fesseln daran reiben konnte.

Als ihre Hände frei waren, überlegte Kerai, was sie für Agrobo tun konnte. Er hatte das Schwert losgelassen. Seine Augen wurden trüb. Sie war fast sicher, daß er starb, dennoch streifte sie ihm die Hosen herunter, um zu sehen, wie schwer die Verwundung war.

Die Messerwunde war, wie sie erwartet hatte, tief und blutig. Jedoch das alte und durchfurchte Narbengeflecht gleich daneben ...

Jetzt wußte sie, zu welcher Art von Krüppel Marbakku diesen Mann gemacht hatte...

»Töte ihn«, wisperte seine Stimme. Mit großen Augen flehte er sie an. »Töte ihn für mich. Bitte...«

Und dann war er tot. Die Regentropfen prallten von seinen offenen Augen zurück. Hinter sich hörte sie das klagende Wiehern des schwarzen Einhorns. Kerai sah, daß es darauf wartete, daß sie die Liebe erwiderte, die es gegen seinen Willen für sie empfand. Kerai benutzte das Schwert als Stütze und richtete sich auf. Ihr Messer lag im ras neben den zertrampelten Überresten des Anführers. Vorsichtig, um nicht wieder zu fallen, hob sie es auf. Marbakku kam zu ihr und rieb sich wieder an ihrem Hals.

Sie setzte die Klinge des Messers, die vom Regen und dem Blut des Kriegers naß war, an Marbakkus Kehle.

»Du bist ein schönes Tier«, flüsterte sie ihm zu. »Aber das ist alles, was du bist, ein Tier. Ein hirnloses Tier. Du bist genauso wie diese gehörnten Ziegen. Das ist alles.« Sie verstärkte den Druck auf die Kehle des Einhorns. Klares Regenwasser wurde dabei aus dem Fell des Einhorns herausgepreßt und lief in Streifen über die Messerklinge. Sie wandte sich ab und ging mit schweren Schritten zur Hütte. »Verschwinde«, murmelte sie und lehnte sich an die Tür. »Wenn du kein Tier bist, wirst du fortgehen. Wenn du so dumm bist, zurückzukommen, werde ich dich töten. Ich schwör's, daß ich dich töten werde.« Sie hob ihren Kopf und starrte das Einhorn an. »Verschwinde!«

Das Einhorn hielt ihrem Blick einen Augenblick stand. Dann drehte es sich um und bewegte sich auf den Pfad zu, der in den Dschungel führte. Am Rande der kleinen Lichtung blieb es stehen, wandte den Kopf und blickte sie noch einmal an. Dann stieß es seinen durchdringenden Schrei aus und war verschwunden. Kerais Beine knickten ein, und sie ließ sich auf der Türschwelle nieder und betrachtete den Schauplatz des Gemetzels. Der Regen hatte fast aufgehört, und ein Sonnenstrahl brach durch die Wolken. Es gab so viele Dinge, die sie zu tun hatte: sie mußte ihre eigenen Wunden verbinden. Sie brauchte ein paar Tage zur Erholung. Sie mußte zum Hafen zurückkehren und ein Schiff finden, das sie zum Festland zurückbrachte. Sie befühlte ihr Messer, als sie an das

Lebewohl dachte, mit dem sie sich von Pelago verabschieden würde. Es gab soviel zu tun. Doch zuerst weinte sie.

C. J. CHERRYH

Im allgemeinen wird C.J. Cherryh meistens mit »hard-tech«-Science Fiction in Zusammenhang gebracht – ein Genre, das dieser spezielle Herausgeber nicht sonderlich schätzt, weil es dazu tendiert, die Qualitäten von Figuren und Geschichten zu mißachten und stattdessen das Hohelied der Maschinen und der Vormachtstellung der Technologie zu singen. Ich halte an der Überzeugung fest, daß gute Geschichten sich nicht um Raumschiffe oder technokratische Strukturen oder darauf basierende Gesellschaften drehen, sondern um Menschen und Gefühle. In diesem Sinne hat Ted Sturgeon einmal für mich auf eine Formel gebracht, worum es bei Geschichten geht: gute Geschichten, sagte er, haben mit leidenschaftlichen emotionalen Beziehungen zu tun.

Von Carolyn Cherryhs fesselndem Hunter of Worlds über ihre mit Hugo-Preis gekrönte Downbelow Station, bis zum letzten Buch, dem für den Hugo vorgeschlagenen Pride of Chanur gelingt es der Autorin, ihre Erzählperspektive ganz auf die beteiligten Personen zu konzentrieren.

Im allgemeinen bin ich damit zufrieden, nur sehr gute Geschichten auszuwählen. Diese Geschichte erfüllte ein Kriterium, das ich für Erhabenheit habe: ich bekam eine Gänsehaut, als ich sie zu Ende gelesen hatte. — MZB

C. J. CHERRYH
Land ohne Schatten

Gott richtete sein linkes Auge auf die Erde, und es strahlte wie Silber und verbrannte das Land durch Kälte; mit seinem rechten Auge blickte er auf die Welt, und das Auge loderte wie schmelzendes Gold: als werde Gold geläutert, so brannte es. Er breitete seine Schwingen aus, und ihr Wind glühte den Sand rein und brach den härtesten Stein. Er flog, und der Schatten seiner Flügel war der Sandsturm: so gewaltig waren diese Schwingen, daß nichts sonst auf der Welt war, als dieser Schatten. So furchtbar war der Wind dieser Schwingen, daß er Höhe und Tiefe, Himmel und Erde, vermischte und große Steine aus ihren Lagern schleuderte. Und als Gott seine Schwingen zusammengefaltet hatte, und wiederum Ausschau hielt mit seinem glühend weißen rechten Auge (da er den Sinn seiner Brüder und Schwestern kannte, beobachtete er sie aufmerksam mit dem anderen Auge) – als Gott also die Welt beschaute, war es nicht mehr dieselbe Welt; und es war nicht mehr dieselbe Akhet, die in gekrümmter Linie über den Sand schritt, denn diese Akhet war gebrannt, und das Flügelrauschen Gottes war in ihren Schädel gedrungen, so daß sie es unaufhörlich vernahm in der Stille der Sande, und nichts sonst stand ihr bei, nicht einmal die Erinnerung. Es war eine Grille Gottes, jedes Mal, wenn er die Welt aufs Neue schuf, alte Geheimnisse aus dem Sand zu graben, seltsame Dinge, die er gesammelt hatte und nun in Augenschein nahm. Manche waren fröhlich und lächelten, wenn sie mit leerem Blick aufschauten zu den Augen Gottes; manche waren vertrocknete Bündel aus Leder und Gebein, grotesk verzerrt, als versuchten sie in ihrer regungslosen Art wieder in die Tiefen zu sinken; andere sahen noch immer zornig aus, als widersprächen sie solcher Grausamkeit. Einige wenige, und dies waren die seltensten und erstaunlichsten, blickten mit tiefem Ernst empor, versteinertes Fleisch und kaum noch von Knochen zu unterscheiden; sie lächelten das nach innen gekehrte Lächeln uralter Könige und Königinnen, nackt oder in Lumpen gehüllt waren sie. Es gab auch Tiere, stolzierende Raubtiere aus blanken Knochen, einige schrecklich verkrümmt, andere von hagerem, windgeschliffenem Ebenmaß. Es gab Steine, von Gott geschaffen, die seine Kreaturen zu Nachbildern seiner selbst, seiner Brüder und seiner Schwestern gebildet hatten. Es gab die Überbleibsel von Plätzen, die große Namen hatten unter den Kreaturen, doch Gott selbst gab ihnen keine Namen, und nun trugen sie keinen, wie Akhet, die vergessen hatte, daß sie Akhet war oder wohin sie ging. Sie ging zwischen diesen Schätzen umher. Manchmal in die eine, dann in die andere Richtung: sie vergaß es. Aber sie fand Gemeinschaft bei diesen Erinnerungen Gottes und lachte mit ihnen, weil sie sah, daß ihr eigenes Fleisch wurde wie ihr Fleisch, gesäumt von feinen, weißen Linien; und sie stellte sich vor, daß ihr Gesicht das Gesicht der Könige und Königinnen sei, die sie fand, dürrlippig, hohlwangig und schrecklich wie Gott.

Sie lachte; und war allein mit diesem Gelächter in ihrem Schädel, das in jäher Stille erklang, denn das Rauschen der Schwingen, das in ihren Ohren noch nie aufgehört hatte, es erstarb. Sie stand vor dem glühend-weißen Antlitz Gottes, im Licht seines rechten Auges, das keine Schatten warf auf das Land, in seinem furchtbaren Licht, das nur seine eigene Farbe duldet, und es beschien die Felsen von allen Seiten, so daß sie keinen Schatten warfen. Es gab keinen dunklen Fleck in diesem Land. Das Auge Gottes blickte in Akhets Herz, und das Licht seines Auges beschien es von allen Seiten wie die Steine, und ihr Herz nahm die Farbe der Steine und des Landes an, es wurde, wie alle Dinge waren. Die Stille verwandelte sich in diese Farbe, in diesen Geschmack, der wie der Geruch geschmolzenen Kupfers in die Nase stieg; und diese Stille verschlang ihr Gelächter, und gab es wieder zurück. *Aaaa-ha, ah-ha, ah-ha, ah-ket, akhet, akhet, akhet, Akhet.* Ihre Stimme war die Stimme Gottes geworden, und diese Stimme rief ihren Namen, so daß sie sich umwandte und folgte, vertrauensvoll wie ein Kind.

»Akhet!« rief sie wieder und wieder, und suchte sich selbst. Oder sie war Gott und suchte Akhet. Es war immer und ewig Gottes Stimme, die ihren Namen rief, in tausend seltsamen Zungen. »Akhet, Akhet, Akhet!«

Es hatte sie gedürstet; sie hatte Wasser, und sie hatte es vergessen, als die Schwingen sie taub gemacht hatten. Nun gab es, als sie schritt, ein kleines, angenehmes Geräusch, wie der Gesang eines Flusses. (In der Tat ging sie über die Steine, die zu einem anderen der von Gott vergessenen Geheimnisse gehörten: die Mumie eines Flusses, der so ausgetrocknet war, wie die vergessenen Toten. Die Steine des Flußbetts klickten unter ihren Füßen, und die Fetzen ihrer Sandalen verfangen sich darin und ließen sie straucheln.) Sie trug andere Dinge mit sich, die sie vergessen hatte. Sie waren eine Bürde für sie, doch sie ließ sie nicht los, da sie sich erinnerte, daß sie Akhet waren, und Akhet war diese Bürde. Sie preßte die abgestandene Hitze aus dem Wasserschlauch und ließ ihn leer zu Boden fallen. Sie lachte und Gott lachte, er verdoppelte ihr Gelächter und schloß langsam sein Auge.

Es war die Stunde des Schattens, der halb-wirklichen Dinge. Sie sah Klippen. Und diese Klippen waren rot wie Blut. Und sie ließen die Stimme Gottes widerhallen — *Akhet, Akhet, het, het...* »Aiii!« schrie sie in diese blinde Welt hinein, als das Auge Gottes sie verlassen hatte, und in der Schattenwelt vermutete sie Gottes Heiterkeit – und Trug.

Aiii, ii, ii! schallte es von den Klippen zurück. Sie ging, und das Scheinbild eines Flusses wurde unter ihren Füßen zu Feuchtigkeit, die wuchs – es war ein Fluß aus Blut unter dem sterbenden Licht; und die Klippen waren damit besudelt; und die Schatten vervielfachten und bewegten sich. »Gott!« schrie sie. (Und *Gott-Gott-Gott-*, antworteten die Steine.)

Ein Schakal kam neben dem Flußbett entlang und gesellte sich zu ihr. Das war Gottes Bruder, und ihr war unbehaglich, denn die Brüder Gottes waren Gottes Feinde, und dies war ein verschlagener Feind. Er wußte, wie man eine Seele heimlich im Maul davontrug und sie zwischen seinen Schatten niederlegte, bevor sein Bruder es sah. Er lachte, und sie schritt über das Blut, sicher, daß sie den Fluß jetzt kannte, daß es der Dunkle Fluß war, den sie gefunden hatte; und der Schakal-Gott wollte sie führen, wenn er konnte.

Sie bückte sich und hob einen Stein auf.

»Verswinde!« schrie sie. (*Verswinde... schwinde... inde...*, antworteten die Klippen.) Sie schleuderte den Stein, der Gott sprang beiseite, trottete einige Schritte fort und stand da mit wiedergewonnener Würde, seine großen Ohren aufgestellt, mit denen er die Gedanken seines Bruders hört und alles Trachten der Welt. Er lächelte, und seine Zähne waren scharf. Sie warf einen zweiten Stein, und mitten im Flug wurde er ein Speer; er wurde ein Speer in ihrem Kopf und flog mit dem Lärm von Stimmen und dem Geräusch von Wasser. Sie weinte, nachdem sie ihn geworfen hatte, und verharrte entsetzt am felsigen Ort, in der Verblendung Gottes.

Ein Stein regte sich und klickte. Ein zweiter bewegte sich. Sie fuhr herum, um nachzusehen, und die Steine betrogen sie, und sie stürzte auf die Knie, blinzelte diese Fremde an, aus Schatten gemacht, diese fahle Gestalt, auf deren Brust ein Schild im bleichen letzten Licht schimmerte; und auf ihren Handgelenken lag der Schein nachgetönten Goldes. Gold umhüllte ihre Hüften und ergoß sich über ihre Schenkel, und das Leinen ihres Gewandes war nachtschwarz; und ihr Duft war wie der Geruch von Myrrhe und Weihrauch.

»Göttin«, sagte Akhet, so blind wie Gott, wenn er die Welten durchforschte nach seinen Brüdern und Schwestern und ihren Taten. Doch einer der Götter war gewißlich hier; und ein anderer war dort: der Schakal in den Schatten; und Akhet vergaß den Stein, auf den ihre Hand gefallen war. Ihre Knie zitterten, denn die Göttin schritt über die Spur des Blutes, und ihr Gesicht war das hohlwangige Gesicht der Königinnen aus Staub. Ihre Augen waren die Höhlen ihrer Augen; und ihr Mund offenbarte die ausgetrocknete, versteinerte Wonne ihrer Münder, die Geheimnisse bergen, an denen sie niemanden teilhaben lassen.

»Wie ist dein Name?« fragte dieser Mund.

»Akhet«, sagte Akhet.

»Und noch einmal: wie ist dein Name?«

»Akhet.«

»Und noch einmal: wie ist dein Name?«

Es war ein Zauberbann, Akhet war sicher, und ihre Eingeweide zerflossen und die Wunden an ihren Füßen stachen. Sie stank nach Schweiß und bebt. Und sie erinnerte sich an den Stein in ihrer Hand, so daß ihre Hand zu zittern anfing. Sie wollte diesen Stein werfen. Doch ihr eigener Name gefror ihr im Mund, blieb in der Kehle stecken und sperrte ihr den Atem, sonst wäre in diesem Augenblick ihre Seele hinaus in die Nacht gekommen, in die Hände der Göttin.

»Das ist nicht dein Name«, sagte die Göttin, und er war es nicht. Sie war geplündert und verlassen und zitterte in der Kälte. Dann hatte sie keine Hoffnung mehr, daß Gott sie sehen und ihren Tod vertreiben würde. Er würde sein silbernes Auge öffnen, doch sie würde ebensowenig einen Namen haben wie die anderen Geheimnisse auf dieser Ebene, und für ihn würde sie nicht mehr sein als alles andere.

»Mein Name ist Neit«, sagte die Göttin.

Es war ein Tod. Es gab viele Tode. Dies war der ihre; und da wurde sie ruhig, und legte den Stein sorgsam zurück zu den anderen. Sie erinnerte sich, daß sie Dinge bei sich getragen hatte. Eines davon war ein leerer Wasserschlauch. Eines war ein Schwert in einer Scheide. Eines war ein Köcher mit Pfeilen, doch sie hatte den Bogen verloren. Sie sammelte diese Dinge in ihren Schoß, drückte sie gegen die Knie und hielt sie für die ihren.

Doch die Göttin ließ sich vor ihr nieder. Ihr feines Leinen und ihr Gold schimmerten in Gottes Blindheit. Ihr Duft war süßes Rosenöl und Lotus, durchsetzt mit Myrrhe. »Warum bist du hierher gekommen?« fragte die Göttin. Sie versuchte sich zu erinnern. Sie jagte diese Erinnerung durch ihr Hirn, und das Gedächtnis wandte sich gegen sie, sprang auf sie los, schwarz und unvermittelt, so daß sie erschauerte und sich an die Überbleibsel ihrer selbst klammerte.

»Ich bin gekommen, um zu sterben«, sagte sie, und ein Teil ihrer selbst kehrte zu ihr zurück, so daß sie qualvoll darunter wankte und zuckte und sich an das Schwert klammerte. Blut floß in den Sand und strudelte in Bächen, scharlachrot verwoben mit braun. Städte brannten, Grabmäler standen verlassen. »Woher bin ich gekommen?« Sie blinzelte, hob ihre Augen und spähte über die Klippen. Da war kein Fluß, bloß ein trockenes Steinbett zwischen toten Ufern.

»Göttin, woher bin ich gekommen?«

»Von dort, wo du bist. Hebe das Schwert hoch. Hebe das Schwert hoch, Kind.«

Sie blinzelte, umklammerte das Heft, um das Schwert zu ziehen. Es war ihre Verteidigung. Aber das Heft glitt aus der Scheide, und die Klinge war zerbrochen.

— war zerbrochen, in ihrer Hand, Die Kinder jammerten, jammerten in dem Feuer und dem Rauch; die Streitwagen strömten nieder zu den Toren des Morgens —

Sie zitterte und bebt. Dem Köcher entquollen Pfeile mit verdorbenen Federn und stumpfen Spitzen. Die Scheide fiel leer auf ihre Knie. Sie warf die Klinge hinterher, beugte ihr Haupt und weinte.

»Was ist geschehen, Tochter?« Sanft kam die Stimme aus dieser ausgetrockneten, entsetzlichen Mundhöhle. »Was geschah mit den Kindern?«

»O, Neit, die Streitwagen, die scharfen Schwerter...«

»Eisen«, sagte die Göttin. »Die Schwerter sind aus Eisen.« Und das Wort drang ihr bis ins Mark.

»Nein«, schrie sie und preßte die Hände vor die Augen. »O, Göttin. Meine Kinder...«

»Du hast gekämpft.«

»Sie haben meine Kinder getötet!«

»Sie haben deine Städte niedergebrannt.«

»Meine Städte...«

Sie erschauerte und wischte sich die Augen. Sie trug Armbänder an den Handgelenken. Es waren die eines Bogenschützen. Ihre rechte Hand hatte die Schwielen eines Bogenschützen. Und ein Teil ihrer selbst kehrte zurück. Ihr Rücken straffte sich. Mit erhobenem Kinn starrte sie ihren Tod an, und ihr Herz schlug heftiger.

»Wie ist dein Name?«

Schmerz durchzuckte ihr Herz, scharf und entsetzlich. — *die Kiefer der Krokodile, die Toten werden verschlungen, die Mumien von Königen mit den neuen Toten ins Wasser geworfen, all ihres Goldes beraubt* —

»Ich habe ihn verloren«, sagte sie zur Göttin. »Gibt es noch andere Namen als diesen?«

»Schwerter aus Bronze«, sagte die Göttin, »sind solchen aus Eisen unterlegen. Weiches Metall bricht.«

»Wir hatten kein Eisen.«

»Sie haben deine Kinder den Krokodilen vorgeworfen.«

»*Wir haben gekämpft!*« (— *gekämpft, gekämpft*, wiederholten die Echos.)

»Ihr habt gekämpft. Ihr seid geflohen. Dies ist das Land ohne Schatten. Gott hat es mit seinem linken Auge versengt, und sein rechtes schürft seine Geheimnisse hervor. Hier ist der Ort, um auszuruhen.«

»Dieser Ort? Dies ist das Paradies?«

»Für jene, welche versagt haben, für die Verlorenen, jene, die ihre Namen vergessen haben, die sie aufgegeben haben.« »Ich habe nichts aufgegeben!« »Wolltest du hier kämpfen?« »Worum? Um meine Seele?« »Um deinen Namen.«

Sie tat einen tiefen Atemzug, der schmerzlich gesättigt war mit Myrrhe und Lotos. Sie atmete aus und lachte ein schwaches, schmerzliches Lachen. Dann zerbrach etwas, wie eine Narbe, die in ihrem Herzen brannte; sie riß auf, ließ den Atem aus ihr hervorbrechen und wieder, größer als zuvor. Sie dachte an ihren Tod und an ihre Städte, an die Streitwagen, die donnerten wie die Schwingen Gottes. Sie erhob sich, das Heft des Schwertes in der Hand und seine erbärmlich kleine Klinge. Die Göttin erhob sich, und der Wind bauschte ihre Gewänder.

»Und wenn ich unterliege, o, Neit?«

»Fragst du danach?«

Sie tat noch einen Atemzug, befreiter jetzt. Sie schüttelte das Haupt und die Flut ihrer geflochtenen Locken umwehte ihr Gesicht. »Nein.« Sie nahm Kampfstellung ein. »Es ist unnötig.« Die Göttin streckte ihre Hand aus. Das Schwert wurde kalt wie das linke Auge Gottes und zersprang in ihrer Hand. Sie schleuderte das Heft, und die Göttin warf die Hände hoch, um es abzuwehren; in diesem Augenblick stürzte sie nach vorn und schlang ihre Arme um ihren Tod.

Er war wie eine ewige, eisige Kälte. Und Neit flüsterte ihr ins Ohr:

»Du hast gewonnen, Tochter. Ich werde deinen Namen sagen. Laß mich los.«

»Schwörst du's?«

»Beim linken Auge, schwöre ich's.« Und Neit wurde wie Rauch, der aus ihrer Umarmung entwich, so daß sie auf die Knie fiel.

»Liebe Schwester.«

»Meinen Namen!«

»Er ist Sekhmet.«

— *verwüstete Tempel, verstreutes Gold, Bildnisse der Löwenäugigen umgestürzt und ihres Schmuckes beraubt, ihr Name ausgelöscht und besudelt* —

»Nein!« schrie sie. »Ich war niemals Sekhmet!«

»Sekhmet, meine Schwester. Sie haben deine Städte niedergebrannt, deine Säuglinge abgeschlachtet und deine Priesterinnen — kannst du das vergessen? Kannst du dein Land vergessen?«

— *sterbende Priesterinnen in den Höfen, die jungen Männer vor den Mauern* —

»Hörst du sie nicht?«

Da war ein Gemurmel wie von einem Fluß, wie das Wehklagen der kleinen Kinder und das Jammern der Verdammten.

— *Einige wenige kämpften in der Dunkelheit, im Schatten, einige wenige schlugen um sich und rannten* —

»Ich habe kein Schwert!«

Göttin! Sekhmet! Löwenköpfige, Löwenmutige, hilf uns oder wir sterben –

»Man kann immer wieder vergessen«, sagte Neit. »Man kann sich niederlegen und schlafen an diesem Ort der vergessenen Götter. «

»Fluch über dich!« schrie Sekhmet und hob das klingenlose Heft auf.

»Damit?« Neit verspottete sie. »Deinen Schild hast du zurückgelassen. Dein Bogen ist zerbrochen. Du hast kein Schwert.« »Eisen«, sagte Sekhmet. Sie holte tief Atem und schleuderte das Heft durch Neits Körperlosigkeit. Ein Hauch von süßer Fäulnis durchsetzte die Luft. Und Blut. Sie setzte die Füße darauf, ging, und glitt über die Steine.

»Wohin gehst du?« fragte Anubis mit dem Schakalkopf. Er stand in den Schatten nahe am Pfad. Seine Ohren waren aufgestellt. Fremdartig kam seine Stimme aus dem halboffenen Maul. »Was jagst du, Sekhmet?«

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, und er schritt zurück. »Folge meiner Spur«, sagte sie, und ihre Stimme hatte sich verändert. Ihr Schritt war weicher geworden und katzenhaft sicher. »Was suchst du?« fragte Neit hinter ihr. Ihre Stimme klang schwach und entfernt. »Was suchst du?« »Anbeter. Und Schwerter.«

Da verstummte die Stimme. Sie sprang von Fels zu Fels. Der Wind frischte auf, denn Gott breitete seine Schwingen aus. Er richtete sein linkes Auge auf die Welt, und dessen Silberkälte ergoß sich über die Klippen und Steine, bis es nirgendwo mehr Schatten gab. Es gab nur Kälte, die bis ins Mark drang und die Felsen spaltete. Eine Löwin schritt über die schattenlose Ebene, auf dem Wege zum Fluß, obgleich dieser Fluß weit entfernt war. In einiger Entfernung folgte ein Schakal in der sprunghaften Gangart seiner Rasse, suchte hier und dort, doch nie die Spur verlierend, jedenfalls nicht ganz. Der große Schrecken war wieder da; Krieg schritt auf Löwenfüßen dahin, auf der Suche nach verllorener Jugend, verllorener Beute, und die Schritte der Löwin rochen nach Blut. Und der Schakalgott folgte ihr immer, wohin sie auch ging.

CHARLES R. SAUNDERS

Die erste »Themen-Geschichte« für dieses Jahr stammt von Charles R. Saunders, der wegen seiner meisterlichen Fantasy-Geschichten mit afrikanischem Hintergrund rasch an Ansehen gewinnt. Seine beiden Romane Imaro und The Quest for Cush schufen einen mächtigen Helden im alten Afrika. Im letzten Jahr machte uns »Gimmiles Lieder« in Schwertschwester mit Dossouye bekannt, der Kriegerin der Abomey. Diese waren, wie Charles versichert, ein historischer Stamm, und könnten die ursprünglichen Amazonen gewesen sein. Diese Geschichte, »Shimeneges Maske«, stellt die erste von unseren Erwählten Jungfrauen vor. Charles sagt über seine Geschichte:

»Vor nicht langer Zeit wurde mir bewußt, daß ich mir einen der charakteristischen Aspekte der afrikanischen Kultur überhaupt nicht zunutze gemacht hatte – ich meine die Masken. Ich besitze nicht wenige Bücher über afrikanische Masken, doch aus irgendeinem Grund bieten die Geschichten und Romane, die ich geschrieben habe, weder Szenerien noch Kulturen, in denen Masken eine wichtige Rolle spielen. Die Massai, die als Vorbild für Imaros Volk dienten, machen keine Masken. Mit dieser Geschichte von Dossouye habe ich also versucht, eine Geschichte zu schreiben, in der Masken eine wesentliche Rolle spielen. Die in der Geschichte beschriebenen Masken gibt es wirklich; die Handlung habe ich erfunden. Ich entschloß mich zu dem Versuch, meine eigene Volkssage zu schreiben. Überdies dürfte diese Geschichte auch widerspiegeln, wie ich über die Missionare denke.«

Ich fand diese Geschichte beinahe noch subtiler und spannender als die erste Geschichte von Dossouye. – MZB

CHARLES R. SAUNDERS
Shimeneges Maske

Ihr Name war Shimenege, und sie weinte im Sonnenlicht. Sie hatte dafür gesorgt, daß sie allein war, bevor sie den Tränen freien Lauf ließ. Sie saß auf einem Baumstamm auf einer Lichtung im Busch jenseits der Yam-Felder ihres Stammes, der Yaoule. Obgleich es im Busch Leoparden gab, fürchtete Shimenege sich nicht vor ihnen. Was sie fürchtete, war ein Schicksal, neben dem die Zähne und Tatzen eines Leoparden bedeutungslos wurden. Shimenege war ein kleines, untersetztes Mädchen, das erst vor kurzem seine vierzehnte Regenzeit hinter sich gebracht hatte. Eine rußfarbene Haut überspannte straff ein rundes, grobgeschnittenes Gesicht. Ihre Hüften waren schon breiter geworden, und ihre Brüste waren voll. Ihre einzige Kleidung war ein um die Hüften geknoteter lederner Lendenschurz. Wie alle Frauen ihres Stammes trug sie dicke Rollen blauer Perlen, deren Doppelschlingen von ihren Schläfen bis ins Genick reichten. Das Lederband, an dem die Schlingen befestigt waren, schnitt tief in die Haut ihrer Stirn. Ein kupferner Pflock ragte unter ihrer Unterlippe hervor. In ihrem Schoß hielt Shimenege eine Maske, die ihren unbeteiligten Ausdruck beibehielt, als die Tränen wie Regentropfen auf ihre Oberfläche spritzten. Jahrelang war die Maske durch die Hände der Yaoule-Frauen gegangen, und so hatte ihr hölzernes Antlitz eine glatte Patina angenommen. Das Antlitz der Maske war rund wie das von Shimenege. Ihre Augen waren schmal, rechteckige Schlitz, umgeben von eingeschnitzten Halbkreisen, die Backenknochen und Augenbrauen darstellten. Der Mund war eine gerade, ausdruckslose Linie, und die Lippen waren nur angedeutet. Obgleich die Maske groß genug war, ihr Gesicht zu verdecken, legte Shimenege sie nicht an.

»*Mwana Pwo*«, sagte Shimenege leise. »Warum hast du mich auserwählt?«

Die Maske gab keine Antwort. Sie blickte sie in erhabener Gleichgültigkeit an, als wisse sie, daß die Antwort auf Shimeneges Frage bereits hinter deren Augen liege.

Da hörte Shimenege hinter sich im Busch ein Rascheln. Sie sprang auf die Füße, und hielt die Maske auf Armeslänge von sich entfernt. Durch einen smaragdgrünen Blätterschleier konnte sie sehen, wie eine große, dunkle Gestalt näherkam. Ein Leopard? fragte sie sich. Das machte nichts. *Mwana Pwo* würde sie am heutigen Tag und am nächsten schützen.

Ein Kopf stieß durch das Laubwerk. Shimenege schrie auf und ließ fast die Maske fallen. Denn dieser Kopf gehörte keinem Leopard. Ein gewaltiger Büffel schulterte sich den Weg frei und trat auf die Lichtung. In den ersten Augenblicken ihres Entsetzens über sein Auftauchen, sah das Yaoule-Mädchen nur die schaukelnden, sichelähnlichen Hörner des Tieres und die Muskeln, die unter seiner glatten, dunklen Haut hervortraten und sich wieder entspannten. Dann erkannte sie, daß der Büffel Zaumzeug und Sattel trug; daß ein Reiter auf seinem Rücken saß.

Shimeneges Knie wurden weich, und die Furcht trübte dieses Bild. Sie dachte, alle Dämonen zu kennen, die in den Abgründen des Yaoule-Glaubens herumspukten, doch nie zuvor hatte sie von einem gehört, der auf einem Tier ritt, vor dem sich sogar der Leopard fürchtete. Noch immer die Maske von *Mwana Pwo* festhaltend, sank Shimenege zu Boden, und Schwärze löschte die Sonne aus.

Einen Augenblick darauf erwachte Shimenege in der Umklammerung starker Arme. Ihre Augenlider öffneten sich flatternd, und sie sah ein schmales Frauengesicht, das sie durchdringend anblickte.

Da fiel ihr der Büffel ein – und sein Reiter. Mit einem Angstschrei wand sich Shimenege aus der Umklammerung der fremden Frau. Ihre Perlenschleifen schlugen gegen ihren Kopf, und ihr Rücken prallte schmerzhaft gegen den Baumstamm, auf dem sie gesessen hatte. *Mwana Pwo* lag noch immer unversehrt in ihren Händen, und sie richtete die Maske wie einen Schild zwischen sich und der Fremden auf.

Ohne es zu wollen, betrachtete Shimenege die Erscheinung der Frau genauer. Das Gesicht der Fremden war schmal; ihr Körper groß und schlank. Ihre Haut war dunkel wie die der Yaoule, doch eher purpurn als rußig getönt. Ihr Oberkörper war in einen leichten Lederpanzer gezwängt, und ein

Helm aus demselben Material schützte ihren Schädel. An ihrer Seite trug sie ein langes, dünnes Schwert an einem Gürtel. Die Kleidung verwirrte Shimenege. Bei den Yaoule gingen Männer wie Frauen gleichermaßen fast nackt, ausgenommen während der rituellen Zeiten.

Die Fremde blickte Shimenege unverwandt an, und ihr Gesicht war ebenso undurchdringlich wie das von *Mwana Pwo*. Fast wie von selbst stieß Shimeneges Mund Worte hervor: »Wer bist du? Woher kommst du? Warum bist du hier?« Den Kopf zur Seite neigend, schien die Fremde die Worte des Yaoule-Mädchens abzuwägen. Dann sprach sie mit überraschend weicher Stimme, wobei sie den Tonfall der Yaoule-Sprache geschickt nachformte.

»Ich könnte dir dieselben Fragen stellen, Kind. Aber dies ist dein Land. Mein Name ist Dossouye.«

»Woher kommst du?« fragte Shimenege wieder.

»Von nirgendwo.«

»Wohin gehst du?«

»Überallhin.«

Shimenege starrte Dossouye an. Die ausweichenden Antworten, der fremde Tonfall, die Kleidung...

Shimenege war sich längst noch nicht sicher, ob sie nicht doch einem Dämon gegenüberstand.

Da fiel ihr der Büffel ein, und ihre Augen weiteten sich vor Furcht, und sie verbarg ihr Gesicht hinter *Mwana Pwo*.

»Der Büffel«, stammelte sie. »Wo ist er?«

Dossouye deutete mit der Hand nach hinten. Der Büffel stand ruhig da. Bloß sein buschiger Schweif bewegte sich und schlug nach Insekten, die in der feuchten Luft summten.

»Gbo wird dir nichts tun. Und er ist kein Büffel. Er ist ein Kampfstier, und nicht irgendein unverständiges wildes Tier.«

Dieser Unterschied beruhigte Shimenege kaum. Doch das Yaoule-Mädchen legte *Mwana Pwo* sorgsam in ihren Schoß und wiederholte seine frühere Frage: »Warum bist du hier?«

»Um zu erfahren, warum du allein weinst.« Shimenege blinzelte. Dossouyes letzte Antwort war ebenso rätselhaft wie die anderen, die sie dem Mädchen gegeben hatte. Jedoch die Augen der Fremden hielten die ihren wie dunkle Magnete fest. Und mit einem Mal begann Shimenege zu sprechen, sie ließ Gedanken laut werden, die sie niemals einem anderen Yaoule zu enthüllen gewagt hätte...

In jener Regenzeit, da Shimeneges Urgroßmutter ein Kind war, kam der Dämon Umenya Kwi ins Land der Yaoule. So furchteinflößend war Umenya Kwis Miene, so überwältigend seine Stärke, daß die Krieger der Yaoule nicht in der Lage waren, ihm zu widerstehen. Der Häuptling, die Geisterfrauen und die Älteren hatten sich eilig versammelt, um zu erfahren, was Umenya Kwi von ihnen verlangte.

Als der Dämon wissen ließ, was er forderte, erschauerten die Versammelten in hilflosem Abscheu. Zu jeder Regenzeit, während der Spanne des Übergangs von der trockenen zur feuchten Jahreszeit, sollten ihm die Yaoule ein gerade heiratsfähiges Mädchen als seine Braut zuführen. Gleichermäßen sollten sich die Yaoule dazu verpflichten, einen Streiter zu schicken, der mit Umenya Kwi um den Besitz der Braut kämpfte. Gewann ihr Streiter, würde der Dämon für immer aus dem Land der Yaoule verschwinden. Gewann der Dämon... würden die Yaoule in dieser Regenzeit den Verlust zweier Leben statt eines jungen Lebens zu beklagen haben. In all den Regenzeiten, die seit der Ankunft Umenya Kwis vorübergingen, überlebte keiner der Jünglinge, die es wagten, gegen den Dämon zu kämpfen.

Nur ein einziges Mal wagten es die Yaoule, sich Umenya Kwi zu widersetzen und ihm eine Braut zu verweigern. In dieser Regenzeit verschleppte der Dämon fünf Yaoule-Frauen und tötete zehn Krieger, die sie zu retten versuchten. Darauf erschlugen die Yaoule ihren Häuptling, der ihnen zum Widerstand geraten hatte. Als die Regenzeit verging, ersannen die Geisterfrauen ein Ritual der Auswahl, das die Gedanken der Yaoule von der Wut, Hoffnungslosigkeit und Raserei ablenkte, die sie von innen zu zerstören drohten. Denn zur Aufgabe der Geisterfrauen gehörte es gleichermaßen, die Seelen der Lebenden wie die der Toten zu besänftigen. Von den ältesten der Geisterfrauen wurden Masken geschnitzt – so viele Masken, daß jede Frau im Yaoule-Land ihr Gesicht mit einer

Maske bedecken konnte. Alle Masken bis auf eine waren Bachi: glattgesichtig, ohne ausgeprägte Gesichtszüge, von halbkreisförmigen Augenschlitzen abgesehen. Die eine Maske, die anders war, als die restlichen, war *Mwana Pwo*, die, welche Erwählt. Zu jeder Regenzeit versammelten die Geisterfrauen die Masken in einer langen Reihe, für jedes Mädchen im heiratsfähigen Alter war eine Maske bestimmt. Die Masken waren unter den riesigen Blättern einer Pflanze verborgen, die Elefantenohr genannt wurde. In einer Zeremonie unter der Obhut der Geisterfrauen, enthüllte jedes Mädchen eine der Masken. Diejenige, welche *Mwana Pwo* unter den Blättern hervorholte, war die Erwählte. In dieser Regenzeit hatte *Mwana Pwo* Shimenege erwählt. Am folgenden Tag bei Sonnenaufgang würde sie Umenya Kwi übergeben werden.

»Wird morgen ein Streiter für dich kämpfen?« fragte Dossouye, nachdem Shimenege ihre Erzählung beendet hatte.

»Ja«, erwiderte sie. »Sein Name ist Bosedi. Bevor *Mwana Pwo* mich erwählt hat, hat er es getan. Nun will er gegen Umenya Kwi kämpfen, obwohl er weiß, daß er nicht siegen kann. Ich versuchte ihn davon zu überzeugen, daß er es nicht tun solle, aber er sagt, ohne mich wäre er lieber tot.« Dossouye fiel in Schweigen. Shimenege beobachtete sie und fragte sich, welche Gedanken sich hinter der ebenholzfarbenen Stirn der Kriegerin wohl regen mochten. Wären ihr diese Gedanken bekannt gewesen, hätte sie sie nicht verstanden. Denn Dossouye war lange und weit gewandert, von ihrem angestammten Königreich Abomey weit in den Westen. Dort hatte sie die Kriegskünste erlernt, die sie zu einer Ahosi machten, einer Streiterin im Heer des Leopardenkönigs.

Dort hatte sie zum ersten Mal erfahren, daß Glaube, der durch Generationen überliefert worden war und sich eingepägt hatte, sich als falsch, als Lüge, erwies...

Die Leute von Abomey glaubten, daß zwei ihrer drei Seelen in Nabelschnüren eingeschlossen und unter Palmen vergraben seien. Wurde der Baum zerstört, starben die Seelen. Und wenn die Seelen starben, folgte ihnen der Körper bald nach. An ihrem letzten Tag in Abomey hatte Dossouye gesehen, daß der Baum, der ihre Seelen hütete, von einem Feind abgehauen, am Boden lag. Ihr Baum war tot; ihre Seelen waren tot. Doch sie lebte immer noch. Dieser Glaube war eine Lüge. Oder war ihr weitergelebtes Leben eine Lüge? Dossouye wußte es nicht.

Seit ihrer Abreise von Abomey – wo sie ein lebender Widerspruch war – hatte Dossouye ziellos das Gebiet der Stämme durchwandert, das die Königreiche der westlichen und der östlichen Küste von Nyumbani trennte. Während dieser Wanderungen hatte sie weitere Beispiele falschen Glaubens kennengelernt, mehr Lügen, die man für wahr hielt. Sie hatte gesehen; sie hatte sich ihr Urteil gebildet; aber sie hatte nichts unternommen. Die Selbsttäuschungen anderer gingen sie nichts an. Jetzt, als sie Shimenege ansah, als sie das Entsetzen des Mädchens spürte, und Verstörung wie ein Wind von einem kalten Horizont durch die Luft zog, wurde Dossouye gewahr, daß ein Entschluß sich in ihr formte, wie Stahl, der aus Eisen hervorgeht.

Denn sie hatte erraten, wer Umenya Kwi war. Und wenn sie andere schon nicht von ihren Selbsttäuschungen befreit hatte, so wollte sie dieses Mädchen retten... »Dein Bosedi wird Umenya Kwi morgen gegenübertreten?«

»Ja.«

»Sagemir, wo.«

Shimenege erzählte ihr von der Lichtung, welche die Geisterfrauen für den Zweikampf vorgesehen hatten, und von der Zeremonie, die folgen würde.

»Und wo ist Umenya Kwi zu finden, wenn er nicht gerade Frauen eures Stammes raubt?«

»Im Hain der Weinenden Bäume. Wenn der Wind weht, kannst du das Weinen der Bräute Umenya Kwis hören. Bald wird meine Stimme sich zu den ihren gesellen.«

»Nein, das wird sie nicht!« rief Dossouye.

Shimenege wich zurück; zum ersten Mal hatte sie gesehen, daß die Kriegerin ein Gefühl nach außen dringen ließ.

»Nun sage mir, wo dieser Hain der Weinenden Bäume zu finden ist«, bedeutete ihr Dossouye. Ihre Stimme war ruhiger, doch noch immer befehlend.

Shimenege bezeichnete ihr den Weg zum Hain. Dann sagte sie: »Wirst du... Nein, das kannst du nicht! Du hast Umenya Kwi nie gesehen! Er wird...«

Dossouye machte zwei große Schritte, packte Shimenege bei den Armen und stellte sie auf die Füße. Shimenege zitterte; die Hände der Kriegerin waren wie eiserne Klammern. »Hör mir zu, Kind«, sagte Dossouye. »Du wirst niemandem in eurem Dorf erzählen, daß du mich heute gesehen hast. Du wirst dich morgen der Zeremonie unterwerfen, wie man es dich gelehrt hat. Und du mußt mir zwei Dinge versprechen. Erstens: Was immer während der Zeremonie geschehn mag, laß niemanden wissen, wer ich bin. Zweitens: Nach der Zeremonie, wenn Umenya Kwi dich nicht mitnimmt, triff mich hier vor Sonnenuntergang. Versprichst du mir das?«

Shimenege sah tief in Dossouyes Augen. Es waren große Augen, dunkle Augen; Stücke eines sternenlosen Himmels, eingebettet in ein mitternächtliches Gesicht. Und in diesem Augenblick glaubte Shimenege, daß Dossouye Umenya Kwi erschlagen und ihr Leben und das Bosedis retten konnte.

Und weil sie das glaubte, sagte sie: »Ich verspreche es.«

Dossouye ließ ihren Blick noch eine Weile auf ihr ruhen. Dann löste sie ihren Griff. Shimenege hätte gern die schmerzenden Druckstellen, die von Dossouyes Händen herrührten, gerieben, aber sie hielt noch immer *Mwana Pwo*.

»Geh nun in euer Dorf zurück, Kind.«

Damit drehte Dossouye sich um und bestieg Gbo. Augenblicke später verschwanden Kriegerin und Stier im Busch, und kaum ein Geräusch verriet, wo sie sich bewegten. Shimenege drehte die Maske in ihren Händen um und sagte: »Hast du sie geschickt, *Mwana Pwo*?« *Mwana Pwo* gab keine Antwort.

Die Sonne war kurz davor, den westlichen Horizont zu berühren. Glutrote Strahlen erleuchteten die Blätter der Bäume, die Umenya Kwis Lager umgaben. Die schlanken Zweige der Bäume neigten sich, als seien sie mit einer schweren Bürde von Kummer beladen. Im scharlachfarbenen Sonnenuntergang sahen die Bäume aus wie Tränentropfen aus Blut.

Umenya Kwi lächelte zufrieden, als er seine Dämonenmaske und sein Gewand aus Blättern der Bambuspalme neben seine Waffen legte. Selbst ohne solche Verkleidung war die Erscheinung Umenya Kwis furchteinflößend. Sein Körper war groß und hager, doch unter seiner erdfarbenen Haut wölbten sich Stränge zäher Muskeln, die eine Kraft verrieten, die nicht von menschlicher Art war. Sein haarloser Schädel lief spitz zusammen, und seine Ohren glichen denen eines Schakals. Seine vorspringenden Kieferknochen glichen dem Maul eines Tieres. Und als Umenya Kwi lächelte, schimmerten Raubtierzähne auf. Nur seine Augen verrieten seine menschliche Herkunft. Es waren verschlagene, abwägende Augen. Hinter ihnen verbarg sich ein Verstand, der vor langer Zeit zu dem Schluß gekommen war, daß Verkleidungen seinen Zwecken besser dienten als seine wahre Gestalt. Nur seine Bräute sahen ihn immer so, wie er wirklich war, und keine von ihnen lebte lange genug, um jemandem erzählen zu können, was sie sah...

Morgen gibt es eine neue, dachte Umenya Kwi behaglich. Seine Augen suchten den sich verdunkelnden Hain ab. Die Stämme der Weinenden Bäume waren mit Girlanden aus blauen Perlen geschmückt – alles, was von seinen früheren Bräuten übriggeblieben war. Jede Braut opferte ihr Leben, so daß Umenya Kwi seine Lebensspanne verlängern konnte, die bereits mehrere Generationen andauerte.

Umenya Kwi war der letzte seiner Art, doch er erfuhr nichts von der Trostlosigkeit, die eine solche Vereinsamung, wie man erwarten könnte, mit sich bringt. Andere seiner Art waren in den Städten der Königreiche des Westens zugrundegegangen; sie waren Narren gewesen. Trotz all ihrer übernatürlichen Kräfte und Lebensfähigkeit, waren Umenya Kwis Geschlechtsgenossen gleichwohl durch einen körperlichen Angriff verwundbar, auch wenn sie außerordentlich schwer zu töten waren. Bewaffnete und gepanzerte Soldaten waren für sie tödliche Feinde; die Männer der wilden Stämme waren es nicht. Umenya Kwi hatte das Schicksal seines Geschlechtes in den Städten

vorausgesehen. Er war geflohen; die anderen waren gestorben. Er bedauerte ihr Ableben nicht. Ein Geräusch im Hain drang in Umenya Kwis Ohren. Er lauschte gespannt, dann wirbelte er herum, und seine Augen spähten durch die dichter werdende Düsternis. Sein Blut raste vor Erregung. Konnte einer der Yaoule soviel Mut gesammelt haben, ihn vor der Zeremonie in seinem Lager anzugreifen? Seit dem letzten Versuch dieser Art waren viele Regenzeiten vergangen... Dann trat der Eindringling aus den Schatten, und Umenya Kwi erkannte, daß es sich nicht um einen Yaoule handelte. Und seine Augen weiteten sich, als er begriff, daß er eine Ahosi vor sich sah, eine Kriegerin aus Abomey.

Dossouye stand ruhig da, das Schwert gezogen, beide Hände um das Heft gespannt. Als sie sprach übertönte ihre Stimme das Seufzen des Windes in den Blättern.

»Ich hatte Recht«, sagte sie. »Einer von deiner Art ist übriggeblieben. Meine Vorfahren haben ihre Aufgabe nicht vollendet – *sichi*.«

»Doch du hast dich daran erinnert«, murmelte Umenya Kwi. »Du weißt noch unseren Namen, und du weißt, was wir tun.« »Ihr habt euch an die Mashataan – die Dämonengötter – verkauft, um das zu werden, was ihr seid. Wie Ratten habt ihr unsere Städte und Dörfer heimgesucht, habt Leben geraubt, um die euren zu verlängern. Wir haben euch vernichtet; doch du bist hier, und mätest dich wie eine Spinne von denen, die zu schwach sind, sich dir zu widersetzen.«

»Hat dein Volk dich geschickt, mich zu töten, Ahosi? Wenn es so ist, wo sind die anderen?« Dossouye schwieg.

Umenya Kwi entblößte sein Raubtiergebiß zu einem unfreundlichen Grinsen.

»Du bist also allein? Törichtes Weib! Haben eure Sagen dich nicht gelehrt, wie viele deiner Art nötig sind, einen wie mich zur Strecke zu bringen? Ich bin ein *sichi*, ja! Ich bin soviel wert wie zehn von euch! Bete zu deinen Vorfahren, Ahosi, denn deine Rüstung wird diese Bäume schmücken, bevor diese Nacht endet!« Der *sichi* bückte sich und griff nach einem mit Widerhaken versehenen Speer, der neben seiner Verkleidung lag. Er richtete sich rasch wieder auf, für den Fall, daß Dossouye einen Angriff versuchte, während er für einen Augenblick abgelenkt war. Dossouye verharnte regungslos mit erhobenem Schwert und gebeugten Knien, um sofort handeln zu können.

Umenya Kwis Grinsen wurde zu einem blutrünstigen Knurren. »Du wirst leichter zu töten sein als die »Streiter« der Yaoule, Ahosi«, höhnte er.

»Ich bin nicht allein«, sagte Dossouye.

Ein lautes Krachen in den Bäumen hinter ihm ließ den *sichi* herumfahren. Und als er sah, was sich ihm näherte, spiegelte sich auf Umenya Kwis Gesicht ein Gefühl, das er mehr als hundert Jahre lang nicht mehr empfunden hatte: Furcht.

Die Sonne tauchte die kreisförmige Lichtung in ein hartes, metallisches Licht. Zwanzig Tänzer wiegten sich und hüpfen im Takt, den unsichtbare Trommeln schlugen. Alle Tänzer waren Frauen: nur ein einziger Mann nahm teil an der Zeremonie der Herausforderung Umenya Kwis. Die Männer, welche die Trommeln bedienten, waren ringsum im Busch verborgen. Shimenege tanzte. Sie war umringt von den Mädchen, die *Mwana Pwo* nicht erwählt hatte. Die gesichtslosen Bachi-Masken bedeckten ihre Gesichter. Sonst waren sie nackt bis auf kurze Lendenschurze. Die Bachi-Mädchen tanzten zum langsamen, gleichmäßigen und dumpfen Dröhnen der Baß-Trommeln. Shimenege trug die Maske von *Mwana Pwo*, und sie war in ein langes Gewand aus dunkelblauem Tuch gekleidet, das sie von der Schulter bis zum Knie verhüllte. Ihre Bewegungen folgten einem anderen Rhythmus: einem scharfen Stakkato, das sie zu rasenden Drehungen anspornte, die denen der Bachi-Mädchen entgegengesetzt, und doch auf einer Ebene tieferer Übereinstimmung mit ihnen verflochten waren.

In der vorangegangenen Nacht war Shimenege das Schweigen sehr schwer gefallen. Das sehnliche Verlangen hatte sie gequält, ihrer Mutter, ihren Schwestern, den Geister-Frauen und Bosedi von der Frau zu erzählen, die auf einem Büffel ritt und einen Dämon herausforderte. Aber sie spürte instinktiv, daß Dossouyes Geheimnis gewahrt bleiben mußte, bis sie das ausgeführt hatte, was sie sich vorgenommen hatte. Also hütete Shimenege ihre Zunge und benahm sich nicht anders, als die

vielen anderen Mädchen, die *Mwana Pwo* vor ihr erwählt hatte. Jetzt, da Shimeneges *Mwana Pwo*s Maske trug, wurde sie *Mwana Pwo*, und sie sah mit *Mwana Pwo*s Augen, und sie fühlte mit *Mwana Pwo*s Körper, während sie die komplizierten Schritte ihres Tanzes ausführte. Plötzlich veränderte sich der Klang der Trommeln – Ahnung und Erwartung schwebten darin mit. Das war, als Bosedi auf der Lichtung erschien.

Shimeneges Liebster trug keine andere Maske, als die stoische Miene, die er aufgesetzt hatte, um seine tödliche Furcht zu verbergen. Er war ein stämmiger, gutgebauter Jüngling, bewaffnet mit einem Speer mit Eisenspitze und einem mit Ochsenhaut überzogenen Schild. Seine rußfarbene Haut war mit geometrischen Mustern versehen, die mit reiner, weißer Farbe aufgetragen waren. An diesen Zeichen würden seine Vorfahren erkennen, daß er tapfer gestorben war...

Bosedi tanzte nicht. Er wartete auf Umenya Kwi. Umenya Kwi kam.

Sekundenlang war Shimeneges nicht mehr *Mwana Pwo*. Sekundenlang wünschte sie nichts mehr, als ihren Tanz zu beenden und ihre Enttäuschung hinauszuschreien. Dossouye hatte Umenya Kwi nicht besiegt. Der Dämon stand auf der Lichtung wie immer. Das gelbe Gewand aus Palmenblättern verbarg die wirklichen Maße seiner Gestalt, denn der Leib war mit Schichten von Bändern bedeckt, und die Arm- und Beinkleider, die ihn umschlossen, trugen Fransen. Und die Maske...

Sie war helmförmig, und schwarze Linienmuster waren darin eingegraben, verschlungene, schneckenförmige und gewundene Zeichen, die sein Gesicht völlig bedeckten, ein Anblick, als sei das reine Entsetzen zum Gesicht geworden. Von der Spitze des Helms ragten orangefarbene und schwarze Stoffrollen wie die geknickten Beine einer gigantischen Spinne in die Höhe. Vom unteren Rand der Maske fiel wie eine Kaskade ein braunes, moosartiges Material herab, das einen wuchernden Bart darstellte. Umenya Kwi war klug. Seine Kostümierung und seine Maske waren in der Tat weit furchteinflößender als seine natürliche Erscheinung.

In seiner Hand hielt der Dämon einen Speer mit Widerhaken. Den Gebrauch eines Schildes verabscheute er. Obgleich er einen bewaffneten Mann leicht mit bloßen Händen besiegen konnte, war Umenya Kwi stolz auf seine Geschicklichkeit in der Handhabung von Waffen und entschlossen, diese Kampfweise beizubehalten.

Das Trommeln und Tanzen hörte auf. Schweigen trat ein und erfüllte eine lautlose Leere. Umenya Kwi bewegte sich nach vorn, Bosedi hob seinen Speer und duckte sich hinter sein Schild. Im letzten Augenblick, bevor sie wieder *Mwana Pwo* wurde, wagte Shimeneges zu hoffen, Dossouye werde auf ihrem Kampfstier aus dem Busch hervorbrechen, um Bosedi zu retten... Der Kampf um Shimeneges begann. Umenya Kwi erwartete Bosedis Angriff. Der Körper des Yaoule war fast völlig hinter seinem Schild zusammengekrümmt. Seine Beinmuskeln zitterten, als er versuchte seine Furcht zu unterdrücken. Umenya Kwi wartete. Die Zeit kroch dahin.

Endlich, in einer Anstrengung, die Qualen der Furcht zu beenden, die ihn gepackt hatte, stieß Bosedi einen schrillen Schrei aus und ging stürmisch auf Umenya Kwi los. Sein Speerwurf war ungeschickt ausgeführt, und der Dämon wehrte ihn mühelos ab. Sein eigener Speer prallte von Bosedis Schild ab. Bosedi stolperte mit hoch erhobenem Schild rückwärts. Umenya Kwi bohrte die Spitze seines Speers in den Schild des Yaoule, und zwang den angsterfüllten Jüngling zurückzuweichen, bis das Laubwerk des Busches Bosedis Rücken schrammte.

Die Zuschauer senkten ergeben ihre Augen. Umenya Kwi behandelte ihren Streiter wie ein Spielzeug, wie er es schon mit vielen anderen gemacht hatte. Der Ausgang des Kampfes war so sicher vorherzusagen wie der Beginn der Regenzeit. Voller Verzweiflung schlang Bosedi seinen Speer wie eine Keule. Die flache Seite seiner Klinge grub sich in das Gewand aus Palmenblättern. Und Umenya Kwi stolperte von Bosedi fort.

Bosedi starrte den Dämon mit offenem Munde an. Hielt Umenya Kwi ihn zum Narren? Umenya Kwi schüttelte den Kopf, und die Spinnenbeine seiner Maske bewegten sich, als lebten sie. Doch der Dämon machte keine Anstalten, auf seinen Herausforderer loszugehen. Wieder machte Bosedi

einen Ausfall, und stieß seinen Speer in die Mitte des Palmenkleides. Umenya Kwi wich aus. Wiederum wurde der Speerwurf des Dämons von Bosedis Schild abgelenkt. Beim zweiten Wurf flog der Speer weit am Kopf des Jünglings vorbei.

Bosedi begann sich auf die Fertigkeiten im Kampf zu besinnen, die er vor nur wenigen Regenzeiten erlangt hatte. Seine Furcht schwand. Mit dem Speer fintierend, wuchtete er seinen Schild gegen den Körper des Dämons. Beim Zusammenprall hörte es sich an, als falle ein Stein ins Gras.

Umenya Kwi fiel. Bosedi stieß seinen Speer durch die Palmblätter, doch Umenya Kwi rollte sich zur Seite und kam wieder auf die Füße. Kühn geworden, zielte Bosedi mit seiner Speerspitze auf die Kehle des Dämons. Dieser riß seinen Speerschaft rechtzeitig hoch, um den Stoß abzufangen, doch dessen Wucht schickte ihn abermals zu Boden.

Bosedis Speerspitze durchschlitzte eine Palmfranse, als Umenya Kwi sich zur Seite rollte. Die Furcht des Jünglings schwand rascher als morgendlicher Tau, und er griff den liegenden Dämon an. Umenya Kwi gelang es gerade noch, auf die Füße zu kommen, ehe ein hellwacher Bosedi auf ihn losging.

Der Speer des Yaoule flackerte in seiner Hand wie ein Blitz, und immer wieder stach er auf Umenya Kwi ein. Obgleich der Dämon die meisten der Stöße parierte, gelang es ihm nicht, mit seiner Speerspitze den Schild des Jünglings zu durchbohren. Die Zähne im Triumph entblößend, trieb Bosedi seinen Gegner von einer Seite der Lichtung zur anderen.

Schließlich brachte der Dämon Bosedi mit einer verzweifelten Kraftanstrengung aus dem Gleichgewicht. Darum bemüht, nicht zu Boden zu stürzen, riß Bosedi seinen Schild hoch, um einen neuen Angriff abzuwehren. Umenya Kwi hob seinen Speer – und stieß ihn zwischen sich und Bosedi in den Boden. Darauf drehte Umenya Kwi sich um und flüchtete in den Busch. Die Palmblätter raschelten, als er verschwand. Bosedi stand regungslos da, in Fassungslosigkeit erstarrt. Shimenege, die Bachi-Tänzerinnen und die Geisterfrauen verharrten bewegungslos wie Blätter an einem windstillen Tag. Umenya Kwi war besiegt worden; und für diese Möglichkeit hatte man, als die Zeremonie ersonnen worden war, keine Vorsorge getroffen. Gerade als sie hilflos schwankte, ob sie nun sie selbst oder *Mwana Pwo* sei, erinnerte sich Shimenege dessen, was sie Dossouye versprochen hatte:

Wenn Umenya Kwi dich nicht mitnimmt, triff mich bei Sonnenuntergang... Und Shimenege wußte, daß sie ihr Versprechen halten würde.

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als Shimenege zu der Lichtung zurückkehrte, auf der sie Dossouye zum ersten Mal begegnet war. Die Ereignisse, die sich nach Umenya Kwis Flucht zugetragen hatten, wirbelten in ihrem Kopf herum wie Fische in einem Strudel.

Bosedi war ein Held. Er hatte eine Schar mit neuem Mut erfüllter Krieger zum Hain der Weinenden Bäume geführt, um Umenya Kwi den Garaus zu machen. Aber sie hatten ihn dort nicht gefunden. An den Baumstämmen klebte Blut, und der Erdboden war aufgerissen, als habe ein wilder Kampf stattgefunden. Über den Hain verstreut fanden sie zerfetzte Lederstreifen. Das sagte ihnen nichts. Sie fanden Schleifen mit blauen Perlen, die wie leblose Früchte von den Bäumen hingen. Das sagte ihnen viel. Die Krieger sammelten die Perlenschnüre ein und brachten sie ins Dorf zurück.

Shimenege war eine Totemfigur geworden. Es war ihr Verdienst, daß *Mwana Pwo* Bosedis Gliedern Kraft eingefloßt und seinem Herzen Mut gegeben hatte. Die Mädchen, die *Mwana Pwo* nicht erwählt hatte, blickten voll Neid auf Shimenege; die Geisterfrauen betrachteten sie mit unverhüllter Ehrfurcht. Darum war es ihr nicht schwergefallen, die anderen Yaoule davon zu überzeugen, daß ihre Rolle als Werkzeug *Mwana Pwos* sie derart erschöpft hatte, daß sie nicht am Fest und Tanz teilnehmen konnte, mit denen das Ende Umenya Kwis gefeiert wurden. Bei Bosedi war das schwieriger gewesen, doch sie hatte es geschafft. Shimenege hatte *Mwana Pwos* Maske in ihrer Hütte zurückgelassen und war unbemerkt aus dem Dorf geschlüpft. Nun stand sie auf der Lichtung und starrte Dossouye an.

Wie beim ersten Mal saß Dossouye auf ihrem Stier. Doch sie saß so zusammengesunken da, als kämpfe sie vergeblich gegen ihre Erschöpfung. Der größte Teil ihrer Lederrüstung war verschwunden; ihr schlanker Körper war mit frischen Wunden übersät. Auch die Haut des Stiers war von blutroten Rissen gezeichnet. Shimenege's Augen wurden von einem Gegenstand gefesselt, der vorn von Dossouyes Sattel herunterhing: das Gewand und die Maske Umenya Kwis.

Dossouye straffte sich, dann streckte sie die Hand aus. »Sitz hinter mir auf«, sagte sie. »Ich muß dir etwas zeigen, und wir haben nicht viel Zeit.«

Shimenege tat wortlos, was ihr gesagt wurde. Die Grundfesten all dessen, an das sie glaubte, waren so erschüttert, daß sie sich weigerte die Verbindung zur Kenntnis zu nehmen, die zwischen Dossouye und dem schlaffen Palmenbündel an ihrem Sattel bestand.

Gbo galoppierte zu einem abgelegenen Platz, weit von Umenya Kwis Lager entfernt. Die beiden Frauen sprachen kein Wort. Shimenege konzentrierte ihren Blick auf das Spiel der Muskeln auf Dossouyes Rücken. In stetigem Gleichmaß der Schritte hoben und senkten sich unter ihr die Schenkel des Stiers. An einer kleinen Schlucht hielt Dossouye an. Sie stieg ab und half Shimenege herunter. Das Yaoule-Mädchen bei der Hand nehmend, führte sie es zum Rand der Schlucht. Shimenege sah hinab, wurde von Abscheu gepackt und blickte zur Seite. Dossouye zwang sie, abermals den Blick auf den zertrampelten und zerfetzten Gegenstand zu richten, der am Grund der Schlucht lag. »Das ist Umenya Kwi«, sagte sie.

»W... Wie?« Das war das einzige Wort, das Shimenege hervorbrachte.

Und Dossouye erzählte ihr, wer Umenya Kwi war, wie er die Yaoule getäuscht hatte, und warum die Yaoule niemals die Vergeltung der anderen *sichi* zu fürchten brauchten.

»Aber wie hast du ihn getötet?« fragte Shimenege ungläubig.

»Mehr als das. Er hätte mich töten können, hätte ich es allein mit ihm aufgenommen. Aber Gbo war bei mir, und der *sichi* hatte vergessen, daß es die Kampfstiere waren, die uns am Ende halfen, sein Geschlecht aus Abomey zu vertreiben.«

»Und du hast seine Verkleidung getragen und an seiner Stelle gekämpft. Warum? Bosedi hätte dich töten können!« Zum ersten Mal sah Shimenege ein Lächeln auf Dossouyes Gesicht.

»Nein«, sagte Dossouye. »Er ist nicht gut genug. Ich habe dafür gesorgt, daß er besser aussah, als er ist.«

Dossouye blickte Shimenege aufmerksam an. Im Gesicht des Mädchens war deutlich zu lesen, wie alles zusammenbrach, was sie ein Leben lang geglaubt und angenommen hatte. Es war, als beobachte man zur Regenzeit, wie der Ackerboden ausgewaschen wurde. Derselbe Ausdruck war auf Dossouyes Gesicht erschienen, als sie den Baum, der ihre Seelen hütete, leblos am Boden liegen sah...

Dossouyes Hände umschlossen Shimenege's Arm. Ihre Augen senkten sich tief in die Seele des Mädchens, als sie sprach: »Du mußt mir noch ein weiteres Versprechen machen. Noch einmal: du darfst dein Volk nie erfahren lassen, daß du mich gesehen hast. Und du darfst den Leuten nie erzählen, was du hier gesehen hast. Laß sie in dem Glauben, Umenya Kwi sei feige und schändlich entflohen. Wenn der nächste Regen kommt, und Umenya Kwi nicht wieder auftaucht, wird dein Volk frei sein. Habe ich dein Versprechen?«

Shimenege nickte. Dossouye nahm Umenya Kwis Verkleidung und Maske vom Sattel und warf sie in die Schlucht, neben den Leichnam ihres Besitzers. Darauf bestieg sie Gbo und half Shimenege aufzusitzen. Und sie ritten zurück zu der kleinen Lichtung, die Shimenege am Tag zuvor aufgesucht hatte, um zu weinen. Als Shimenege von Gbos Rücken glitt, begann die Sonne ihren Abstieg in die Dunkelheit. Dossouyes letzte Worte, die sie an das Mädchen richtete, waren:

»Wirst du dein Versprechen halten?«

»Ja«, sagte Shimenege.

Ihre Hand zu einem letzten Lebewohl hebend, preßte die Kriegerin ihre Fersen in die Flanken des Stiers. Kurz darauf waren sie verschwunden, untergetaucht im grünen Laubwerk des Busches. Shimenege starrte auf den Platz, wo sie Dossouye und Gbo zum letzten Mal gesehen hatte. Dann

schlug sie den Weg zum Dorf und den Yam-Feldern ein. Neue Gedanken, neue Gefühle wühlten sie auf...

An einem Fluß, nicht weit vom Land der Yaoule entfernt, tränkte Dossouye ihren Stier und bedachte noch einmal, was sie getan hatte. Sie wußte, daß es notwendig gewesen war, anstelle von Umenya Kwi in den Kampf zu gehen. Wäre der sichi einfach nicht erschienen, hätte die Möglichkeit bestanden, daß ein Yaoule, von finsterem Ehrgeiz erfüllt, versuchte, den Platz des Dämons einzunehmen. Dossouye hatte das zuvor mehrere Male erlebt. Sie wußte, daß nur öffentliche Schande Dämon und Ehrgeiz zugleich ausrotten konnte.

Wenn sie bloß ihr Versprechen hält, dachte Dossouye, während sie Wasser über ihre Wunden goß. Sie war zuversichtlich, daß Shimenege ihr Vertrauen nicht enttäuschen würde, trotz aller innerer Erschütterungen, welche das Yaoule-Mädchen erfahren hatte.

»Sie hat ihr erstes Versprechen gehalten, sie wird auch das zweite halten«, sagte Dossouye laut. »Bis irgend jemand die Schlucht entdeckt, werden die Insekten längst alles fortgeschleppt haben, was von Umenya Kwi übrig war.«

Dossouye schlenkerte sich trocken und bestieg Gbo. Am dämmernden Himmel über dem Yaoule-Land sah sie einen schwachen Feuerschein. Ein Fest, dachte sie. Und Dossouye lenkte Gbo nach Norden. Sie war zufrieden, einen falschen Glauben zerstreut zu haben, der ein Volk in seiner Gewalt gehabt hatte.

Nie erfuhr sie, daß Shimenege ihr Versprechen nicht gehalten hatte. Sie erfuhr nie, was sie in der Seele des Yaoule-Mädchens erweckt hatte. Sie erfuhr nie, daß Shimenege beschlossen hatte, nunmehr das Werkzeug Dossouyes und nicht das von Mwana Pwo zu sein. Sie erfuhr nie, wie Shimenege, gleich einem stürzenden Meteor, in das Yaoule-Dorf rannte und die Wahrheit über Umenya Kwis Betrug und Untergang hinausschrie. Sie erfuhr nie, daß Shimenege die Maske Mwana Pwos genommen und in ein Feuer geworfen hatte. Sie erfuhr nie, daß die entsetzten Yaoule, angeführt von Bosedi und den Geisterfrauen, Shimenege ergriffen, gefesselt und in dasselbe Feuer geworfen hatten. Sie erfuhr es nie...

STEPHEN BURNS

Eine der besten Methoden, auf dem Fantasy-Markt Erfolg zu haben, ist es, eine eindrucksvolle, interessante Figur zu erfinden; und wenn man diesen Erfolg wiederholen will, sollte man eine Geschichte über denselben Helden schreiben, und sie demselben Herausgeber anbieten.

In diesen Band habe ich eine zweite der »Frostblume und Dorn«-Geschichten von Phyllis Ann Karr, eine zweite über Shanna von Diana L. Paxson und ebenso eine über die afrikanische Kriegerin Dossouye von Charles Saunders aufgenommen. Als Stephen Burns mir eine Geschichte über seine junge Diebin Clea schickte, die den Protagonisten in seiner ersten Geschichte übers Ohr haute (Geraubtes Herz in Schwertschwester— übrigens, nach den eingegangenen Briefen zu urteilen, neben Emma Bulls Zerreißendes Dunkel die beliebteste Geschichte), folgte ich dieser Tradition, da ich meinte, ein Angebot erhalten zu haben, das ich nicht zurückweisen konnte.

Es ist nicht so, daß Steve Burns auf den »Huckepack«-Effekt setzte; in einer Nachschrift zu seinem Begleitbrief, berichtete er mir, daß er gerade mit der hochangesehenen Zeitschrift Analog einen Vertrag gemacht habe. Ich bin sicher, daß er diesen Erfolg verdient, aber ich hoffe, daß er das »Sword an Sorcery«-Genre nicht zugunsten des »High Technology «-Genres aufgibt. – MZB

STEPHEN BURNS
Der schwarze Turm

Clea war gerade siebzehn Jahre alt, und sie lachte jeden aus, der von Schicksal sprach. Hätte sie freilich an das Schicksal geglaubt, hätte sie zugeben müssen, daß es ihr in letzter Zeit nur Pech gebracht hatte.

Unter einer glühenden, erbarmungslosen Sonne trottete sie durch endlosen Sand, und hinter ihr füllten sich ihre Fußstapfen, wenn der ruhelose, trostlose Wind den Sand aufrührte, als sei er darauf versessen, jede Spur von ihr auszulöschen. Die nächste menschliche Siedlung war noch viele Tagesmärsche entfernt, und ihre Chance, sie zu erreichen war gering, da sowohl ihre Lebensmittel als auch ihr Wasservorrat verbraucht waren. Sie besaß nur das, was sie am Leibe trug, kein Geld, und bloß ein kleines Gürtelmesser, das man kaum eine Waffe nennen konnte. Noch immer betrauerte sie ihren Freund und letzten Lehrer, den alten Ad'Rhow, der vor zwei Nächten gestorben war, von seiner eigenen Sorglosigkeit getötet.

Die Kapuze von Cleas Umhang war heruntergezogen, verhüllte ihr nachtschwarzes Haar und spendete ihren weit auseinanderstehenden schwarzen Augen ein wenig Schatten, während sie unausgesetzt den Horizont absuchte. Wenn es dort, in dieser Gegend von unversöhnlicher Härte, irgendeine Zuflucht gab, so hatte sie nicht die Absicht, sie zu übersehen.

Mühsam erklimmte sie die steile Flanke einer Düne, in stetem Kampf mit dem rutschenden, trügerischen Sand. Der Ausblick vom Kamm der Düne gab keinen Anlaß zur Hoffnung, und so lief sie, halb gleitend, an der anderen Seite herunter. Als sie sich in der Mulde zwischen dieser Düne und der nächsten befand, folgte sie ihr in der Hoffnung, feuchten Sand zu finden.

Sie war diesem Pfad noch nicht lange gefolgt, als zu ihrer Rechten etwas über den Dünenkamm brach, heruntersprang und in einer Wolke von Sand vor ihr landete. Allein schon dieser mächtige Sprung schloß einen möglichen menschlichen Angreifer aus. Clea warf sich nach hinten und nahm eine kauernde Kampfstellung ein, wobei sie bereits ihr Messer aus der Scheide zog. Sie mußte sich den Hals verrenken, um das Wesen, dem sie sich gegenüber sah, in seiner ganzen Größe betrachten zu können, denn es war gut zweimal so groß wie sie.

Es war kein Mensch, sondern eine Kreatur oder ein Dämonenwesen. Es war pechschwarz, schwarz wie die ewige Nacht in den tiefsten, jetzt eingestürzten Höhlen des armen, alten Ad'Rhow. Doch es war nicht das matte Schwarz von Ruß; statt dessen hatte es ein blankes, schimmerndes Aussehen, als sei das Wesen aus reinstem Obsidian geschnitzt. Es hatte eine fast menschenähnliche Gestalt, war jedoch außergewöhnlich groß. Seine Gliedmaßen waren lang und dürr, die Gelenke gepanzert und mit Widerhaken versehen, und die Beine nach hinten gebogen. Sein Kopf glich dem einer Heuschrecke mit fazettierten Jettkugeln, die zu beiden Seiten des schimmernden, gepanzerten Kopfes saßen. Clea starrte das Wesen an, bereit, es in jeder Sekunde anzugreifen, doch sie hielt sich zurück. Das Messer, das sie in der Hand hielt, sah, gemessen an dieser Kreatur, winzig und wirkungslos aus. Die dünnen Glieder des Dämons ließen keine Schwäche erkennen, alle waren über ihre ganze Länge mit Kanten versehen, und diese sahen schärfer aus als ihr Messer. Scharf genug, um die Knochen wie ein Stück weichen Käses zu durchschneiden. Das riesige, schwarze Teufelswesen bewegte seine klauenbewehrten, dreifingrigen Hände. Plötzlich erschien in jeder Hand ein Messer. Klinge und Griff waren sich gleich und von schwarzer Farbe. Sie schienen aus der heißen Wüstenluft hergezaubert zu sein.

Clea spannte die Muskeln in ihrer Kauerstellung, und machte sich bereit, zur Seite zu springen oder nach vorn zu stürzen. Vor ihr stand ein Geschöpf wie aus einem Alptraum, starrte sie ausdruckslos an, und vollführte noch nicht einmal die kleinen Bewegungen, die verrieten, daß es atmete. Nach einem Augenblick öffnete sich sein stachliger Mund und sprach mit einer Stimme, die klang, als rieben grobe Messingplatten aneinander.

»Laß dein Messer fallen. Solange du es in der Hand hältst, wirst du an nichts anderes denken, als daran, wie du diesen Einen verwunden kannst. Du kannst diesen Einen nicht verwunden, und dieser Eine wird dich nicht verwunden, wenn du gehorchst.«

Clea erschauerte und knirschte mit den Zähnen, denn diese Stimme löste ähnlich schmerzhaft Empfindungen aus, wie wenn Eisen über Stein schrammt. Doch ihre schwarzen Augen blieben auf das Wesen gerichtet, und sie packte ihr kleines Messer fester.

»Nein. Ich lasse mich nicht reinlegen.«

Die Kreatur sagte nichts. Sie handelte ohne Warnung. Rascher, als jeder menschliche Arm sich bewegen konnte, schleuderte sie die beiden Messer auf Clea. Sie reagierte instinktiv und warf ihr Messer zurück.

Einen Herzschlag später stand sie völlig verstummt da und hielt den Atem an. Das Dämon-Geschöpf hatte ihr Messer aus der Luft erhascht, als sei es eine langsame, träge Fliege gewesen. Die beiden Messer, vom Wesen selbst geschleudert, hatten sie nicht berührt. Das eine stand, eine Handbreit von ihrer Kehle entfernt, in der Luft und fiel weder herunter noch kam es näher. Das andere schwebte einen Fingerbreit von ihrem Bauch entfernt in der Luft, als warte es auf den Befehl seines Herrn, ins Ziel zu schießen. Die Kreatur legte ihren Heuschreckenkopf schräg.

»Es gibt ein Wort. Vertrauen.« Sie stieß Cleas Messer in ihr eigenes Auge, und durchbohrte die fazettierte, zerbrechlich aussehende Kugel, wuchtiger, als eine menschliche Hand es konnte. Die Klinge zersplitterte, und ein Regen von Bronzesplittern fiel vor ihre Füße. Der Griff zerbröselte als unnützer Gegenstand in ihrer Hand zu Pulver.

Indem es Clea unausgesetzt im Auge behielt, machte das Wesen eine Geste. Eines der sonderbaren Messer flog in seine Hand zurück wie ein abgerichteter Vogel. Es drehte das Messer um, und begann, ohne eine Miene zu verziehen, es in die eigene Brust zu stoßen. Eine teerdunkle Flüssigkeit entquoll dem Riß in seiner glasartigen Haut. Seine blecherne Stimme, von keinem Schmerz verändert, sprach abermals.

»Nur eine Art von Waffe kann diesem Einen ein Leid zufügen.« Das Messer vor Cleas Kehle zog sich zurück, drehte sich und glitt mit dem Griff voran in ihre Hand. Verblüfft blickte sie es an, erregt von der pulsierenden Kraft, die in ihren Arm floß. Die Kreatur warf ihr Messer in den Sand zwischen sich und Clea, haschte ein anderes aus der Luft und vergrub beide im Sand. »Willst du diesem Einen trauen?« fragte die Kreatur, und ließ sich mit gekreuzten Beinen im Sand nieder. »Dieser Eine möchte deinen Rat und deine Hilfe haben, wenn du sie ihm zuteil werden läßt.«

Clea blickte auf das Messer in ihrer Hand, dann auf die Kreatur. Sie ließ sich ihr gegenüber nieder. »Welche Hilfe könnte jemand wie du nötig haben?« Die Haltung der Kreatur veränderte sich und wurde weniger streng. Offensichtlich über Cleas Antwort erleichtert, begann sie zu erzählen.

»Dieser Eine ist kein Dämon«, sagte die Kreatur. »Obwohl es so scheint. Aber dieser Eine entstammt auch nicht irdischem Leben. Er ist künstlich, und nicht von einem Mutterleib geboren. Die Macht und die Arglist seines Schöpfers und Meisters, Okkatal, haben ihn geschaffen. Dieser Eine wurde in die Welt gesetzt, um das Werkzeug dieser schrecklichen Bosheit zu sein. Einst war Okkatal Hohepriester von Nomana, einer Stadt in der Nähe des Osthöhen-Gebirges. Sein Hunger nach Macht und Herrschaft kannte keine Grenzen, und verführte ihn zu dunklen Studien und noch dunkleren Unterfangen. Mit Hilfe seiner Ränke und, unterstützt durch Magie, Grausamkeit und Mord, suchte er die rechtmäßigen Herrscher jenes Landes zu stürzen. Seine Macht wuchs wie die Dunkelheit nach Sonnenuntergang, und mit dieser Macht übte er Terror aus wie eine Geißel. Aber das tapfere Volk von Nomana und die wenigen rechtmäßigen Fürsten, die er noch nicht ermordet oder verdorben hatte, waren in der Lage ihn zu vertreiben, bevor er seine Herrschaft krönen konnte. Sie vermochten nicht, ihn zu töten, denn seine Zauberkräfte waren gewaltig, und jede Hand, die sich gegen ihn erhob, ging in Flammen auf. Doch um einen furchtbaren Preis befreiten sie sich von seiner wachsenden Herrschaft, vertrieben ihn aus Nomana und verschlossen die Tore ihrer Stadt vor ihm.

Dadurch war Okkatal's Macht gemindert, und sein Zorn brannte heißer als ein Schmiedefeuer. Er wanderte eine Weile umher, suchte nach neuem Wissen und nährte seinen Groll, bis er wie ein Scheiterhaufen in ihm aufloderte. All seine alte Macht kehrte mit der Zeit zu ihm zurück, und verdoppelte sich durch die Gewalt seiner grenzenlosen Bosheit. Er kam in diese Wüsten und errichtete einen Turm aus schwarzem Glas, einen Turm, erbaut durch schwarze Magie, bewahrt durch bösen Willen. In diesen Turm begab er sich, um sein wirkliches Werk zu beginnen. Mehr als zwanzig Jahre lang hat Okkatal auf seinen finsternen Traum hingearbeitet, sich an der Stadt zu rächen, die ihn vertrieben hatte. Viele Werke hat er zu diesem Zweck in Angriff genommen, und sein größtes sollte sein – dieser Eine.« Die merkwürdige schwarze Kreatur rückte ruhelos, fast scheu hin und her. Ein leises, metallisches Geräusch »klack-klack-klack« entfuhr ihr, das vielleicht ein Lachen war, dann sprach sie weiter: »Keine irdischen Soldaten dienten Okkatal's Zwecken, denn sie konnten getötet werden, und sie konnten Verrat üben. Er wollte einen Diener, so furchtbar wie sein Wille, und er mühte sich ab, eine furchteinflößende, unverwundbare Kreatur zu schaffen, deren Anblick Entsetzen verbreitete, und deren Gestalt lebendiges Fleisch tötete. Es sollte ein intelligentes Wesen sein, fähig, geschickt, planvoll und wohlüberlegt zu handeln.

Er schuf diesen Einen, und er nannte ihn Ruin.« Die Kreatur wiederholte diesen Namen, als bereite ihm das ein trauriges Vergnügen. »Ruin. Aber Okkatal, alt und von bösen Absichten und verschollener Gelehrsamkeit verblendet, machte dieses Wesen besser, als er ahnte. Dieser Eine konnte wie ein Sturm eine Stadt dem Erdboden gleichmachen, wenn er wollte, oder tausend Soldaten niedermähen wie die Sense ein Weizenfeld. Aber dieser Eine wollte nicht. Konnte nicht.

Dieser Eine lernte etwas kennen, Schmerz genannt, als Okkatal's Wille wie ein sturmgepeitschtes Feuer auf ihn losfuhr, doch dieser Eine wußte, daß er diese Qual ertragen und die Befehle seines Meisters verweigern mußte.« »Du kennst den Unterschied zwischen Recht und Unrecht«, sagte Clea. »Auch die Menschen haben davon eine gewisse Ahnung.« »Dieser Eine ist kein Mensch.« Die Stimme der Kreatur war ein bloßes Rasseln. »Dieser Eine war für die Zwecke seines Meisters ungeeignet, und dessen Wut verwandelte Tag in Nacht. Er konnte diesen Einen nicht ungeschaffen machen oder verletzen, obgleich er imstande war, einen Berg wie ein Ei zu spalten. Da nannte er diesen Einen Fail, warf ihn hinaus und erließ ein Verbot, daß dieser Eine nie mehr den Turm betreten dürfe. Nun schuf er geringere Kreaturen, *garsk* genannt, des Denkens oder Willens beraubt, und gänzlich der Bosheit entsprungen. Okkatal vergrößerte ihre Zahl von Tag zu Tag, und bald werden sie jenem Zweck dienen, für den dieser Eine geschaffen wurde.« Fail krümmte sich zusammen und beugte seinen Kopf. Er starrte Clea mit einem Ebenholzauge an, und obwohl keine Gefühlsregung seine Stimme färbte, war seine Verwirrung so deutlich sichtbar wie sein Schatten auf dem Sand.

»Dieser Eine wurde ausgestoßen, ebenso wie Okkatal aus Nomana vertrieben wurde. Dieser Eine ist in einem Punkt wie Okkatal: auch er sehnt sich danach, zu dem Ort zurückzukehren, von dem er vertrieben wurde. Fail würde in den verbotenen Turm zurückkehren, um seinen Meister zu töten und dessen Pläne zunichte zu machen, wenn er könnte. Ist dieser Eine so böse wie Okkatal, weil seine Wünsche die gleichen sind wie die seines Meisters? Du bist ein Mensch, nicht eine armselige, künstlich geschaffene Kreatur. Gib diesem verzweifelten Einen eine Antwort.« Clea lächelte Fail an. Sie ging hinüber, setzte sich neben ihn und gab ihm sein Messer zurück.

»Du mußt mir alles über Okkatal und seinen Turm erzählen, wenn wir ihn besiegen wollen, mein Freund«, sagte sie.

Die dünne schwarze Glasplatte schimmerte, wurde klar, und ein Bild war zu sehen. Okkatal sah eine kleine Figur mit Umhang und Kapuze auf seinen Turm zureiten. Sie saß auf dem Rücken jener Kreatur, die er Fail genannt hatte. Er runzelte die Stirn, und versuchte zu begreifen, wie das möglich war.

Das seltsame Gespann hielt an. Fail's Reiter warf die Kapuze zurück, und das Gesicht einer jungen Frau kam zum Vorschein, mit kurzen schwarzen Haaren und weit auseinanderstehenden dunklen

Augen. Noch immer auf ihrem Reittier sitzend, schien sie Okkatal direkt anzustarren. Sie stemmte die Hände in die Hüften und rief: »Hallo, du da im Turm! Will Okkatal eine alte Frau in dieser verdammten Hitze warten lassen?«

Okkatal's Stirnrunzeln vertiefte sich. Alte Frau? Mit einer befehlenden Geste schickte er vier seiner Garsk-Soldaten hinaus. Augenblicke später sah er wie die heuschreckenähnlichen Kreaturen den Eindringling umringten. Die junge Frau betrachtete sie kühl. »Minderwertige Arbeit«, sagte sie und schüttelte den Kopf. Sie stieg ab, ging auf den Turm zu, und, als wäre er ein Hund, warf sie Fail über die Schulter den Befehl hin, zu warten. Fail krümmte sich mit dem Gesicht nach unten im Sand zusammen wie ein geprügelter Köter.

Das Ganze war ein Rätsel, das nach einer Antwort verlangte. Okkatal befahl seinen vier Garsk, die Frau in sein Gemach zu geleiten. Er gab Anweisung, den Spiegel fortzuschaffen und erwartete seinen absonderlichen Gast.

Clea wurde umgehend zu Okkatal geleitet, eskortiert von den vier stummen Garsk. Diese Geschöpfe waren kleiner als Fail, und, obgleich ebenso glänzend schwarz, waren sie einer Heuschrecke ähnlicher als er und mit winzigen Ameisenköpfen ausgestattet. In ihren Klauen hielten sie schwarze Speere mit blattförmigen Klingen.

Okkatal hatte sich auf einem goldenen Thron in einem Gemach aus schwarzem Glas niedergelassen, das so fazettiert war, daß die wenigen kleinen Lichter, die dort brannten, zu tausend blendenden Flämmchen vervielfacht wurden. Den Weg zu Okkatal's Thron säumte auf jeder Seite eine Phalanx von Garsk, eine Drohung in Form einer speerstrotzenden Doppelreihe. Clea strebte geradewegs auf Okkatal's erhöhten Thronszitz zu, blieb davor stehen und blickte durchdringend zu Okkatal hinauf. »Du bist ein Narr, junger Mann!«

Okkatal war alt, sehr alt. Seine Haut war gelb, straff über seine Knochen gespannt und von schlangengleich gewundenen blauen Adern durchzogen. Seine Augen hatten die gelbliche Farbe von Eiter und schienen unbeweglich in seinem Schädel zu ruhen. Bereits in seiner Jugend waren ihm alle Haare ausgegangen, und er wirkte wie ein träges Reptil, dessen Maul mit Gift gefüllt ist. »Nicht so jung wie du«, sagte er schließlich. Seine Stimme war ein Flüstern, wie wenn Papier raschelt. »Und auch kein Narr wie du, der es wagt, in meine Behausung zu kommen und mich zu belästigen.«

Clea erwiderte seinen Viper-Blick, ohne mit der Wimper zu zucken. »Man sagt, daß es lange dauert, bis man jemanden erkennt, aber bei Narren ist das nicht der Fall, mein Kind. Ich sehe dich auf deinem Narrenthron sitzen und Ameisen machen, während der Skorpion dich unablässig sticht. Das ist dein Wahn, und ich könnte dich ihm überlassen, doch die Sache geht mich genauso an.«

Okkatal zerbrach sich den Kopf, was diese sonderbaren Bemerkungen zu bedeuten hatten. Er würde bald erfahren, ob sie es ihm sagen wollte oder nicht, doch zuvor wollte er eine Antwort auf das Rätsel, wie sie es geschafft hatte, sich Fail gefügig zu machen.

»Du kamst auf einem meiner Fehlschläge hergeritten, als war's ein entmutigtes Pferd. Wie hast du das gemacht?« Clea lachte. »Oh, diese Kreatur war eine bessere Arbeit, als diese Spielzeuge, mit denen du dich umgibst. Sie ist so viel wert, wie tausend von diesen Ameisen.« Sie deutete auf die vier Garsk, die sie noch immer bewachten und auf die anderen, die aufgereiht im Kristallgemach standen.

»Sich ein Geschöpf zu unterwerfen, wie das, auf dem ich angeritten kam, ist keine schwere Aufgabe. Wenn du noch hundert Jahre Zeit hättest, dich mit der Sache zu befassen, wärest du auch in der Lage, ihm deinen Willen aufzuzwingen.«

Sie spie auf den Boden und grinste Okkatal an. »Wir kommen zum Grund meines Besuches. Du stirbst, Kind, und es bleibt dir wenig Zeit – weit weniger als ein Jahr. Du verkürzt deine Spanne von Jahren, aber du bist zu närrisch, um es zu bemerken. Nun, ich habe das Dreifache deiner Lebensspanne hinter mir, und ich habe vor, noch einmal so lange zu leben. Aber sage mir, möchtest du nicht ein bißchen länger leben? Lange genug, um dich an deinem Triumph über Nomana zu erfreuen?«

Okkatal starrte die Frau an, die vor ihm stand, und war versucht, sie seinen Kreaturen zu deren Vergnügen zu überlassen, und sie los zu sein. Seine Augen verrieten ihm, daß sie dem Kindesalter noch nicht lange entwachsen war, und er erlaubte niemandem, in solch unverschämter Weise mit ihm zu sprechen. Indes war sie auf einer Kreatur zu seinem Turm geritten, von der er wußte, daß sie imstande war, eine ganze Stadt zu verwüsten, eine Kreatur, die sich jedem seiner Versuche, sich zu ihrem Meister zu machen, widersetzt hatte. Das zeugte entweder von Macht oder von einer Fülle von Gelehrsamkeit. Wenn diese Hexe wirklich so alt war, wie sie behauptete, dann kannte sie möglicherweise die Lösung seines Problems, das an seinen empfindlichsten Nerven nagte und zerrte: zu der Zeit nämlich, da er daran gehen konnte, Nomana unter seinen Füßen zu Staub zu zermahlen, würde er kurz vor seinem Tod stehen, dessen scharfen Atem er kalt in seinem Nacken spürte. Konnte diese Frau hinter das Geheimnis gekommen sein, zu altern, ohne von der Vergänglichkeit berührt zu werden? In der jüngsten Zeit hatten seine Träume von Rache aufgehört, ihn zu erregen, doch die Aussicht, weitere hundert Jahre Geld aus Nomana herauszupressen, gefiel ihm sehr.

»Bist du hergekommen, um mir das anzubieten ?« sagte er schließlich. Es kostete ihn eine große Anstrengung, den Ausdruck von Hoffnung von seinem Gesicht und aus seiner Stimme fernzuhalten.

»Ich biete nichts an. Ich komme, um eine Sache ins Lot zu bringen, und du hast bloß zu entscheiden, ob du mir helfen und danach lange leben, oder ob du dich gegen mich stellen und noch heute sterben willst. Aber kann ein Narr eine kluge Entscheidung treffen ?«

»Willst du mich verhöhnen?« Okkatal's farblose Augen flammten auf, und er umklammerte mit seinen dünnen Knochenhänden die Armlehnen seines Throns. Die *garsk* ringsum traten näher an Clea heran und hoben ihre Speere. »Nenne mir auf der Stelle den Grund, warum du hierhergekommen bist, oder ich lasse diese Kreaturen, die du Ameisen zu nennen wagst, dich zu Pulver zermahlen, zu meinem und zu ihrem Vergnügen!«

Clea seufzte. »Ich will's dir sagen, aber nicht, weil du mir gedroht hast – ich will dich aufklären, welch ausgemachter Narr du bist. Bei der Erschaffung der Kreatur, die du Fail nennst, und bei der Erschaffung und Beherrschung dieser geringeren Kreaturen, hast du einen *zenghen-s'tu* benutzt, einen großen, schwarzen Edelstein, den du aus dem Dunklen Reich herausgeholt hast. Ist das so?«

Okkatal war überrascht, daß die junge Frau von solchen Geheimnissen Kenntnis hatte. Er hatte Jahre des Studiums gebraucht, um von *zenghen-s'tu* zu erfahren, dem Stein des Hasses, und weitere Jahre, die notwendigen Künste zu erlernen, ihn zu beschaffen. Erst im letzten Jahr war ihm dies gelungen, und die Hälfte dieser Zeit war bei dem Versuch verstrichen, den Stein so zu bändigen, daß er Fail hervorbringen konnte. Daß sie das wissen konnte, machte ihre Behauptungen über ihr hohes Alter glaubwürdig. »Ja, das ist so.«

Clea verzog das Gesicht. »Natürlich ist es so! Und du hast den Edelstein, so wie er war, benutzt, nachdem du ihn hattest: ungeschliffen und ungeformt.«

Okkatal, abermals überrascht, nickte bloß. »Narr!« rief Clea und stampfte mit dem Fuß auf. »Das ist, als würde man ein Schwert benutzen, dessen Heft ebenso scharf ist wie die Klinge! Du arbeitest und arbeitest, und die ganze Zeit verfallst du und wirst alt, weil dein Werkzeug dich in die Hand schneidet und das Leben aus dir saugt! Mein Haus ist viele Tagereisen entfernt, doch selbst dort habe ich die Gier des Steins verspürt, der sich nach mir verzehrte! Wenn du sterben willst, ist das deine Sache. Ich jedoch habe vor, lange zu leben, und will deiner Narrheit keinen weiteren Tag opfern. Also werde ich eins von beiden tun: entweder werde ich dich und deine Stümpereien zerstören, oder dich lehren, dein Handwerk richtig zu betreiben. Es kümmert mich wenig, wie du dich entscheidest, und ich stelle dir die zweite Möglichkeit nur deshalb anheim, weil du und ich von einer Art sind.« Sie kreuzte ihre Arme über der Brust und sagte nichts mehr.

Okkatal betrachtete ihre Drohungen als leere Prahlerei. Er kannte seine Macht und fürchtete keinen anderen Sterblichen. Wenn es aber stimmte, daß eine einfache Neuschleifung des großen,

schwarzen Edelsteins ihm neues Leben und größere Macht über das Gezücht von Nomana verlieh...!

Okkatal machte eine Handbewegung. Sein Totenkopf-Gesicht zeigte ein barbarisches Grinsen. Die vier Gark-Soldaten traten dicht an Clea heran, und zwei von ihnen ergriffen mit den Klauen ihre Arme.

»Ich habe mich entschieden. Du wirst mir zeigen, wie man den Edelstein schleift. Dann, wenn du hübsch bittest, lasse ich dich vielleicht leben.«

Clea zeigte keine Furcht. »Oh, Kind, ich will dir helfen«, sagte sie. »Was freilich nachher...« Sie breitete ihre Hände aus und zuckte die Achseln.

Okkatal wurde mitsamt seinem Thron von einem Dutzend seiner Diener-Insekten hochgehoben und fortgetragen. Ein weiteres Dutzend umgab Clea. Als Okkatal hinausgetragen wurde, folgte sie ihm inmitten einer Runde von Speeren, doch sie schritt dahin, als sei sie allein auf einer leeren Wiese.

Nachdem der Zug den Thronsaal verlassen hatte, bewegte er sich eine breite Treppe hinauf, die nach oben hin schmaler wurde und in einem hohen Gemach endete.

Der Raum war rund und von gewaltigem Ausmaß, und seine Außenwände wurden durch die Mauern des Turms gebildet. Durch diese Mauern sickerte ein aschfarbenes, düsteres Licht. Das Gemach war leer, lediglich in seiner Mitte stand auf einem Sockel aus Obsidian ein roh behauenes steinernes Postament. Auf dieser grauen Steinsäule ruhte der *zenghen-s'tu*. Die Augen schmerzten, wenn man auf den großen, schwarzen Edelstein blickte. Er reflektierte kein Licht, und er sah weniger wie ein Stück von dieser Welt aus, als vielmehr wie eine Wunde in der Welt, die es einem dunkleren Ort erlaubte, sichtbar zu werden. Der ganze Raum vibrierte unter seiner Kraft, doch trotz dieser Kraft war das Gemach kalt, bitterkalt.

Cleas Schritte wurden zittrig, als sie die Anwesenheit des Steins verspürte, und der Ausdruck unverschämten Selbstvertrauens verschwand für ein paar verräterische Augenblicke von ihrem Gesicht. Hätte Okkatal sich umgedreht und ihr Gesicht in dieser Sekunde gesehen, wäre sie verloren gewesen, denn er hätte erkannt, daß sie mitnichten eine geheimniskundige alte Frau war, unangreifbar von Mächten wie der von *zenghen-s'tu*, sondern eine tapfere, hochmütige junge Frau, die einer boshaften Macht gegenübertrat, welche die Standhaftesten der Sterblichen entmutigte. Aber Okkatal hatte nur Augen für seinen Edelstein. Er wurde zu seinem Stolz und seiner Macht getragen, und sein starres Mumien-Gesicht verzog sich zu einer Art liebevoller Miene, während er gierig auf das schlagende Herz seiner Träume von Macht und Rache blickte. In der Kälte des Raumes kam sein Atem als graues Wölkchen aus seinem schrundigen Mund, und seine Knochenhände zitterten vor Begierde, den Edelstein in ein Werkzeug zu verwandeln, das für seine Zwecke noch besser geeignet war. Cleas Hände suchten einander. Sie grub ihre Finger in den Handrücken, heftiger und heftiger, bis ihre Knochen weiß wurden und Blut unter ihren Nägeln hervorquoll. Sekundenlang verengten sich ihre Augen zu Schlitzern, dann entkrampften sich ihre Hände.

Sie schlug sie zusammen, warf ihren Kopf zurück und lachte laut, gerade als Okkatal's Garsk-Träger den Thron zu dem Sockel hinabließen, auf dem das Postament stand. Der Blick des abtrünnigen Priesters löste sich von seinem geliebten Edelstein und suchte Clea. Sie schritt zu ihm, als sei sie noch begieriger anzufangen als er.

»Ich wundere mich, daß du noch am Leben bist!« rief sie. »Du hast großartige Arbeit geleistet, als du ihn aus dem Dunklen Reich herbrachtest, und es ist kein Wunder, daß ich es selbst in meinem weit entfernten Haus verspürt habe!«

Sie nickte Okkatal anerkennend zu. »Du mußt aus hartem Holz geschnitzt sein, daß du noch lebst, nachdem du so lange einer solchen furchtbaren, ungezähmten Kraft ausgesetzt gewesen bist. Du bist nicht der blindwütige Pfuscher, für den ich dich gehalten habe! Ich entschuldige mich, junger Mann, und das kommt wahrlich selten bei mir vor!«

Okkatal stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, daß sein unverschämter Besucher die allerletzte Prüfung bestanden hatte und angesichts der ungeheuren, ungeformten Kraft des *zenghen-s'tu* nicht

in höchstes Entsetzen gestürzt worden war. Die gelbe Maske seines Gesichtes verriet diese Erleichterung ebenso wie seine hoffnungsvolle Erwartung.

»Er ist in der Tat ein schönes Stück«, sagte er nur. »Er ist auch die Frucht zwölfjähriger Mühen. Kann eine schlichte Neufassung wirklich den Preis auslöschen, den ich für diese Mühen gezahlt habe?«

»Ja, sie kann. Möchtest du anfangen?«

Okkatal's Augen glühten vor Eifer, und sein verwelkter Mund verzog sich lüstern. »Ich möchte.«

»Dann mußt du nur eines tun«, sagte Clea. »Erinnere dich an die Zeit, als du jung und stark warst, als deine Glieder dir leicht gehorchten, und dein Blut heiß und kraftvoll durch deine Adern floß, als das Leben in dir eine Flamme war und kein gedrosseltes, schwelendes Feuer. Darauf konzentriere deine Gedanken und schließe alles übrige aus. Wenn du dein früheres Ich klar und deutlich vor dir siehst, nimm den Stein und zwingen dieses Bild in ihn hinein. Forme ihn mit der Kraft deines Geistes, so auszusehen wie du damals, und so wirst du eine neue Gestalt bekommen und zu jenem glücklicheren Alter zurückkehren. Wenn dein Wille und deine Kraft für diese Aufgabe ausreichen, wirst du imstande sein, die Zeiten zu durchmessen, als wäre die Vergänglichkeit nur ein flacher Strom, ohne Kraft dich niederzuziehen oder fortzutragen.«

»Welch ein einfaches Geheimnis«, keuchte Okkatal.

»Einfachheit ist der Urgrund jeder großen Macht.«

Okkatal antwortete nicht. Er begann bereits damit, ihre Anweisungen zu befolgen, um den Stein zu einer Erinnerung zu formen und so zu einer Erneuerung. Sekundenlang dachte er daran, die Hexe durch seine Kreaturen töten zu lassen, aber er beschloß, es nicht zu tun. Möglicherweise wußte sie noch andere nützliche Dinge.

Okkatal überließ sich ganz der Erinnerung, ließ seinen Geist zurückfliegen durch die Jahre, um wieder sichtbar zu machen, was durch die Zeit unkenntlich geworden war. Er erinnerte sich, und als er bereit war, streckte er seine bebenden Knochenhände aus und ergriff den *zenghen-s'tu*.

Unter seiner Berührung brach rotes Feuer aus dem Edelstein hervor, ein Feuer, das blitzartig durch seine Arme raste und seinen Körper einhüllte. In zuckende, glutrote flammen gehüllt, erstarrte er, wurde kerzengerade aufgerichtet, so daß er dem Edelstein gegenüberstand, als schwöre er ihm Treue. Eine jähe Hitze, verzehrend und unersättlich, strahlte in Wellen vom Stein aus und zwang Clea zurückzutreten. Okkatal's goldener Thron, der rasenden Kraft des *zenghen-s'tus* zu nah, begann zu schrumpfen und zu schmelzen.

Der Edelstein begann unter Okkatal's Händen zu schwingen und aufzuwallen, nahm eine gerundete Form an und dann das Aussehen eines noch unfertigen menschlichen Kopfes. Sein Mund wölbte sich zu einem tonlosen Heulen, und er stemmte sich mit jeder Faser seines eisernen Willens gegen den kolossalen Widerstand des Steines.

In diesem Augenblick ließ eine donnernde Erschütterung den Turm erbeben, und aus der Ferne hörte man das Klirren brechenden Glases. In dem folgenden Lärm wandte sich Clea zur Treppe, und begann vorsichtig, sich von Okkatal zu entfernen, der nur noch auf seine Anstrengungen konzentriert war, dem Stein seinen Willen aufzuzwingen. Und es gelang ihm: der mächtige Stein trug bereits die schwach umrissenen Züge eines Gesichts, und es schien, als sei eine Handvoll von Jahren von ihm abgefallen. Doch dieser Kampf verlangte ihm alles ab. Jener Teil seines Willens, der das Verbot gegen eine einzelne Kreatur, die er geschaffen und dann als ungenügend verworfen hatte, aufrechterhielt, war bei seinem augenblicklichen Versuch abgelenkt worden. Er hatte keine Wahl; der *zenghen-s'tu* ließ ihm keine Möglichkeit, sich selbst zu schonen. Hätte er versucht, sich zurückzuhalten, wäre er wie ein trockenes Blatt in einem Feuer verzehrt worden. Als die Kraft des Verbotes nachließ, hatte Fail sogleich gehandelt, und sich mit Gewalt einen Weg durch die diamantharten Mauern des Turms gebahnt, als seien sie nur aus Gips. Sein überraschender Angriff hatte ihm geholfen, die Treppe zu erreichen, bevor ihm ernstlich Widerstand geleistet wurde.

Fail, verfolgt von einer Horde von Garsk, gelangte zum oberen Ende der Treppe, wo er sich einem weiteren Trupp der tückischen schwarzen Kreaturen gegenüber sah. Er blickte nur einmal zu Clea hinüber, dann fanden seine Augen Okkatal, seinen Schöpfer. Er warf seinen Heuschreckenkopf

zurück und stieß einen Schrei aus, der in den Ohren gellte wie reißendes Blech, oder wie Glocken, die zwischen großen Steinen zertrümmert werden. Dann begann er, sich zu seinem Herrn durchzukämpfen.

Niemand auf der Welt hat sich je so seinen Weg gebahnt oder gekämpft, wie Fail es tat. Er hielt nur einen Augenblick inne, um die *Garsk*, die sich auf ihn geworfen hatten, wegzuschleudern, und fielte im Bruchteil einer Sekunde zwanzig weitere. Ein Dutzend *garsk* warf zugleich ihre Speere nach ihm, und ein Dutzend Speere – und die Arme, die sie warfen, ebenfalls – ließ ein einziger Messerwurf zu Boden fallen. Ein *garsk* ging von hinten auf Fail los. Er drehte sich um und streckte ihn mit einem Hieb seiner dreifingrigen Faust nieder. Der *garsk* zerplatzte wie eine Melone unter dem Schlag eines Hammers. Eine von Fails Händen war pausenlos in Bewegung, und die unheimlichen schwarzen Messer flogen und trafen wie Blitze aus Ebenholz, kehrten zurück, um erneut losgeschleudert zu werden, schneller als das Auge es wahrnehmen konnte. Rings um Fail entstand ein freier Raum, weil jeder *Garsk*, der in Fails Reichweite kam, von dessen Fäusten oder Füßen zerschmettert wurde. Langsam erzwang sich die größere Kreatur ihren Weg durch den Haufen seiner geringeren Brüder und drang weiter in das Gemach ein.

Clea war nicht weniger emsig. Die *garsk* hatten keinen Befehl, sie zu vernichten; als Fail auftauchte, hatten sie das Mädchen eingeschlossen. Doch zwei der Kreaturen waren in den Kreis der Speere getreten, um sie in Schach zu halten, was sie dadurch beantwortete, daß sie einem davon den Speer aus den Klauen riß und ihn aufspießte. Mit dem zweiten machte sie es ebenso. Der Kreis hatte sich enger um sie geschlossen, und sie ließ den Speer herumwirbeln, um sich die Kreaturen vom Leib zu halten. »Beeil dich!« rief sie. »Okkatal verwandelt sich!« Sie fintierte, als ein weiterer *garsk* in den Kreis trat, und trieb den Speer in seine Kehle.

Okkatal's Jahre lösten sich von ihm wie die Häute von einer Zwiebel, und der rotglühende Edelstein war ein Schmelztiegel, der so durchdringend strahlte, daß man die Knochen seiner Hände und Arme durch sein Fleisch sehen konnte, als wäre es aus Glas. Der goldene Thron war eine rotleuchtende Lache auf dem Boden, und im Edelstein war bereits ein unfertiges, tückisches Gesicht zu erkennen.

Fail watete durch die brodelnde schwarze Brandung der *garsk* auf seinen Meister zu, und ihre zerfetzten Körper wirbelten auf die Gischt. Weitere *garsk* strömten in den Raum, und vereinigten ihre Wucht und hirnlose Bosheit mit der der sich windenden Masse, die Fail niederringen wollte. Inzwischen verlor die große Kreatur aus einem Dutzend Wunden Teer-Blut, denn die Speere der *garsk* waren seinen Messern ähnlich und imstande, seinen glasartigen Panzerschild zu durchbohren. Von zahllosen *garsk* angegriffen, entgingen einige Speere seiner Aufmerksamkeit. Clea hätte sich zu Fail durchgekämpft, doch ihre Widersacher drangen zu rasch auf sie ein. Ein Speer ritzte ihre Rippen, und sie riß ihn dem Angreifer aus den Klauen und trieb den Schaft in seine Augen. Der unerbittliche Wall von Speeren und Klauen rückte immer näher, und umschloß sie wie ein Sturm. Fail war fast völlig unter kratzenden und stechenden *garsk* begraben, und es schien, als träten für jeden, den er wegschleuderte, zwei neue an dessen Stelle. Sich inmitten dieser wogenden Masse rasender *garsk* vorwärtsschiebend, erreichte Fail das Postament. Mit einer Anstrengung, die über die Kraft eines jeden Lebewesens auf der Welt hinausgegangen wäre, befreite er seine Arme, und legte seine mißgestalteten Hände auf den *zenghen-s'tu*. Es gab eine Detonation, die jeden Gegenstand, ausgenommen Okkatal, Fail und den Edelstein, umwarf wie Flaschen auf einem umgekippten Tisch. Als Fail den Edelstein berührte, wurde das glutrote Feuer weiß, lief durch seine Arme und verwandelte seinen Körper in eine Fackel aus reiner, farbloser Weißglut. Der Turm ächzte und bebte, die *garsk* lagen unbeweglich da. Aus zusammengekniffenen Augen beobachtete Clea, versteckt hinter einem Haufen ihrer Körper, wie das von Fail entfesselte weiße Feuer sekundenschnell die erneuerte Jugend von Okkatal wegbrannte.

Aber Okkatal's Wille war stark. Er fletschte die Zähne und nahm den Kampf auf. Langsam begann ein roter Fleck das Weiß zu färben, und Fail, der begonnen hatte, eine weiße, eher menschliche Form anzunehmen, geriet gegen seinen Meister allmählich ins Hintertreffen. Immer mehr Rot färbte das Weiß blutig, und Fails Heuschreckenkopf schwankte vor Qual von einer Seite zur

anderen. Ein Schrei wie von zerkrachendem Metall und springendem Glas entrang sich ihm, und die Schwärze seines Körpers nahm eine feurige Färbung an, wie erhitztes Eisen.

»Ich... habe dich... gemacht...«, zischte Okkatal. »Auf den Bauch! Fail!«

Fail erzitterte wie unter einem Schlag. Seine stacheligen Schultern beugten sich, und er starrte Okkatal mit einem der glitzernden Fazettenaugen an. »Dieser... Eine... Ich...« Fails Stimme wurde stärker, behielt ihre Festigkeit, war nicht mehr eingeschüchtert. »Ich... will... nicht!« Mit einer krampfartigen Anstrengung zerdrückte Fail den Edelstein, und mit ihm die ganze Macht, die Okkatal ihm hatte verleihen können. Okkatal blieb nur ein Atemzug lang Zeit, um zu schreien, bevor der *zenghen-s'tu* die Welt verließ. Es war, als habe ein Blitz mit einem Schlag das Postament tausendmal getroffen. Die Welt wurde weiß, dann schwarz, dann still.

Clea zwang sich aufzustehen und kam hinter dem Haufen toter *garsk* hervor. Eine Seite ihres Gewandes war von ihrem eigenen Blut rot gefärbt, das übrige war mit teerigem Garsk-Blut beschmiert. Sie schüttelte den Kopf, um wieder zu sich zu kommen, strich sich das schwarze Haar aus den Augen und humpelte auf das Postament zu.

Okkatal's haßerfüllte Träume von Rache waren ausgeträumt. Sein Fleisch war ihm von den Knochen gerissen worden, seine Seele in eine dunkle Grube gefahren, welche auch immer auf sie warten mochte. Schmieriger Rauch stieg von den übriggebliebenen Knochen auf, die trübe schwelten.

Clea wandte sich ab und suchte Fail. Sie fand die Kreatur, und dachte zuerst, sie sei tot. Aber nach einem Augenblick begann Fails Kopf schwach zu schwanken, und er richtete ein schwarzes Auge auf sie.

»Ich bin... zufrieden«, sagte Fail, und obwohl seine Stimme noch immer wie krachendes Metall klang, waren darin Friede und ein stiller Stolz zu hören. »Ich danke dir.«

Clea sagte nichts, ihr Gesicht war ernst, und in einem ihrer dunklen Augen sammelte sich eine Träne.

»Mit mir ist es bald zuende«, sagte Fail schwach. Aus seinem Mund begann schwarzes Blut zu tropfeln. »Möchtest du noch mal reingelegt werden?«

Clea blieb keine Zeit, auf diese sonderbare Frage zu antworten. Plötzlich bewegte sich Fails Hand. Eines der schwarzen Messer erschien und verließ seine Hand, schneller als ein Wimpernschlag. Ein zweites, ein drittes Messer tauchten auf, und wurden, eines nach dem anderen, geworfen.

Clea reagierte instinktiv, und versuchte die Klingen abzuwehren. Das erste fuhr in die Innenseite ihrer rechten Hand und durchbohrte sie. Sie schrie auf, und das zweite Messer durchstieß ihre Hand unmittelbar neben dem ersten. Das dritte traf ihre linke Hand, und die Spitze des Messers trat aus dem Handrücken wieder aus. Sie fiel auf die Knie, und richtete ihre entsetzten, ungläubigen Augen auf Fail.

»Zieh das Messer raus«, sagte Fail mit schwacher Stimme. Clea starrte die Kreatur an, als erblicke sie Fail zum ersten Mal, wie er wirklich war. Ungeheuer, sagten ihre Augen, Falschspieler. »Zieh sie raus«, sagte er abermals. Betäubt und mit vor Schmerz zusammengekniffenen Zähnen, gelang es Clea, den Griff eines der Messer mit ihren gekrümmten Fingern zu fassen und die Klinge aus ihrem Fleisch zu ziehen. Als es ganz heraus war, blieb keine Wunde zurück. Unbeholfen zog sie das zweite Messer, das in ihrer rechten Hand steckte, ganz heraus, und auch dieses hinterließ keine Wunde. Sie ergriff das letzte Messer mit der freien Hand und zog es heraus. Ihr ganzer Arm war wie elektrisiert, als sie den Griff in der Hand spürte. Keine Wunde, kein Schmerz, und sie wußte, daß sie mit diesem Messer Stein durchschneiden konnte, als wäre es Wasser. Sie stand da, und konnte dieses Wunder nicht fassen.

»Ein letzter Trick, und die Bezahlung«, sagte Fail. »Wirf eines der Messer irgendwohin.« Clea schleuderte eines der unheimlichen Messer auf den Leichnam eines *Garsk*, der am entfernten Ende des Raumes lag. Unbeirrbar fand es sein Ziel und drang bis ins Heft in das Fleisch.

»Ruf es zurück«, flüsterte Fail. Seine Stimme klang wie Perlen, die über ein Blechtablett rollten.

Clea starrte zu dem entfernten Messer hinüber. Es befreite sich aus dem Fleisch und kehrte wie ein Blitz in ihre Hand zurück. Sie bewegte ihre Hand, und es war verschwunden, doch sie wußte, daß es da sein würde, oder auch die anderen beiden, wenn sie gebraucht wurden. Sie wandte sich Fail zu, um ihm zu danken. Die große, schwarze Kreatur war tot.

Eine Weile kniete Clea neben Fails Leichnam, und diesmal standen Tränen in ihren Augen und liefen an ihren Wangen herab. Sie bewegte ihre Hand, und auf der Stelle war eines seiner Messer darin. Sie legte die Klinge zum Gruß an ihre Stirn, dann stand sie auf und humpelte die Treppe hinunter.

Clea fand einen Schlauch, der mit Wasser, und einen, der mit Wein gefüllt war. Sie packte einen Sack mit Lebensmitteln, die Okkatal nie mehr brauchen würde, und ging dann durch die gähnende Öffnung, die Fail in den Turm aus schwarzem Glas gebrochen hatte, in den Abend hinaus. Sie ging fort, ohne sich noch einmal umzublicken. Sie sah nicht, wie der Turm zerbröselte und dahinschwand, den Sand verhüllend mit treibendem, schwarzem Staub.

JENNIFER ROBERSON

Im letzten Jahr hatte ich in Blood of Sorcery das Vergnügen, Jennifer Roberson als brandneue Autorin vorzustellen. Seitdem hat sie einen Roman, Shapechangers, veröffentlicht, und ist rasch bekannt geworden. Neue Autoren bleiben nicht sehr lange unbekannt, gewiß nicht, wenn sie Talent haben.

Jennifer kann eine Geschichte erzählen, doch darüber hinaus verfügt sie über ein Talent, das vielleicht noch seltener ist. Sie betreibt einen »Writer's Workshop«, und in diesem Jahr stellte sie den Autoren und Autorinnen in Phoenix die Aufgabe, eine Geschichte für »Wolfsschwestern« zu schreiben und diese einzureichen; zahlreiche Geschichten aus Jennifers »Workshop« fanden den Weg zu mir, und die Ergebnisse strafte die oft wiederholte Behauptung Lügen, neun Zehntel oder mehr solcher »Workshop«-Geschichten seien wert- oder talentlos; ich übernahm zwei dieser Geschichten, und fand zwei weitere beachtlich, wenn ich sie am Ende auch nicht nahm. Michael Stackpoles The Five Wards und Bruce D. Arthurs Einhornblut kamen aus diesem »Workshop« in Phoenix; Jennifer hat also zu »Wolfsschwestern« mehr beigetragen, als vielleicht jeder andere Autor: ihre eigene schöne Geschichte, und die Ermutigung von zwei weiteren guten Autoren.

Zugunsten der Feministinnen unter den Leserinnen muß ich sagen, daß es einen Punkt gab, an dem ich die Geschichte in Gedanken empört in die Ecke warf und rief: »Verdammt! Sie hat's versiebt! Warum hat sie das getan?« Aber ich fand die Geschichte so fesselnd, daß ich sie zu Ende lesen mußte, obgleich ich überzeugt war, sie der weiblichen Hälfte der Leserschaft nicht mit gutem Gewissen vorsetzen zu können. Doch, wie man sehen wird, hat Jennifer mein Vertrauen großartig gerechtfertigt. – MZB

JENNIFER ROBERSON
Die Schöne und der Tiger

»Tiger«, sagte das Mädchen, »du bist überhaupt nicht bei der Sache. «

O ja, das stimmte. An sie dachte ich wahrlich nicht. Überhaupt nicht. Ich warf ihr einen abwesenden Seitenblick zu und lächelte ohne rechte Begeisterung. »Noch ein bißchen aqivi?« Sie kippte ihren Holzbecher, um mir zu zeigen, daß er noch fast voll war. Der größte Teil von dem Gesöff war vermutlich ohnehin Wasser; Kneipenmädchen lernen ziemlich schnell, ihren aqivi mit Wasser zu verdünnen, damit sie nüchtern bleiben, während die Kunden so voll werden, daß sie ihr ganzes Geld rausrücken. Ich seufzte. Sie ging mir plötzlich auf die Nerven. Besonders wenn ich sah, wie sie die Unterlippe kräuselte und zu einem kindischen Schmollmund vorwölbte, der zu ihrem auf jung gemachten alten Gesicht überhaupt nicht paßte. Aber ich konnte ihr wirklich keinen Vorwurf machen. Die Konkurrenz war gerade durch die Vordertür hereingekommen.

Die Konkurrenz war eine großgewachsene, schlanke, blauäugige Blondine aus dem Norden. Sie sah so großartig aus, daß ich feuchte Hände bekam. Im Mund lief mir bereits das Wasser zusammen. Ich schluckte hastig, bekam mein Innenleben unter Kontrolle und verlieh mir mühsam einen Hauch von Würde. Es war nicht viel – ich habe da wenig zu bieten –, aber es reichte, um mir das Rückgrat zu stärken. Ich beobachtete die Frau mit gespannter Aufmerksamkeit.

Sie bewegte sich mit schwebender Anmut. Das Haar trug sie offen, es hing ihr bis auf die Schultern und wellte sich, während sie sich in der Kneipe umblickte. Sie trug einen weißen seidenen Burnus, der ihre Schönheit nur noch erhöhte, da er ihre Reize verhüllte, doch ich hatte keinen Zweifel, daß das, was unter dem Stoff lag, das Schönste war, daß ich je gesehen hatte. Jeder andere Mann in der Kneipe wußte das so gut wie ich. Bei ihrem Eintreten brach die Unterhaltung jäh ab, setzte dann wieder ein, plätscherte sinnlos dahin, kreiselte und hüpfte hierhin und dorthin, weil niemand darauf achtete, was der andere sagte. Jeder hatte nur Augen für das Mädchen. Sie wußte es. Sie warf ihre Haare zurück und hob ein wenig das Kinn. Ihre gletscherblauen Augen glitten über jeden Mann im Raum. Ich fragte mich, ob sie uns alle in einem bestimmten Maß mangelhaft fand, denn ihre Miene veränderte sich nicht im geringsten. Nur den Kneipenwirt schaute sie länger an, schien in seinem Gesicht eine Art Zustimmung zu entdecken und nickte einmal. Er lächelte schwach, eingeschüchtert wie ein Baby, und zuckte die Achseln. Mit locker herabhängenden Armen setzte das Mädchen ihre mit Sandalen bekleideten Füße fest auf den Boden. Sie brauchte ihre Stimme nicht über den Lärm in der Kneipe zu erheben, weil alle zugleich zu sprechen aufhörten.

»Hört zu, Männer«, sagte sie mit dem Akzent des Nordens. »Ich möchte mit euch ein Geschäft machen.« Ein kurzes amüsiertes Lächeln flackerte in ihren Augen. »Es ist vielleicht ein anderes Geschäft, als ihr es gewöhnlich von Frauen erwartet. Aber ein Geschäft ist es trotzdem.« Ihre Augen hatten einen gewitzten Ausdruck; ihre Lippen kräuselten sich ein wenig, während sie ihre Zuhörer aufmerksam beobachtete.

»Ich brauche Geld. Aber ich will es ehrlich verdienen, ohne meinen Körper zu verkaufen.«

Einer der Männer johlte: »Was hast du denn sonst anzubieten, Mädchen? Ein Lächeln? Das kriegt man hier umsonst!« Sogleich hefteten sich ihre Augen auf den Mann. Sie lächelte nicht, als habe sie keine Lust, etwas zu verschleudern, was sie sehr wohl verkaufen konnte. Ein Lächeln dieses Mundes wäre schon einiges wert.

»Nachher«, sagte sie, »wird dich das Lächeln vielleicht nichts kosten. Aber dann wirst du es verdient haben.«

Der Spaßvogel johlte abermals. Er machte einen obszönen Witz, der einigen Männern ein Gekicher entlockte, doch die meisten blieben stumm. So wie ich, sahen sie nur das Mädchen an. Ihr Mund wurde härter.

»Ihr habt doch nichts gegen Wetten, oder? Seid immer bereit, ein paar Münzen zu riskieren für ein Spiel, das es wert ist? Gut! Ein solches Spiel habe ich euch anzubieten.« Abermals flogen ihre Augen über die Männer. »Die meisten von euch tragen Schwerter. Ein paar von euch sind vielleicht

im Schwertkampf sogar gleichwertig. Ich fordere einen von euch, oder zwei – oder selbst drei – heraus... zu einem Schwerttanz.« Meine Augenbrauen schossen hoch. Eine Frau, die Männer zu einem Schwerttanz herausforderte? Ungewöhnlich. Mehr noch: so etwas hatte ich noch nie gehört. Hier im Süden tragen nur Männer ein Schwert; Frauen gehen verschleiert, werden behütet und galant behandelt. Keine von ihnen würde auf die Idee kommen, mit ihrem zierlichen Finger einen Schwertgriff zu berühren, geschweige denn, ein Schwert gegen einen Mann zu erheben. Doch dieses wunderschöne Mädchen aus dem Norden hatte die ganze Kneipe zum Schwerttanz herausgefordert. Das war ein Tiiefschlag. Zum einen, weil es nicht Sache einer Frau ist, die Nase in die Angelegenheiten des Mannes zu stecken. Zum anderen, weil ein Schwerttanz keine Sache ist, die man einfach erledigen kann. Er verlangt Geschicklichkeit, Kraft, Ausdauer, Intelligenz ... nun, ganz offen gesagt, ist der Schwerttanz keine Art von Beschäftigung, welcher der erste Beste nachgehen kann. Diejenigen, die das tun, sind im allgemeinen Berufskämpfer, Männer, die davon leben, daß sie ihre Schwerter vermieten. Männer wie ich.

Ich blickte ärgerlich zu ihr hinüber. Sie sah es nicht; ich hatte mich in einer entfernten Ecke in eine Nische gezwängt, wo ich an einem Tisch saß, der von Messern und Schwertern zerhackt war. Irgendwie war es mir gelungen, den größten Teil meiner eindrucksvollen Körperlänge unter dem Tisch verschwinden zu lassen, so daß ich auf dem unteren Ende meiner Wirbelsäule saß, und das Wenige, das man von mir sah, war nicht dazu angetan, ihre Aufmerksamkeit zu erwecken. Dazu kam noch das mürrische schwarzhaarige Kneipenmädchen, das auf Tuchfühlung zu meiner Rechten saß. Lange Zeit sagte niemand, absolut niemand, ein Wort. Sie stand da in ihrem weißen Seidengewand, mit ihren schlanken Händen, die aus den offenen Ärmeln hervorschauten und ihren Füßen in Sandalen unter dem Saum des Burnus. Die Kapuze hing von ihren Schultern, und war zum größten Teil vom schimmernden Vorhang ihrer Haare verdeckt. Und diese blauen, blauen Augen durchbohrten jedes Gesicht in der Kneipe.

»Nun?« fragte sie. »Bin ich in ein Nest von bleichgesichtigen Eunuchen geraten?«

Ich zuckte zusammen. Ich persönlich wollte nicht mit ansehen, wie all diese Schönheit von einem wütenden Mann zuschanden gemacht wurde. Wenn sie mit den Beleidigungen weitermachte, würde sie sich in einem echten Schwerttanz wiederfinden, und diesen würde sie zweifellos verlieren.

Im Raum klang Gemurmel auf. Ich sah, wie einige Männer lächelten und die Brauen hochzogen, doch niemand schien sie ernst zu nehmen. Ich bemerkte die Anspannung ihres Körpers, selbst unter der Seidenhülle; in ihren Augen war Wut. Abermals warf sie das Kinn hoch.

Bevor sie neue Beleidigungen aussprechen konnte, mischte ich mich ein. »Zeige uns deine Waffen, bascha.« Das südländische Wort war ein Kompliment, aber ich wußte nicht, ob sie es kannte. »Wir würden dich ernster nehmen, wenn wir wüßten, daß du für einen Kampf mehr zu bieten hast als eine gut geölte Zunge.« Ihre hellen Brauen senkten sich, so daß sich die Haut zwischen ihren Augen kräuselte. Es war ein Blick zwischen Erstaunen und Verärgerung, den sie in meine Richtung warf, doch sie befolgte meinen Vorschlag. In gewisser Weise. Bevor ich mich in eine aufrechte Stellung bringen konnte – um die Ergebnisse meines Vorschlages besser in Augenschein nehmen zu können – hatte sie den Burnus vom Leib gestreift, und stand in einer ärmellosen Ledertunika vor uns, die bis zur Mitte ihrer Schenkel reichte. Ihre Säume waren mit einer blauen Stickerei umrandet – irgendwelche Runenzeichen – aber ich beachtete sie nicht sonderlich. Ich war zu sehr damit beschäftigt, deren Umgebung zu mustern. Ihre Beine schienen endlos. Ich bin großgewachsen und überrage die meisten Männer um mehr als Haupteslänge, doch ich gehe jede Wette ein, daß der Kopf des Mädchens mir bis zur Schulter reichte. Auch ihre Arme waren lang, schlank und schön, und die Haut von geschmeidigen Muskeln gestrafft. Über ihren Busen – ebenso bewunderungswürdig – spannte sich ein Harnisch aus schmiegsamem Leder, und über ihrer linken Schulter lugte der Griff eines Schwertes hervor.

Sie legte ihre rechte Hand an den Schwertgriff. »Nun«, fragte sie, »wer möchte mit mir tanzen?«

Sie machte keinen Spaß. Sie wollte wirklich einen Schwerttanz. Schwertkämpfe sind im Süden hinlänglich bekannt, jedoch die rituellen – und gefährlichen – Schwerttänze sind es nicht. Ihre Worte klangen falsch in meinen Ohren.

»Du sagtest, daß du Geld brauchst«, rief ein Mann. »Was willst du denn einsetzen, wenn du keines hast?«

Sie ließ ihm keine Chance. »Mein Lächeln«, sagte sie. »Und ein bißchen von meiner Zeit.«

Ich leckte meine trockenen Lippen und schluckte heftig. »Was setzen *wir* ein?« rief ein zweiter Mann. »Unsere hübschen Gesichter?«

Sie lächelte nicht. Sie wartete, bis das Gelächter sich gelegt hatte. »Euer Gold«, sagte sie kühl. »Es kostet euch ein Goldstück – oder den Gegenwert – wenn ihr gegen mich antreten wollt.« Das ließ viele der Männer verstummen. Diese Kneipe ist nicht die beste – sie ist auch nicht die schlechteste, obwohl letzteres der Wahrheit schon näher kommt – und die meisten der Gäste haben kein Gold, um es zu verwetten. Nicht mal Gold, um es zu vertrinken. Doch viele von uns griffen in ihre Geldbeutel und befragten abwägend die Münzen.

Schließlich fand selbstverständlich jemand die erforderliche Summe. Inmitten von Spaß und lautstarken Hänseleien erhob er sich von seinem Tisch, brachte eine schwerfällige Verbeugung zustande und schlug an sein Schwert, das an seiner Hüfte hing. Ich hatte schnell gemerkt, daß er nur die Hälfte wert war: ein Mann, der sein Schwert an der Hüfte trägt, ist immer ein Amateur. Berufskämpfer tragen einen Harnisch.

Automatisch langte ich mit der Hand zu meinem eigenen Harnisch hinauf. Er schmiegte sich unter dem grünen Burnus, den ich trug, an meine Brust; Schlagdrauf, mein Schwert, ragte mit seinem schweren Griff über meiner linken Schulter aus dem Schlitz in der Naht des Burnus hervor. Natürlich war die Klinge, so hingelümmelt, wie ich dasaß, kaum in der besten Stellung, um sie rasch zu ziehen, doch zu dieser Zeit hatte ich nicht die Absicht, die Kunden Schlagdraufs Schärfe spüren zu lassen. Oder die Blondine. Sie warf ihren Burnus über den nächsten Tisch, und dann schnipste sie mit den Fingern und machte eine einladende Geste. Ich sah das Leuchten in ihren Augen, und ich begriff, daß sie, an dem, was sie tat, Gefallen fand. Und dennoch blieb sie kühl. Ich sah kein Anzeichen von Wut, Hochmut oder eine andere Art von Gefühlsbewegung, die einen Schwerttänzer in Schwierigkeiten bringen kann; der Mann, der im Ring seinen Kopf verliert, wird meistens hinausgetragen. Stirnrunzelnd befragte ich die Kratzwunden auf meiner rechten Gesichtshälfte und wartete. Fast im Handumdrehen hatte sich der Boden der Kneipe in einen Ring verwandelt. Tische, Stühle und Bänke waren aus dem Weg geräumt worden; die Gäste standen in Gruppen und schlossen untereinander Wetten ab, ließen Münzen auf die Tische regnen und wetteten, indem sie Münzen hochwarfen. Ich zweifelte nicht, daß die meisten Wetten gegen das Mädchen liefen. Vielleicht alle. Sie wartete. Ihre Arme hingen noch herab. Ich sah, wie sie ein paar Mal ihre Hände schüttelte, um die steifen Gelenke zu lockern; ihre Füße standen leicht auseinander, der eine ein wenig vor dem anderen. Sie stand nicht hoch auf den Fersen; noch nicht. Ich nahm an, dazu würde es erst kommen, wenn der Schwerttanz begann. Doch es war kein Tanz. Es war eine Karikatur. Sie hatte kaum das Schwert aus der Scheide gezogen, als sie dem Mann die Waffe auch schon aus der Hand geschlagen hatte. Es fiel klirrend auf den Holzfußboden, und der dumpfe Aufprall verriet, wie schlecht es gehärtet war; in ihren Augen erschien die Andeutung eines Lächelns, doch sie verschwendete keinen Blick auf das Schwert, als es vor ihnen auf dem Boden lag.

Dreimal ballte der Mann die Fäuste. Sein Gesicht war rot vor Verlegenheit und Scham. Ich spürte, wie er mit dem Gedanken spielte, sich auf Betrug herauszureden, damit er sein Schwert aufklauben und weitermachen konnte, doch er tat es nicht. Ich glaube, er begriff, mit wem er sich eingelassen hatte, denn alles, was er tat, war, ihr die Goldmünze klimpernd vor die Füße zu werfen. In ihrem Gesicht rührte sich kein Muskel. Statt dessen blieb sie stumm und sah zu, wie er sich bückte und sein Schwert an sich nahm. Dann warf sie mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln die Haare zurück. »Wer ist der nächste?«

Sie hob das Goldstück nicht auf. Damit drückte sie ihre Verachtung für ihren ersten Gegner besser aus, als ich es mit einem Wort hätte tun können. Alle Augen streiften das goldene Glitzerding auf dem weingetränkten Holzboden, ehe sie sich wieder auf das Mädchen richteten. Wenn sie es nicht aufhob, würde es auch kein anderer tun. Der Verlierer, ungehobelt und kindisch, hatte sich selber mehr geschadet als ihr.

Der nächste Mann stellte sich ein bißchen geschickter an. Er ließ seine Hände ein wenig länger am Schwertgriff, doch am Ende wand sie ihm die Waffe mit einer eleganten Finte aus der Faust und trat zurück, als er ein überraschtes Grunzen ausstieß. Aber er war zumindest ein besserer Verlierer; er überreichte ihr das Gold, und nahm dann mit einer Verbeugung in ihre Richtung sein Schwert wieder an sich.

Sie sagte kein Wort. Worte aus ihrem Mund würden sein Versagen unterstreichen, und mehr konnte er nicht erwarten. Der geballte männliche Stolz im Raum war bereits verletzt, und Kommentare der Siegerin hätten die Sache noch schlimmer gemacht. Zumindest soviel wußte sie über uns; ich fragte mich, wo sie das gelernt hatte. Ich sah das merkwürdige Schnippen ihrer Finger. Kommt her, hieß das. Einen Augenblick lang dachte ich daran, genau das zu tun, dann beschloß ich, es zu lassen. Es hätte überhaupt keinen Sinn, den guten Ruf zu zerstören, den sie sich gerade schuf. Gegen mich hatte sie keine Chance. Und mir gefiel ihr Tanz; ich hatte nicht den Wunsch, ihn so rasch zu beenden. Ein dritter Mann trat in die Mitte der Kneipe, und schritt über die gedachte Linie in den Kreis. Draußen, im Sand, wird eine Linie gezogen; ein Schwerttänzer, der sie übertritt, hat auf der Stelle den Kampf verloren. Aber im Inneren einer Kneipe, ohne Kreis auf dem Fußboden, ist es ein anderer Tanz. Der Unterschied ist gering, doch er ist greifbar. Jeder der Männer hier wußte haargenau, wo die Begrenzung war. Und sie auch. Ich sah, wie ihre Augen sich verengten. Für eine Sekunde schien sie nachzudenken, obgleich ihr Gesicht ruhig blieb. Dann sah ich den Harnisch quer über der Brust des Mannes und begriff, daß er ein Schwerttänzer war. Ich kannte ihn nicht – der Süden ist groß, und selbst ich konnte nicht jeden von ihnen kennen – aber es war nicht zu übersehen, daß er ein Berufskämpfer war. Bei ihm gab es kein überflüssiges Gezupfe, Geziere und keine Mätzchen. Er stand ruhig vor ihr, wartete höflich, und ich sah die Andeutung eines Lächelns auf ihrem Gesicht. »Hast du genug gesehen ?« fragte sie.

»Genug, um zu wissen, daß ich dich nicht unterschätzen darf.«

»Dafür danke ich dir.«

Er lächelte. »Spar dir den Dank für später. Wenn ich dir erlaubt habe, den Ring lebend zu verlassen.«

Es war keine Großtuerei. Er meinte es ernst. Er war ein Berufskämpfer, und er würde sich wie einer verhalten. Im Ring ist etwas anderes auch schwer möglich.

Es war kein echter Schwerttanz. Denn sie begannen den Kampf mit den Schwertern in den Händen. Bei beschränktem Raum ist das üblich – es ist kein Platz für einen echten Tanz – aber es verändert die Bedingungen. Das heißt in der Regel, daß der Kampf mit dem ersten Hieb beendet sein kann, weil der Ring für die herkömmlichen Variationen zu klein ist. Ich fragte mich, wie er den Kampf beenden würde. Ich fragte mich, ob er sie am Leben lassen würde.

Jeder andere würde es tun. Sie selbst war der Gewinn des Siegers. Aber für einen Schwerttänzer ist der Tanz eine ernste Sache. Bei einem Kampf wie diesem verläuft der Tanz im allgemeinen friedlich. Er ist mehr eine Vorführung von Geschicklichkeit als irgend etwas anderes, aber gelegentlich kann ein tödliches Spiel daraus werden. Er hatte durchaus das Recht, sie zu töten. Sie hatte sich selbst als Schwerttänzer bezeichnet – in Anbetracht ihres Geschlechts war das ketzerisch genug – und ihr Tod im Ring entspräche ganz den Regeln. Trotzdem, ich zweifelte, daß er sie töten würde. Er war ganz und gar ein Mann, und sie war eine großartige Frau. Also würde es mehr auf ein Höflichkeitsritual hinauslaufen. Die Schwerter flogen hoch. Krachten gegeneinander. Lösten sich klirrend voneinander und trafen sich erneut. Er war größer und kräftiger als das Mädchen, aber sie war behender. Ich erkannte es beinahe sofort: vorher hatte sie sich zurückgehalten und schnell gewonnen, weil sie keine Notwendigkeit sah, ihre Gegner zu foppen oder zu hetzen. Jetzt tanzte

sie. Nun drehte sie diesen biegsamen Körper, tanzte, und das blonde Haar umflatterte sie. Er griff an, sie parierte. Ging selbst zur Attacke über, gewann die Oberhand, zog sich wieder zurück, fintierte, duckte sich unter einem Streich der Klinge, der ein zackiges Loch in ihr schimmerndes, blondes Haar geschnitten hätte. Sie ließ einen Trick folgen, kitzelte eine seiner ungeschützten Rippen mit der Schwertspitze, und glitt dann beiseite, als er sie überrascht anblickte. Da hätte sie ihn bereits erwischen können! Aber sie sprang weg, umkreiste ihn vorsichtig, als könne sie es selber nicht glauben. Ich fluchte. Sie bewegte sich richtig und handhabte das Schwert mit größerer Geschicklichkeit als ich es einer Frau je zugetraut hätte, aber sie war nachlässig. Amateurhaft. Sie hatte ihren Mann entwischen lassen. Wäre *ich* an ihrer Stelle gewesen, ich hätte ihn auf der Stelle abgestochen...

»Närrin«, murmelte ich. »Sogar Jungen können es besser...« Eine Sekunde später hatte der Schwerttänzer ihr eine blutrote Linie über einen der leuchtenden Schenkel gezogen. Ich sah das Runzeln ihrer Stirn und den Schock in ihren Augen. Da glaubte ich, der Kampf sei entschieden; ich hatte gesehen, wie Anfänger in dem Augenblick ihre Geschicklichkeit und Angriffslust einbüßten, als das erste Blut floß, selbst wenn es nur ein Tröpfchen gewesen war. Zweifellos tat der Kratzer weh, aber er war keine Sache, um einen Berufskämpfer aus der Ruhe zu bringen. Aber sie war eben keiner. Sie war eine Frau, und das wurde mit einem Schlag jedem klar. Auch dem Mann, der ihr gegenüberstand.

Er ging mit einem Mal zurück. Er war weiterhin auf der Hut, doch ebensowenig nutzte er seinen Vorteil. Er stand unbeweglich da, wartete, daß ihr Schock vorüberging – und in diesem Augenblick erwischte sie ihn.

Ihre Klinge schnellte vor, traf beide Unterarme, ging quer über seine Knöchel, und als er auf sie fluchte, kappte sie ihm eine Fingerkuppe des Daumens. Blut strömte, und sein Schwert fiel zu Boden.

Der Daumen fuhr in seinen Mund. Dann wieder heraus. Auf seinem Gesicht kämpften Unglauben und Schmerz. Dann fluchte er abermals und starrte seinen blutenden Daumen an, unsicher, was er damit anfangen sollte.

Meine Reaktion war, daß auch mein Daumen schmerzte. Aber auch mein Stolz war verletzt. Er hatte die Niederlage verdient. Ein Mann sollte seinen Gegner im Ring nie unterschätzen, nicht einmal eine Frau. Und *ich* hatte das nicht vor.

Das Gefühl stellte sich beinahe sofort ein. Gesichter wandten sich mir zu. Geflüster kam auf. Ich hörte die gemurmelten Worte, von denen ich nur Bruchstücke verstehen konnte: »Sandtiger«, »Schwerttänzer«. Gemächlich richtete ich mich auf meiner Bank auf, und lehnte mich mit einer Schulter an die Wand. Ich wartete. Und schließlich, wie nicht anders zu erwarten, kam jemand zu mir, um zu fragen, ob ich interessiert sei.

Ich war es. Aber ich wartete, bis der Preis stimmte. Dann streckte ich träge meine langen Beine und erhob mich, und ließ sie alle meine lange Gestalt und die beträchtliche Breite meiner Schultern bewundern. Und Schlagdrauf, der sich bescheiden unter meinem Burnus verbarg.

»Ich bin ein fairer Mann«, sagte ich, an alle gewandt. »Ich will niemanden beschwindeln. Ihr wißt das; ihr kennt mich. Aber hier steht etwas auf dem Spiel.« Ich machte eine kleine Kunstpause. Dann lächelte ich lässig und fügte hinzu: »Mein guter Ruf.« Ich erhielt das erwartete Gelächter.

Man spürte die Erleichterung der Männer. Plötzlich waren die Gäste wieder obenauf, fleghaft und ausgelassen, absolut sicher, daß ich die Würde des männlichen Geschlechts gegen diese Frau verteidigen würde. Selbst wenn sie drei Männer besiegt hatte – und einer von ihnen war vom Fach – keiner von ihnen war der Sandtiger gewesen, keiner von ihnen der sagenhafte Schwerttänzer.

Sie stand in der Mitte des unsichtbaren Kreises, hielt in der einen Hand das Geld und in der anderen das Schwert. Ich sah ihr hochrotes Gesicht und den Zorn in ihren Augen; alles zu meinem Vorteil.

»Du verdienst etwas für deine Mühe«, sagte ich ihr. »Was hältst du davon, wenn wir neunzig zu zehn teilen? Zehn für dich, falls du verlierst.« Ich dachte mir, wenn ich »falls« sagte, hätte ich für meinen Teil ein wenig Feingefühl bewiesen; ich hätte »weil« sagen können.

»Der Sieger bekommt alles.«

Das war klipp und klar, und ihr nord-ländischer Akzent unterstrich es noch.

Ich lächelte sie an. »Das heißt: dich *und* das Geld... weil ich gewinne.« Dieses Mal ließ sich die Wahrheit nicht vermeiden. Sie drehte sich um, schritt zur Theke und warf die Münzen hin. Zwei Goldstücke. Die erste Münze lag noch immer glitzernd auf dem Boden. Als sie sich mir wieder zuwandte, hatte die Röte ihres Gesichts nachgelassen.

»Der Sieger bekommt alles.«

»Ist mir recht.« Ich warf einen Blick in die Runde, auf die gespannten Gesichter der Menge.

»Wie war's mit einer kleinen Sammlung? Macht ein paar Münzen locker für euer Vergnügen. Damit sich für uns das Tanzen lohnt.«

Es hatte die gewünschte Wirkung. Jemand reichte den Geldbeutel weiter, und nachdem er einmal die Runde im Raum gemacht hatte, war er beinahe gefüllt. Natürlich war nicht viel Gold drin, aber es war trotzdem eine ordentliche Summe. Sie würden alle etwas bei ihren Nebenwetten herauschlagen, und das Mädchen und ich würden den Rest kassieren.

Ich lachte ihr zu. »Letzte Gelegenheit für eine anständige Teilung.«

»Du hast mein Angebot gehört.« Ihr Gesicht war völlig ausdruckslos.

Ich seufzte. »Trotzdem. Ich lehne es ab, dir gegenüber im Vorteil zu sein. Das finde ich unfair. Es sei denn, natürlich, du weißt, wer ich bin.«

»Ein allzu großer, angesäuselter Mann«, sagte sie deutlich. »Was sonst?«

Ich fauchte sie an. »Ich bin nicht betrunken!« Sie sah mich nachdenklich an. »Das werden wir im Ring feststellen... Also gut, wer bist du?« »Man nennt mich«, sagte ich, »den Sandtiger.« Das saß. Sie kam aus dem Norden und war hier fremd, aber sie war lange genug im Süden gewesen, um von mir zu hören. Die meisten Leute kennen mich. Ich habe einen guten Ruf.

»Schwerttänzer.« Sie sagte es leise, und das Wort kam schwer über ihre Zunge. »Bist du wirklich der Sandtiger?« Lässig tippte ich auf die Kratzwunden in meinem Gesicht. »Du kannst mich Tiger nennen.«

Sie holte tief Luft, und dabei bot ihr Busen einen wundervollen Anblick. Doch als sie wieder ausatmete, wußte ich, daß ihre Entscheidung feststand. »Wir haben eine Abmachung.«

»Bist du sicher?«

Ihre Blicke streiften die gespannten Gesichter. »Ich will die Hoffnungen all dieser Männer nicht enttäuschen, die sehen wollen, wie der größte Schwerttänzer von allen mich auffrißt. «Ein ironisches Lächeln war in ihren Augen.

»Tanz mit mir, Tiger.«

»Draußen« sagte ich. »Laß uns richtig tanzen.«

Sie legte den Kopf ein wenig schräg, dann nickte sie. Und wir gingen nach draußen.

Die Sonne im Süden brennt sehr heiß. Sie macht den Sand so glühend heiß, daß du schreien könntest, doch du tust es nicht. Dafür hast du nicht genug Spucke. Du lernst, damit zu leben. Oder zu sterben.

Zu dieser Zeit des Jahres ist die Hitze nicht so schlimm. Gerade genug, um einen Schwertgriff in der Hand heiß werden und deine Füße vor der Hitze zurückzucken zu lassen, die durch deine Sandalen strahlt. Rasch warf ich meinen Burnus ab und trat ihr in meinem kurzen, ledernen Lendentuch gegenüber. Nachdem ich Schlagdrauf gezogen hatte, schlüpfte ich aus meinem Halfter, warf ihn auf den Seidenburnus und wartete, während zwei Männer den Kreis zogen.

Der Griff lag in meiner Hand, ein perfektes Zusammenspiel von harter Haut und wulstigem Metall. Als ich noch ein Anfänger war, hatte ich versucht, den Griff mit Leder zu umwickeln, um meine

Handballen zu schützen, doch ich machte die Erfahrung, daß es ohne Leder besser war. Meine Hände waren so dick mit Hornhaut überzogen, daß ich den Griff kaum spürte, und die Hitze war bloß eine schwache Beigabe zum Strahlenglanz des Goldes. Das Sonnenlicht strahlte von der Klinge zurück wie von einem Spiegel. Ich lächelte.

Wir betraten die Mitte des Kreises. Ich pflanzte Schlagdrauf genau in den Mittelpunkt, und schätzte die Länge ihres Schwertes, als sie es absetzte. Es war eine lange Klinge für eine Frau, aber sie war Schlagdrauf nicht gewachsen. Das galt für die meisten Schwerter.

»Viel Glück, bascha«, sagte ich.

»Dafür Sorge ich selbst.« Sie drehte mir den Rücken zu und ging zur anderen Seite des Kreises. Ich sah, wie ihr Mund sich bewegte und begriff, daß sie ihr Lied begonnen hatte. Drinnen hatte sie darauf verzichtet. Vielleicht hatte sie ihre Gegner dieser Ehre nicht für würdig gefunden, denn es war in der Tat eine Ehre. Sogar dem Schwerttänzer, den sie bezwungen hatte, war es nicht gelungen, ihr ein Lied zu entlocken. Ich grübelte, versuchte mir über ihre Beweggründe klar zu werden, doch dann zuckte ich die Achseln und stapfte durch den Sand in meinen Teil des Kreises. Die zwei Schwerter glühten, Seite an Seite, im Sonnenlicht.

Ich fühlte das vertraute Straffwerden der Muskeln, und merkte, wie die Spannung sich in meinem Bauch zu einem Knäuel ballte. Doch unmittelbar darauf löste es sich, und das bekannte Gefühl der Erwartung breitete sich aus. Ich war kühl und beherrscht, unberührt von der Hitze oder der Bedeutung des Augenblicks; ich wartete, und sie tat es ebenfalls.

Ich hörte ihr Lied. Sie sang es sehr leise, mehr für sich, und doch drang es bis zu mir herüber. Sie wollte, daß ich es hörte. Ich konnte die Worte nicht verstehen – sie sang es in der Sprache des Nordens –, aber ich verstand, was es ausdrückte. Es handelte nicht vom Tod, sondern vom Leben, es war ein ehrender Gruß an den Gegner, ein Loblied auf die Kunst, die gezeigt werden sollte, eine Verherrlichung des Tanzes. Was immer sie sein mochte, im Grunde war sie doch vom Fach.

Ich lachte. »Der Sieger bekommt alles« – Und wir liefen los. Ich bin groß, aber ich bin auch schnell. Ich erreichte Schlagdrauf als erster. Ich riß das Schwert aus dem Sand, streifte die heißen Sandkörnchen ab, als ich es in die Hand nahm und machte den ersten Ausfall, Aber sie fing mich mit einer überraschenden Finte ab.

Ich wußte, daß sie weniger Kraft hatte als ich; einen Teil davon hatte sie bei den drei vorangegangenen Kämpfen eingebüßt. Aber sie warf sich nieder in den Sand, rollte herum, stieß sich ab und kam in einer einzigen eleganten Bewegung hoch. Von unten schoß ihre Klinge nach oben, und fing knirschend den Schlag ab, den ich mit Schlagdrauf führte. Ich sah, wie sich ihre Sehnen von den Unterarmen bis zu den Schultern spannten. Sie verharrte in dieser Stellung, bis die Wucht meines Schlages gebrochen war, dann drehte sie sich weg und tänzelte davon. Ich stand wie angenagelt im Sand. Ich war unversehrt, aber ihre Gerissenheit war mir endgültig klar.

Ich blickte wütend zu ihr hinüber. Der Tanz würde länger dauern, als ich gedacht hatte.

Sie lachte nicht. Sie tänzelte und behielt mich im Auge, kühl wie ein Berufskämpfer, ohne Mätzchen. Sie balancierte auf den Ballen ihrer Füße, war immer in Bewegung; ihr schimmerndes Haar hatte sie hinter die Ohren geschoben, und es fiel über ihre Brüste, als sie sich zu einer unmerklichen Lauerstellung nach vorne beugte. Sie hatte zu singen aufgehört, doch das Lied brauchte sie jetzt nicht mehr. Es hatte seinen Zweck erfüllt. Abermals trafen sich unsere Klingen, zwei schrille Geräusche in einem. Ich traf sie zweimal am Unterarm, dann spürte ich auf zwei Fingerknochen einen stechenden Schmerz. Trotzdem: es war ein reines Wunder, daß sie mir überhaupt entwischt war. Die Zuschauer nahm ich kaum wahr. Ein Stimmengesumm umgab uns und bildete einen zweiten Kreis. Ich hörte Rufe, Bemerkungen und Gelächter und das Klirren der Münzen, als neue Wetten abgeschlossen wurden. Das Mädchen lächelte. »Tanz mit mir, Tiger.« Wir tanzten. Der Sand flog hoch, und die Schwerter blitzten, und der Schweiß floß über unsere Leiber. Ich blinzelte beißendes Salz aus meinen Augen, und spürte schmerzhaft, wie meine Kehle trocken wurde. Immer wieder flog Schlagdrauf heraus, um zu parieren oder ihre Klinge niederzuschlagen; immer wieder antwortete sie mit Gegenschlägen. Ich war großgewachsen und

stark, sie war geschmeidig und behende; meine Reichweite war größer, sie nutzte die ihre geschickter aus; meine Absichten waren eher auszurechnen, die ihren waren verdeckter. Und das alles war für sie vorteilhaft.

Schließlich hatte ich die Ungerechtigkeiten eines solchen Kampfes satt und beschloß, ihm eine Ende zu machen. Sie war gut. Sie war viel besser, als ich erwartet hatte. Aber sie war die Frau, und ich war der Mann. Und Sandtiger verlor nie.

Ich lächelte ihr zu, obgleich es mich Mühe kostete.

Ein guter Tanz«, sagte ich. »Aber heute Nacht wünsche ich mir eine andere Art von Zweikampf...« Im Bett?« spöttelte sie. »Erst mußt du gewinnen.« Und das tat ich. Versteht sich. Ich lehnte mich ein wenig gegen sie, gab Schlagdrauf noch ein bißchen von ihrem blanken Fleisch zu schmecken, und schlug ihr das Schwert aus den Händen. Ich setzte den Fuß drauf, bevor sie einen Satz machen und es aufklauben konnte.

»Genug«, sagte ich nachsichtig. »Der Tanz ist vorbei.« Hochrufe und Beifall brandeten auf. Man klopfte sich auf die Rücken, Münzen wechselten die Besitzer, und der Wirt schenkte freigebig aus. Aber ich ging nicht sogleich hinein. Ich betrachtete sie, als sie mir gegenüberstand, schweißbedeckt, mit leeren Händen, stolz, und ich sah, wie sie sich zu einem Lächeln zwang.

»Du bist wirklich der Sandtiger.«

Ich tippte an die Kette aus gebogenen, schwarzen Krallen, die um meinen Hals hing. »Hast du das hier angezweifelt?« »Nein. Und auch nicht die Narben in deinem Gesicht.« Sie seufzte, fuhr sich mit einem Arm über die Stirn, um das feuchte Haar aus den Augen zu streichen. »Aber ich dachte, ich könnte gewinnen.«

»Wenn ich zum ersten Mal verliere, wird es das letzte Mal sein«, sagte ich ihr.

»Hast du dir so sehr gewünscht, mich zu töten?«

»Ich habe schon getötet!« sagte sie abwehrend.

»Danach habe ich dich nicht gefragt.«

Sie zog eine Grimasse. »Nein. Ich wollte dich nicht töten. Ich wollte dich bloß bezwingen.«

»Weil ich ein Mann bin?«

Die hellen Augenbrauen senkten sich. Sie starrte mich in echter Verwirrung an. »Nein... weil ich gewinnen wollte.« Ich bückte mich und hob ihr Schwert auf. Die Zuschauer bewegten sich zum größten Teil auf die Kneipe zu, jedoch ein paar Gratulanten blieben zurück. Als ich ihr das Schwert zurückgab, lächelte ich mein Sandtiger-Lächeln.

»Heute nacht werden wir wieder tanzen, bascha... im Bett. Dieses Mal lasse ich vielleicht dich gewinnen.«

»Läßt mich?« blitzte sie mich an. Wut sprang in ihre Augen. »Was ich tue, das tue ich selbst. Niemand läßt mich!« Die Gratulanten lachten. Das ließ sie sofort verstummen, als habe sie keine Lust für einen schlechten Verlierer gehalten zu werden, oder schlimmer: für eine verkrampte Frau. Aber ich sah die Scharlachröte in ihre Wangen steigen, als sie sich umdrehte, um in die Kneipe zu gehen. Ich streckte eine Hand aus und ergriff ihre Schulter. »Alles was recht ist, du hast gut getanzt.«

»Wie eine Frau?«

»Nein. Wie ein guter Kämpfer.« Meine Finger preßten leicht ihre Schulter, als ich die interessierten Zuschauer sah. »Komm mit rein. Ich lade dich ein.«

»Von meinem Gold?« Sie lächelte schief. »Ja, ich habe verloren. In einem ehrlichen Kampf. Und ich bezahle immer, was ich schuldig bin.«

Ich spürte, wie sie mich von der Seite taxierte. »Vielleicht wird es gar nicht so übel.«

Ich lächelte. »Ich bin der Sandtiger. Hast du das vergessen?«

Sie lachte. »Ja, das bist du.«

Wir gingen in die Kneipe und verbrachten den Rest des Nachmittags damit, aqivi in uns zu schütten. Sie trinkt so gut, wie sie tanzt.

In der weichen, leisen Stunde, in der sogar die Ratten still sind, spürte ich die Wärme ihres Atems an meinem Ohr. Ich öffnete erst ein Auge, dann beide.

»Was ist los?«

»Wieviel?« fragte sie. »Wieviel war in dem Geldbeutel?«

Ich grinste. »Du meinst, wieviel du verloren hast?«

»Das kommt nur darauf an, wie man es sieht.« Ich wälzte mich auf den Rücken und schob einen Arm unter das Kissen. Der andere Arm glitt hinab, um sie an meine Schulter zu betten. Ihr glatter, schlanker Körper schmiegte sich warm an den meinen. »Genug, um uns mindestens einen Monat über Wasser zu halten. Wenn wir nicht schrecklich unanständig sind, und unseren Reichtum verschleudern.«

»Ich bin nie unanständig.«

»Ich dachte, heute Nachmittag hättest du es werden können, als ich dich am Arm traf.«

Sie trunpfte auf. »Du hättest es verdient gehabt. Mir so einen Schnitt zu verpassen. Warum hast du das getan?«

»Du warst sorglos. Du hast dir schon von dem Schwerttänzer eine blutige Wunde eingehandelt. Ich wollte dich bloß aufwecken.«

»Mußtest du mich deshalb bluten lassen?« Ich vergrub meinen Mund in der Fülle ihres Haares.

»Ich wollte ihn aufschlitzen, von den Eingeweiden bis zur Gurgel, Del. Aber du hast ihn vor mir bewahrt.«

Sie seufzte. »Tiger... wir können das nicht ewig machen.« »Nein. Sie werden schnell genug dahinterkommen, und wir werden uns was Neues ausdenken müssen.«

Sie war einen Augenblick stumm. Im Raum war es dunkel, und ich konnte sie kaum sehen, aber ihr Haar leuchtete schwach vor dem schattigen Hintergrund. Dann seufzte sie.

»Ich bin nicht Schwerttänzer geworden, um einfältigen Männern das Geld aus den Taschen zu stibitzen.«

»Ich auch nicht, Del. Aber im Augenblick, bis wir etwas Neues gefunden haben, bleibt uns nichts anderes übrig.« »Ich weiß.« Sie rückte näher. »Ich glaube, ich bin es nur ein bißchen leid, verlieren zu müssen.«

Ich lächelte. »Du weißt, daß diese Männer im Süden niemals die kleinste Münze verwetten würden, wenn es denkbar wäre, daß eine Frau gewinnt. Das gehört nicht zum Spiel.«

Sie protestierte durch ein beredtes Schweigen. Ich rollte mich auf die Seite und beugte mich über sie.

»Außerdem«, sagte ich trocken, »du und ich, wir beide wissen, daß du mir im Kreis die Beine unter dem Leib absäbeln könntest. Ich hätte keine Chance, wenn du wirklich entschlossen wärst, zu tanzen.«

Sie lächelte. Und dann lachte sie. Nur einmal, doch es war genug. Es war die Wahrheit. Was gab es da noch zu sagen ?

DEBORAH WHEELER

Obgleich die Heldin dieser Geschichte sich dem Schwert geweiht zu haben scheint, entscheidet sie sich am Ende für das Leben, und nicht für den Tod, für das Heilen und gegen den Krieg.

Deborah Wheelers erste verkaufte Story erschien in Schwertschwester; diese Geschichte, Imperatrix, verrät das Interesse der Autorin an Kampfsport und an Tieren. Deborah Wheeler besitzt den Schwarzen Gürtel in, glaube ich, Kung Fu (ich denke, Deborah wird mir verzeihen, wenn ich etwas Falsches sage; ich kann die verschiedenen Arten von Kampfsport nicht auseinanderhalten, und die einzige körperliche Kunstfertigkeit, von der ich etwas verstehe, ist das Ballett), aber die zweite Gabe, die Deborah ebenso wie ihre Heldin besitzt, das Heilen, spielt für sie ebenso eine wichtige Rolle; im Leben ist Deborah eine ausgebildete Chiropraktikerin, und sie hat, wie viele ihrer Kollegen, heilende Kräfte in ihren Händen, was die Muskeln und Rücken der gesamten Gemeinde bezeugen können.

Sie hat eine kleine Tochter und eine Katze. (Hat das nicht jeder?)

– MZB

DEBORAH WHEELER
Feuernetz

Der Selith prallte hart auf den Boden, und seine dreizackigen Hufe hämmerten auf die staubige Straße. Steifbeinig sprang er hoch, verhielt im Sprung, und dann krümmte er den Hals zu einem zweiten heftigen Bocksprung. Die gestutzten Schuppen seines Kammes trafen Orlly im Gesicht, und sie verlor die Geduld. »Ich werde dir diese blödsinnigen, zur Hölle stinkenden Anfälle schon austreiben! Nimm den Kopf hoch, dahin, wo er hingehört, oder du wirst wünschen, nie auf die Welt gekommen zu sein, ich schwor's dir!« Aus vollem Hals schreiend, zerrte Orlly an den Zügeln und setzte ihre ganze Kraft ein, um den Kopf des Selith herumzureißen. Widerborstig bleckte das Tier die Zähne und senkte in unmißverständlicher Drohung den Kopf. »Schlag dir das aus dem Kopf!« rief sie, und versetzte der empfindlichen Nase des Selith einen wütenden Fußtritt. Er schrie schrill vor Schmerz, und sie nutzte die Chance, seinen knochigen Kopf gegen eine ihrer Schultern zu pressen. Orllys Arme schmerzten vor Anstrengung, während das Tier stillhielt, und seine Flanken sich zitternd unter mächtigen Atemzügen hoben und senkten. Sie lockerte ihren Griff am kurzen Zügel und ließ das Tier in einer Geste der Unterwerfung den Kopf gen Himmel recken. Dann richtete sie ihren Blick auf die Ursache ihrer Schwierigkeiten. Eine junge Frau ihres Alters stand nur zwei Schritte außerhalb der Reichweite des bockenden Selith und wartete ruhig in ihrer Rüstung aus Leder und geknüpfter Seide.

Orllys Zorn wallte abermals auf. »Du blödes Weib! Ist dir nichts Besseres eingefallen, als geradewegs auf einen Selith loszumarschieren? Jetzt muß ich ihn erst wieder zur Ruhe bringen, und er war gerade zum Vermieten so gut wie fertig. Das sind zwei Tage Miete, die du mich gekostet hast, ganz zu schweigen von den Aufträgen, die ich nach dieser kleinen Einlage verloren habe. Wenn du deine unnützen Beine dazu bewegen kannst, dich zu tragen, verschwinde aus meinen Augen, bevor ich wirklich wütend werde!«

Die junge Kriegerin verzog ein wenig den Mund, doch sie rührte keinen Finger und hielt ihre Hand weit genug vom Schwertgriff entfernt. »Laß mich deinen Verlust wieder wettmachen. Du scheinst dein Handwerk zu verstehen, und ich will einen Führer und Reittiere mieten. Ich werde dich für die zwei Ruhetage bezahlen und für eine Reise über den Pass.«

»Abgemacht!« rief Orlly. Sie stieß die aus Holz geschnitzten Steigbügel von ihren Füßen und sprang ab. »Wohin genau willst du? Ich muß wissen, wie viele ihr seid, wie viele Tiere ihr bereits habt, und welche Ansprüche ihr stellt...« »Ich schlage vor, daß wir mit den Namen anfangen. Ich bin Valeria Langua dy Ostrander«, sagte die Kriegerin mit einem freundlichen Lächeln.

Orlly zog den Kopf, und ärgerte sich nicht zum ersten Mal über ihren schlichten, gewöhnlichen Namen. »Orlly« war gewiß ein ehrbarer Name, denn es war der Name ihrer Großmutter von mütterlicher Seite, die bis zu ihrem Tod dem winzigen Bauerndorf vorgestanden hatte, wo Orlly ihre Kindheit verbracht hatte. Sie hätte den Namen des Dorfes als Teil ihres Namens beanspruchen können, wenn sie es aus freien Stücken verlassen hätte. In der Erinnerung verhärtete sich ihr Gesicht, doch sie gab sich Mühe, ihre Zunge im Zaum zu halten. »Nenne mich Orlly. So nennen mich alle.« »Das ist vernünftig. Mein Name ist ein solcher Zungenbrecher, daß ich ihn zu Val abgekürzt habe. Kannst du dir jemanden vorstellen, der mitten in einem Schwertkampf versucht, alle diese Silben auszusprechen?« Sie lachte hell.

Orlly starrte sie an. *Mit einem Namen, der von vornehmer Herkunft und alter Familienehre nur so trieft, treibt sie Scherz und schneidet ihn ab!*

»Was ist unser Ziel ?«

»Kasimire, über den Kummerpaß.«

»Ich weiß, wo das ist«, sagte Orlly barsch.

Vals blaßviolette Augen schnellten über Orllys Gesicht, doch der freundliche Ton ihrer Stimme änderte sich nicht. »Außer mir gehören zu unserer Gruppe zwei Krieger, wir haben unsere eigene Ausrüstung und Bekleidung... und eine El-thim.«

Orlly war erstaunt und schnappte kurz nach Luft, jedoch die Kriegerin sprach wie selbstverständlich weiter, nahm sie beim Arm und drängte sie zur nächstgelegenen Schenke. »Sie ist alt, in ihrem vierten Zyklus; ihr langsames Tempo wird uns vielleicht hemmen. Ich weiß nicht, wie schnell man mit beladenen Selithi vorwärtskommt, aber es ist lebenswichtig, daß wir die Elthim nicht zu sehr ermüden.«

Orlly schluckte, während Val sie zum Sitzen einlud und nach Bier rief. Sie hatte nie eine Elthim gesehen, in ihrer Kindheit jedoch waren sie legendär gewesen, die verfallenen Überreste einer einst mächtigen, magischen Rasse.

Val nahm zwei Krüge, bezahlte und schob einen davon Orlly zu. »Wie rasch können wir aufbrechen?«

Orlly nippte an ihrem Bier, denn für jemanden wie sie, die nur von ihrer Pfiffigkeit und ihren Selithi lebte, war es ein seltener Luxus.

»Das hängt davon ab, wie schnell »wir« mit »unseren« Reittieren Frieden schließen können.«

Val lachte, und warf ihren Kopf in ungehemmtem Wohlbehagen zurück. »Und ich dachte, du hättest nur so getan, als wärest du wütend auf mich, um den Preis hochzutreiben! Du willst sagen, deine Reiterkunststücke waren keine Werbung, um mich zu ködern?«

Orlly zuckte die Achseln. Wenn man das Tier auf die übliche Weise behandelte, wäre es zum Vermieten nicht geeignet, jedoch sie konnte ihre besonderen Kniffe zur Besänftigung anwenden und es selbst reiten. »Mich könnte er tragen. Bei einem Fremden würde ich ihm nicht trauen. Aber ich habe nur die drei Selithi für vier Reiter. Ich muß noch einen weiteren kaufen.« Val übergab ihr einen kleinen, vielversprechend schweren Geldbeutel.

»Kauf, was du brauchst. Du kannst morgen, wenn wir aufbrechen, mit mir abrechnen.«

»Was ist, wenn ich das hier stehle und mich nie mehr sehen lasse?«

Val leerte ihren Krug und erhob sich mit einer kraftvollen, anmutigen Bewegung. »Dann würdest du das Übrige nicht kriegen, das da ist, wo dies herkommt. Wir treffen uns bei Tagesanbruch an den nördlichen Toren.« Sie schlenderte aus der Schenke, und ließ Orlly zurück, die sich verwirrt an ihrem restlichen Bier labte.

Im ersten Tageslicht zurrte Orlly den letzten Riemen am Zaum des neuen Selith fest. Dank Vals wohlgefülltem Geldbeutel hatte sie ein kräftiges, junges, weibliches Tier erworben, zusätzliche Decken und Lebensmittel; es war ihr sogar gelungen, den Kauf eines neuen, doppelt gefütterten Reit-Umhanges zu begründen. Die anderen Selithi — Sa, So und Sy — standen friedlich da und steckten die Köpfe zusammen. So, das störrische männliche Tier, das von Val rebellisch gemacht worden war, hatte ständig hoffnungsvoll ein Ohr in Orllys Richtung gestellt. In der vergangenen Nacht hatte sie ihn stundenlang gestreichelt, bis sich sein Widerspruchsgeist schließlich in Zufriedenheit verwandelt hatte. Zum ersten Mal sah Orlly die Elthim, groß und silbrig im stärker werdenden Licht, in einem fließenden, mit verschlungenen Mustern bestickten Gewand, das Arme und Rumpf verhüllte. Ihre vier krallenbewehrten Pfoten bewegten sich mit bedächtiger, fast zerbrechlicher Anmut, und ihr schönes, doch nichtmenschliches Antlitz offenbarte die erhalten gebliebenen Züge von Reinheit, als wären sie gemeißelt. Val schritt an ihrer Seite, aufgeräumt plaudernd, während zwei männliche Wachen die Nachhut bildeten. Orlly trat von Sey, dem neuen Selith, zurück, und nahm eine bezeichnende Positur ein, bei der sie herausfordernd die Arme in die Hüften stemmte. Mit einer natürlichen Bewegung, die Vertrautheit und Zuneigung verriet, streckte Val die Hand aus und berührte die Elthim an der Seite. »Elth'ua'lth, dies ist Orlly, die uns führen wird. Orlly, dies ist H'ma Elth'ua'lth, und das sind Taggart und Dev.« Orlly nahm Taggart verschwommen als jungen, dunkelhaarigen Mann wahr; Dev war von mittlerem Alter, und sah ein wenig grimmig, aber tüchtig aus. Sie nahm die Männer gleichsam nur am Rande wahr, während sie die stattliche Elthim anstarrte.

Der schöngeformte, bewegliche Mund öffnete sich. »Du bist mir in meiner Nähe willkommen, mein Kind«, sagte eine wohlklingende, dreifach tönende Stimme. »Bin ich dir ebenfalls willkommen?«

»J.. Ja«, stammelte Orlly, wütend über ihre eigene Verlegenheit. Die Elthim erinnerte sie in ihrer Ehrwürdigkeit und Freundlichkeit zu sehr an die heilkundige Ama, die sie behütet und erzogen hatte.

Orlly sagte: »Jeder Selith trägt Lebensmittel für fünf Tage. Das ist mehr als genug, denn gewöhnlich dauert die Reise zwei Tage. Wir können in den Schutzhütten für Reisende übernachten, brauchen also nicht im Freien zu schlafen. Laßt uns aufbrechen.«

Bis die drei anderen aufgesessen waren und sie sich selbst auf Sos Rücken geschwungen hatte, war es Orlly gelungen, ihr seelisches Gleichgewicht wiederzuerlangen. An Sos gleichmäßiger Gangart erkannte sie, daß ihre Mühe sich gelohnt hatte, während sie sich an die Spitze des Zuges setzte. Dann folgte Taggart auf dem sanften Sa, dann kam die Elthim in ihrem eigentümlich gleitenden Gang. Ihr folgte Val auf dem grauen Sy, und den Schluß bildete der alte Dev auf Sey. Sie ritten gemächlich durch die mit Blumen gesprenkelten Ausläufer des Gebirges, über den deutlich erkennbaren Pfad, der sich allmählich zu einem schmalen Band verengte. Orlly verließ die Spitze des Zuges, damit So seine Beine strecken und sie die anderen im Auge behalten konnte. Am Ende des Tages würde Taggart Sitzbeschwerden haben, doch er war so klug, Sas Kopf nicht zu zügeln, und der Selith trottete zufrieden dahin, glücklich, dem Gestank und dem Getriebe der Stadt entronnen zu sein.

Die Elthim schritt gleichmäßig den ansteigenden Pfad hinauf. Sie hatte ihren merkwürdig bestickten Umhang abgelegt und ihn in die Beutel gepackt, die auf ihren gebeugten Rücken geschnallt waren. Orlly hatte Sagen gehört, nach denen Elthim in früheren Zeiten Seite an Seite mit Menschen gewohnt hatten, wenn auch selbst damals nur selten. Jede von ihnen hatte indessen ihre magischen Kräfte benutzt, für Sicherheit und Frieden in ihrem Gebiet zu sorgen. Wenn doch nur in meinem Dorf eine Elthim gewohnt hätte, dachte sie in einer Aufwallung geheimen Kummers; doch die Spuren der Elthim hatten sich verloren, lange bevor sie geboren worden war.

Orlly trieb So an die Seite von Vals Sy. »Wir werden bald Rast machen und Mittag essen. Nicht allzu weit von hier gibt es eine flache Stelle, freilich kein Wasser.«

Vals Gesicht sah angespannt und starr aus, als sie sich in der Runde umblickte und zu den zackigen Berggipfeln hinaufspähte. »Brauchen die Selithi kein Wasser?«

»Noch nicht. Weiter oben ist eine Quelle, und dort werden sie sich für einen Tag volltrinken. Danach werden wir langsamer reiten, jedoch sollten wir die Schutzhütte bei Anbruch der Dunkelheit erreichen.«

Orlly schielte zum Kummer-Paß hinauf. Aus diesem Winkel konnte sie nicht einmal den Eingang zu der Spalte sehen, die das gewaltige Killian-Gebirge teilte. In der Begleitung von drei bewaffneten Kämpfern brauchte sie keine Banditen zu fürchten, selbst wenn die Elthim keine mystische Aura des Schutzes ausstrahlen sollte. Bis jetzt war sie noch nicht in einer Gegend, die ihr so vertraut war, daß sie Erinnerungen heraufbeschwor... Sie drängte Tränen zurück, von denen sie nicht hätte sagen können, ob sie von Schmerz oder Wut verursacht waren. Während der restlichen Reise würde sie fortwährend darum ringen müssen, zu vergessen, daß auf der anderen Seite der Paßhöhe ein schmaler, fast unsichtbarer, fadendünner Fußpfad lag, und an dessen äußersten Ende, geborgen in einem Tal geheimnisvollen Grüns, die unerreichbare Sehnsucht ihres Herzens. Und nie konnte sie dorthin zurückkehren.

Auf dem flachen Grasplatz sprang sie von Sos Rücken und begann die Lebensmittel auszupacken. »Bindet ihnen die Zügel um die Halse, damit sie grasen können«, sagte sie zu den anderen. »Sie werden in der Nähe bleiben, und das Gras wird ihnen guttun.« Die drei Krieger saßen in einem kleinen Kreis um die Elthim, die sich, die Pfoten unter den Leib gezogen, anmutig niederließ. Die Männer machten es sich bequem und schwatzten, während sie ihre Vorratssäcke öffneten, Val hingegen nahm sich ein wenig Brot und Käse und aß, während sie an der grünen Begrenzung des Platzes entlangschritt.

Orlly hatte vor der Elthim viel zu viel Ehrfurcht, als daß sie sich in ihrer Gegenwart wohlfühlt hätte, und sie hatte nicht den Wunsch, sich zu den Soldaten zu gesellen. Die Selithi hießen sie in ihrer Mitte willkommen, und rieben ihre knöchernen Schädel an ihren Beinen.

Als erster wurde So aufmerksam und richtete seine gespitzten Ohren auf den aufwärtsführenden Pfad. Sey, das neue weibliche Tier, wieherte und drehte ihren Kopf in die Runde. Orlly streckte eine Hand aus, um sie zu beruhigen, doch sobald sie das Tier berührte, wußte sie, daß etwas nicht stimmte. Das nächste Geräusch war Vals rauher Aufschrei, und dann wurde die Stille des Platzes vom Lärm kämpfender, schwarzer Leiber zerrissen. Dunkelgekleidete Reiter galoppierten auf schweren Tiefland-Solethi den Pfad hinab. Die allesfressenden Vettern der Selithi bleckten elfenbeinerne Zähne und stießen wütende, dumpfe Schreie aus, als ihre Reiter ihnen die Sporen gaben.

Val rannte mit gezogenem Schwert auf den ersten Reiter los, um ihn zu stellen, bevor er die aufspringende Elthim erreichen konnte. Ihr Schwert beschrieb einen blitzenden Bogen und kappte die Zügel. Der schwer beladene Soleth geriet ins Straucheln und versuchte, das Gleichgewicht zu halten. Val glitt an der mächtigen Schulter vorbei an die Flanke des Tieres und beförderte seinen Reiter mit einem raschen Stich von unten ins Jenseits. Seine Peitsche fiel ihm aus den Händen; der Soleth stolperte über ihn, als er fiel. Taggart und Dev deckten die Elthim, um sie zu verteidigen. Die drei übrigen Reiter trieben ihre Tiere in einem grausamen Kreis um sie herum. Orlly, in der die Alpträume ihrer Kindheit lebendig arden, preßte sich gegen Sas zitternde Flanke. Es dauerte einen Augenblick, bis sie begriff, daß sie, abgeschnitten vom Schutz der Soldaten, ein leichtes Ziel bot. Einer der dunklen Reiter stieß einen aus und trieb, die Peitsche schwingend, seinen muskulösen aleth auf sie zu. Eine furchtbare Sekunde lang sah Orlly über sich äs maskierte Gesicht des Reiters, bevor die Peitsche sich um Sas freies Hinterbein wickelte.

Sa schrie vor Angst und Qual, als der Reiter am Peitschenstiel zerrte und ihn hinter seinem hohen Sattelknauf festkeilte. Orlly hörte ein ekelhaftes Krachen, und Sa fiel schwer zu Boden. Ihre Schreie steigerten sich zur nackten Todesqual. Der stechende Geruch des Selith-Blutes, das aus dem gebrochenen Bein des Tieres rann, verpestete die Luft.

Glühender, besinnungsloser Zorn durchschloß Orlly und ertränkte jede Furcht. *Nicht auf sie hatte man es abgesehen, sondern die Selithi griff man an. Was waren das für Ungeheuer, die sich so weit erniedrigten, ohne Grund die harmlosen Tiere anzugreifen?*

Orlly hörte Vals durchdringenden Schrei, dann einen dumpfen Schlag, und der Reiter sackte langsam von seinem tänzelnden Soleth. Die Peitsche glitt aus seinen leblosen Fingern ins Gras. Der Griff eines langen Wurfmessers ragte aus seinem Rücken. Die zwei restlichen Reiter wendeten ihre Tiere und flohen, gefolgt von den reiterlosen Solethi.

In der plötzlichen Stille schossen Sas qualvolle Schreie wie eine sengende Flamme durch Orllys Herz. Sie sah nicht, daß Val und die anderen sich über die toten Reiter beugten, während sie an Sas Seite kniete. Die Räuber hatten den Tod verdient; ihre Selithi, Tiere, denen jede Bosheit fremd war, standen ihr näher. Sa lag auf der Seite, und die zersplitterten Enden ihrer Beinknochen ragten aus dem zerfetzten Fleisch. Ihre Schreie waren zu einem halb bewußtlosen Wimmern im Todeskampf verlöscht, und ihre Augen hatten einen Ausdruck, als sei sie bereits tot. Orlly schöpfte schluchzend Atem und spürte beißende Tränen, als sie eine Hand ausstreckte, um das leidende Tier zu streicheln. Sie nahm Sas eckigen Kopf in beide Hände und drehte ihn, damit sie dem Tier direkt in die Augen schauen konnte. »Still, still, meine Schöne, mein Liebling«, flüsterte sie. »Es ist bald vorbei.«

Sas Augen wurden dunkler und klärten sich, und sie wurde ruhiger. Die Gewißheit dessen, was sie tun mußte, besänftigte Orllys eigenen stechenden Kummer. Sie zog ihr Messer aus der Scheide in ihrem Stiefel und durchschnitt die Halsschlagader des Tieres. Sa zitterte, wehrte sich aber nicht. Orlly hielt das Tier, während das Blut den Hang hinunterfloß und sich in einer Lache unter einem großen Felsen sammelte. Schließlich stieß Sa einen gedehnten Seufzer aus, und schloß ihre nachtblauen Augen. Als sie Soss ängstliches Wiehern hörte, legte sie Sas Kopf nieder. Sie ging hinüber und führte die drei Selithi von der Blutlache fort. Val, die neben Taggart kniete, sah auf.

Der Ärmel seines Schwertarmes leuchtete rot, als die junge Kriegerin den Stoff aufschnitt und behutsam die Streifen von der Wunde zurückzog. Orlly spürte, wie sich ihre Kehle zusammenschnürte, als Vals Blick sie traf. Sie konnte nicht sprechen. Elth'ua'lth sagte: »Sie werden nicht wiederkommen.«

»Nein«, pflichtete Val ihr bei. »Er wird noch Schlimmere schicken. Wir haben keine Zeit zu verlieren.« Val legte letzte Hand an den Notverband für Taggarts Arm. »Wir müssen sie liegen lassen, wie sie sind.« Sie deutete zu den beiden leblosen Körpern hinüber.

»Sie waren Menschen, wenn auch zum Bösen verführt. Sollen wir ihre Körper, die Tempel ihrer Geister, den Aasfressern überlassen?« fragte die Elthim, deren Gesicht noch immer eine unirdische Ruhe ausstrahlte. »Sie waren Bakkars Gefolgsleute, ausgesickt, um uns aufzuhalten oder zu vernichten. Wenn wir uns damit aufhalten, sie anständig zu begraben, geben wir ihm die Zeit, so viele Männer zu sammeln, daß wir ihnen nicht gewachsen sein werden. Dann können wir ebensogut umkehren und auf der Stelle zurückreiten.«

Die Elthim trat an ihre Seite und legte eine kleine, feingliedrige Hand auf die Schulter der Kriegerin. »Bei unserem Streben nach dem größeren Guten dürfen wir das kleine nicht aus dem Auge verlieren.«

Sie hob ihren Kopf und blickte zu den aufgetürmten Bergspitzen hinauf. »Doch ich glaube, deine Worte bergen Klugheit, mein Kind. Da uns jetzt Heimlichkeit nicht mehr hilft, muß es die Eile tun.«

Val half Taggart auf die Füße und kam zu Orlly. »Wir müssen schnell weiter. Es tut mir leid wegen deines Selith, jedoch im Großen und Ganzen sind wir mit einem blauen Auge davongekommen. Es ist ein Jammer, daß wir nicht eines ihrer Tiere einfangen konnten, um es anstelle des Selith zu benutzen.«

»Du hast von dem Überfall gewußt«, flüsterte Orlly. »Du wußtest, daß diese Gefahr uns drohte und hast mich mitten hineingeführt, ohne mich zu warnen. Wie konntest du es wagen, auf diese Weise meine Selithi aufs Spiel zu setzen?« Vals Gesicht war düster, als sie Sy beim Zügel nahm, ihn zu Taggart führte und dem verwundeten Mann beim Aufsitzen half. »Nein, ich habe es nicht gewußt, nicht genau jedenfalls. Außerdem ist es ein Teil der Gefahren, die eine Reise immer mit sich bringt, oder? Mit Sicherheit mußst selbst du begriffen haben, daß bewaffnete Soldaten zum Schutz gegen etwas da sind.« Sie schritt zu Sas Leichnam hinüber, und begann mit einem grimmigen, strengen Gesicht die Vorräte auf die drei verbliebenen Selithi zu verteilen und sie dort festzubinden. Orlly wandte sich an die Elthim.

»Mit deiner Magie hättest du den Angriff beenden können – du hättest Sa retten können!« Mit aufbrechender Bitterkeit fügte sie hinzu: »Sind wir dir nicht gut genug, um für uns zu sorgen?«

»Alles Leben ist heilig, Tochter des Berges. Der Verlust deines Tieres macht mich ärmer, genau wie dich. Was hätte ich deiner Meinung nach tun sollen?«

»Sie zu einem Nichts zerblasen, sie in den Sätteln zusammenschrumpfen lassen, bevor sie ihre Peitschen ziehen konnten, ich weiß es nicht. Alle Geschichten erzählen von euren Wunderkräften. Es heißt, daß ihr mächtig, magisch und weise seid. Sagt mir, was man hätte tun können!«

»Oh, mein liebes Kind.« Die Elthim legte eine ebenmäßige Hand auf Orllys Schulter, und blickte aus weichen, grauen Augen auf sie herab. »Solche Geschichten sind im Übermaß über uns erzählt worden, und du hast törichterweise an sie geglaubt. Die Kräfte, über die ich verfüge, sind nicht von der Art, daß ich damit einen Mörder aus dem Sattel fegen könnte, selbst wenn es rechtmäßig wäre, das zu tun. Ich habe keine magischen Kräfte, zumindest nicht in dem Sinne, wie du es verstehst.«

»Dann hättest du Sa beschützen können...«

»Ich hätte ihr den Übergang ins Jenseits erleichtern können, jedoch du selbst hast soviel Liebe besessen, es besser zu machen. Dein Abschiedsgeschenk an sie war der Magie näher, als du glaubst. Es war von jenem Geist, kam aus jenem Herzen, das dort ist, wo die wahre Verzauberung wohnt.«

Orlly entzog sich der leichten Berührung ihrer Hand. Trotz aller Geschichten, die sie über die sagenhaften Fähigkeiten der Elthim gehört hatte, war diese zu machtlos gewesen, um handeln zu

können. Gerade so wie die Leute ihres Dorfes machtlos gewesen waren gegen das Heer, das besinnungslos metzelnd durch das Dorf marschiert war.

Einen Augenblick lang dachte sie daran, ihre verbliebenen Selithi zu sammeln und über den Bergpfad in die Sicherheit zurückzukehren. Die Elthim, Val und die anderen mochten sich allein durchschlagen. Ihre Zukunft ging sie nichts an; sie konnten ihr nur Kummer bringen. Ihr Ehrgefühl jedoch war stärker; seit jenem Augenblick, wo sie in der Schenke Vals Geldbeutel berührt hatte, war sie verpflichtet, für die Gruppe zu sorgen. Es war für alle die beste Lösung, wenn sie die Reisenden so rasch wie möglich über den Paß brachte.

Die Elthim hatte sie immer noch im Auge, hielt ihren unergründlichen Blick auf sie gerichtet, während das Mondlicht sich flackernd in ihren silbrigen Augen widerspiegelte. Orlly murmelte: »Wozu ist Magie dann nütze?«

Bevor die Elthim antworten konnte, drehte sie sich zu Val um. »Ich habe mich dazu bereit erklärt, euch zu führen, nicht gegen Räuber zu kämpfen. Wenn ich meine Selithi und meinen Hals dabei riskieren soll, habe ich einen Anspruch darauf, zu erfahren, was uns erwartet. Und warum.«

Val berührte sie sanft an der Schulter. »Dieser Angriff bedeutet, daß wir entdeckt sind. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Komm, ich werde neben dir gehen. Halte dich hinter uns, Taggart«, rief sie, »und dann Elth'ua'lth. Dev, du deckst uns den Rücken.«

»In Ordnung«.

Er lenkte Sey an den Schluß des Zuges. »Ich hätte dich früher warnen sollen«, gab Val zu, »ich hatte jedoch gehofft, meine Befürchtungen seien grundlos. Es ist meine Aufgabe, nicht die deine, für den Schutz Elth'ua'lths zu sorgen.«

»Wer könnte auf den Gedanken kommen, eine Elthim anzugreifen. Zumal sie gar keine magischen Kräfte haben?«

»Sie haben magische Kräfte, freilich nicht in dem Sinne, wie du Magie auffaßt. Vor langer Zeit pflegte mein Volk auf die Weisheit der Elthim zu hören. Vor vielen Menschenaltern war Elth'ua'lths direkter Vorfahr eine getreue Dienerin Kasimirs, als es noch ein Dorf war. Die Elthim schlichtete Streit, richtete und sicherte den Frieden mit den benachbarten Siedlungen. Dann veränderte sich die Welt, die Städte wuchsen, und die Elthim zogen sich im Laufe der Jahre in ihren fernen Behausungen zurück. Die Menschen lernten, zu kämpfen.«

»Das ist nichts Neues«, bemerkte Orlly düster. Val sprach weiter, mit gleichmäßiger und gemessener Stimme, ihr Atem im Gleichklang mit ihrem leichten Schritt.

»Nun gibt es einen Streit über den rechtmäßigen Erben der Krone von Kasimir. Das übliche Gewirr von Nebenlinien und Machtansprüchen; es ist ein solches Durcheinander, daß es schier unmöglich ist, zu sagen, wessen Anspruch zu Recht besteht. Sobald jedoch Konray und Vistiane beschließen, den Streit mit Waffen auszutragen, wird das ganze Land in den Bürgerkrieg gestürzt. Das darf nicht geschehen«, sagte sie leidenschaftlich und ballte die Fäuste.

»Du siehst auch nicht gerade wie eine Friedensstifterin aus«, sagte Orlly beißend.

»Ich befolge den Befehl des Regenten und bringe Elth'ua'lth nach Kasimir. Wenn Konray und Vistiane sich ihrem Schiedsspruch unterwerfen, wie ich hoffe, werden zahllose Leben gerettet werden. Wenn nur einer zustimmt, wird der andere dazu gezwungen werden, sich, wenn auch nur zum Schein, das Wohl des Landes im Auge, zu fügen. Sie wissen beide, daß, gleichgültig, wer den Krieg gewinnt, das Land verwüstet werden, und für die gierigen Nachbarn eine leichte Beute sein wird.«

»Wenn deine Absichten so gut sind, warum sorgst du dich dann? Wer könnte eine solch edle Mission hintertreiben?«

»Bakkar, Herzog von Lanola, vom dem es heißt, er sei ein schwarzer Zauberer. Vor ein paar Jahren versuchte er, Vistiane zu seiner Frau zu machen, doch sie wußte, daß er nur nach der Macht in Kasimir strebte und lachte ihn aus. Jetzt braucht er nur zu warten, bis sie und Konray es ausfechten, um dann ihre erschöpften Heere zu vernichten. Um das tun zu können, muß er sicher gehen, daß Elth'ua'lth Kasimir niemals erreicht.«

Orlly spürte wie in ihrem Inneren ein plötzlicher Funke von Zorn aufglühte. Ihr Dorf war nur eines der winzigen Hindernisse gewesen, die einem solchem Heer, das aus einem ähnlichen Grund unterwegs war und sich bloß um seine Ziele kümmerte, im Wege gewesen waren. Sie verscheuchte die Erinnerung. »Wenn du aus Kasimir gekommen bist, hast du, um deine kostbare Elthim zu finden, selbst das Killian-Gebirge überquert. Wozu brauchtest du überhaupt einen Führer ?« Du hättest dir selbst Selithi kaufen oder meinetwegen auf deinen bloßen Händen laufen können, ohne mich in deine Schwierigkeiten mit hineinzuziehen.« Vals Gesicht wurde düster, und ihre rechte Hand bewegte sich zum Schwertgriff, aber sie holte tief Atem und sagte mit gelassener Stimme: »Ich hatte nie die Absicht, dich unsere Kämpfe ausfechten zu lassen. Dafür sind Taggart, Dev und ich da. Du wirst für deine Arbeit gut bezahlt, und ich brauchte einen Führer. Ich bin nicht über die Killian-Berge gekommen. Ich umging sie, und zog durch Norroway und die Salzseen. Ich mußte dem Pfad folgen, auf dem Elth'ua'lths Vorfahr sich zurückgezogen hatte, bevor ich sie finden konnte.«

Orlly senkte die Augen auf den vor ihr ansteigenden Pfad. Es war schwer, jemandem weiterhin böse zu sein, der sich so leichthin zu einer legendären Suche bekannte. Sie fühlte, wie ungerecht sie gewesen war, biß sich auf die Lippen und zwang sich, zu sagen:

»Ich verstehe, warum Mörder für dich bedeutungslos sind, nachdem du dich mit den Kannibalen und Meerdrachen von Norroway herumgeschlagen hast.«

Val lachte. »Die Leute von Norroway mögen uns merkwürdig vorkommen, aber Menschenfresser sind sie nicht, und einen Meerdrachen habe ich nur einmal von weitem gesehen. Er war klein und ganz scheu, und hatte mehr Furcht vor uns, als wir vor ihm. Bist du nie gereist und hast festgestellt, daß die Geschichten, die dich als Kind das Fürchten lehrten, bloße Phantasiegebilde waren, um die Leichtgläubigen zu täuschen?«

»Ich bekam dieselben Geschichten erzählt wie jedes andere Kind«, gab Orlly zurück. »Wer weiß, ob es auf der Welt nicht doch wahre Ungeheuer gibt ? Ich weiß nur, daß einige davon in Menschenhaut stecken.«

»Ja, es gibt die, für die das Gesetz nur existiert, damit sie es brechen können. Ich denke, ein gutes Schwert in einer zuverlässigen Hand wird immer gebraucht, um den Frieden zu bewahren.«

»Was könnte dich denn schon der Frieden kümmern? Du marschierst in den Krieg, als wäre er ein Jahrmarkt! Du schwingst dein Schwert und wirfst Menschen Messer in den Rücken, als wären sie lediglich Zielscheiben! Du...«

»Aber ich bin nicht wie Bakkars Räuber. Ich versuche, einen Krieg zu *verhindern*! Ich diene der Sache des Friedens.«

»Glaubst du, Sa gäbe einen Pfifferling für deine Sache? Sie war bloß ein unschuldiges Tier, und jetzt liegt sie wegen deiner „Sache“ tot da, tot, wie alle die kleinen Dörfer, die im Namen irgendeiner „Sache“ zertrampelt wurden. Kein Tier hätte das fertiggebracht – nur Menschen!«

»Armes Kind, was ist bloß geschehen, daß du so verbittert bist? Hast du denn nie menschliche Freundlichkeit kennengelernt ?« Als sie sah, wie Orllys Gesicht sich verschloß, setzte sie hinzu: »Schon gut! Ich will mich nicht in deine Geheimnisse einmischen. Die Mächte des Zufalls haben uns beide auf unterschiedliche Art hart gemacht. Aber wir sind gar nicht so sehr verschieden, du und ich.«

Orlly starrte störrisch und unbeeindruckt auf Val herunter.

»Falsch«, sagte sie, »wir sind uns nicht ähnlich.« Sie trieb So durch eine Berührung ihrer Fersen zu einem aufgeschreckten Sprung, und ritt nach vorn, um die folgende Wegstrecke auszukundschaften.

Orlly brachte So zum Stehen, wo der Pfad sich im Schatten entlang der kahlen Höhen verlor. Die hohen Bergspitzen schienen jetzt nähergerückt, und sie unter ihrem ewigen Schnee einzuschließen. Sie zog die Füße aus den Steigbügeln und glitt zu Boden.

»Sie soll zur Hölle fahren!« murmelte sie, und ließ So die kärglichen Sprößlinge winterharter Kräuter zwischen den Felsen abweiden. »Meinetwegen können sie sich gegenseitig in Stücke hauen! Wenn bloß Sa nicht ihr erstes Opfer geworden wäre... *wenn sie bloß die Erinnerung*

loswerden könnte. Die Zerstörung des Dorfes, die das verängstigte Kind aus der Ferne miterlebt hatte, zwischen die Selithi ihres Vaters gekauert, die sie gehütet hatte, war mit der Zeit zu einer schwachen, fernen Erinnerung geworden. Aber der frischere, viel schmerzlichere Verlust ließ sich nicht so leicht zur Seite schieben. Sie hatte geglaubt, eine Heimat gefunden zu haben, jedoch man hatte sie ihr wieder entzogen....

Sie hatte am Tor gestanden und versucht, die heißen Tränen der Wut zurückzuhalten. Ringsum hatten sanft geschwungen die Berge gestanden, schützend, selbst beim Abschied. »Mein liebes Kind«, hatte Ama, die Heilerin, gesagt. Sie hatte sich umgedreht, um die vertrauten Züge ihres Gesichtes zu sehen, die Augen, Brunnen dunklen Lichts, von Mitleid getränkt. Die Lippen der alten Frau hatten geflüstert. »Du kannst nicht bleiben.«

»Ich kann nirgendwohin gehen.«

»Du kannst überallhin gehen. Wenn du hierbleibst, mußt du lernen, zu heilen, das Herz des Lebens mit deiner Seele zu berühren und diese Kraft durch dich fließen zu lassen. Aber dein Herz ist bis zum Rand mit Zorn erfüllt. Wie kann dort Raum sein für etwas anderes? Wie kann deine Gabe dem Haß entrinnen?«

»Ich kann nichts dafür, daß ich so empfinde. Ich hatte nichts, als du mich aufgenommen hast. Dies ist nun mein ganzes Leben. Außerdem bin ich gut zu Tieren. Du hast gesagt, ich hätte die Gabe dazu.«

»Das habe ich nie geleugnet. Du kannst ein Selith oder ein Eichhörnchen heilen, doch für deine eigene Rasse ist dein Herz verschlossen. Ich kann dich nichts lehren.«

»Sag mir, wie ich mich ändern kann. Ich werde alles tun, um bleiben zu können.«

Ihre Augen hatten die Bergspitzen nicht losgelassen, die rein in der Sonne glitzerten, aus Furcht, sie könne zurückblicken, die Beherrschung verlieren und flehentlich weinend auf die Knie fallen. Nach einem langen Schweigen, war ihr bewußt geworden, daß sie allein war...

Den Rest des Tages hindurch ritten sie weiter, und hielten an der Quelle, um die Selithi trinken zu lassen und wärmere Kleidung auszupacken. Orlly hüllte sich in ihren neuen doppelt gefütterten Reitumhang. Die Elthim zog ihren sonderbar bestickten Umhang an, und Val und die Männer zogen über ihre Rüstung warme, gefütterte Jacken, die ihnen genügend Bewegungsfreiheit ließen. Val und Dev gingen abwechselnd zu Fuß, um den verwundeten Taggart reiten zu lassen.

Nach Einbruch der Dunkelheit erreichten sie wohlbehalten die Hütte für Reisende. Der Überfall und die ihnen aufgezwungene langsame Gangart hatten sie Zeit gekostet, und als sie in das steinerne Gebäude stolperten, waren sie alle durchgefroren. Das Gebäude bestand aus zwei großen Räumen, in einem war noch etwas Heu verstreut. Orlly half Taggart absitzen und führte die Tiere in die Stallhöfen. »Mach schon«, sagte sie zu Val, »mach Feuer und wärm dich auf. Ich werde die Selithi versorgen und dann nachkommen.«

»Das kann Dev machen. Du bist genauso müde und brauchst ein warmes Essen wie jeder von uns.«

»Mir geht es gut«, protestierte Orlly und mühte sich mit ihren kältestarren Fingern, die Schnallen von Sos Sattelgurt zu lösen.

»Blödsinn, die Selithi haben uns alle getragen. Du solltest nicht allein für sie sorgen.«

Orlly löste Sos Sattel und dreht sich um, um die andere Frau beiseite zu stoßen. »Ich brauche eure Hilfe nicht«, sagte sie scharf.

Val sah sie an, Überraschung und jähes Verstehen in ihren weit geöffneten Augen. »Nein, ich sehe, daß du uns nicht brauchst.« Und sie machte auf dem Absatz kehrt, um zu den anderen zurückzukehren.

Orlly, vom kalten Ton in Vals Stimme betroffen, sattelte die Selithi ab und rieb sie trocken. Ihre Rücken und ihre Schultern schmerzten vor Anstrengung, als sie die langen, kräftigen Muskeln striegelte, während sich die Tiere vor Behagen nicht zu lassen wußten. Sie warfen Orlly ihre Köpfe entgegen und bettelten um mehr Heu, dessen Reste aus ihren flachen, mächtigen Kiefern fielen,

während Orllys Herz sich mit heimlicher Freude füllte. Sogar Sey, der Neuling, rieb sich an ihrem Arm. Sie lächelte und flüsterte dem jungen Tier Worte ins Ohr, dann ging sie, um sich um sich selbst zu kümmern. Wer immer das Feuer gemacht hatte, er hatte eine tüchtige, dichte Flamme zustandegebracht. Darüber hing an einem Haken, der über der Feuerstelle in den Fels eingelassen war, ein Kochtopf. Dev, die Finger mit einem Tuch umwickelt, hob den Deckel, um den Inhalt umzurühren. »Fertig. Bist du hungrig, mein Schatz?« Er sah zu ihr auf, und seine verwitterten Züge waren vom Flammenschein gerötet. Ohne ihre Antwort abzuwarten, nahm er eine der leichten Schalen, füllte sie mit Haferbrei, der mit Trockenfleisch versetzt war, und reichte ihn Orlly. Sie nahm ihn, zog sich in einen Winkel zurück und umschloß mit ihren Fingern die warme Schale. Sie sah, wie Val Taggarts Wunde versorgte, mit der Elthim sprach, und merkte, daß ihr Herz unruhig schlug. Sie sehnte sich nach dem vertrauten Trost der Selithi. Der junge Soldat wimmerte, als Val die Enden des Verbandes festschnürte. Zögernd setzte Orlly die Schale ab und ging zu ihm hinüber. »Nein, so nicht!« sagte sie barsch, und redete sich ein, ihr einziger Beweggrund sei der, daß sie Unfähigkeit hasse. »Schau«, sagte Orlly, und glättete und lockerte den Stoff mit ihren Fingerspitzen, »es ist nicht gut, wenn du den Kreislauf des Blutes unterbrichst und den Wundbrand einsetzen läßt.« Sie betastete die Knoten des Verbandes, und da sie sie unsachgemäß fand, löste sie den ganzen Verband und nahm den tiefen Einschnitt in Augenschein. Selbst im unruhigen Licht des Feuers konnte sie die lange, tiefe Wundöffnung sehen, aus der dunkles Blut sickerte. Sie schürzte die Lippen.

»Diese Blutung wird solange andauern, und ihn schwächen, bis ich die Öffnung verschließe.« Sie hielt Taggarts Ellbogen, bewegte seinen Arm nach vorn und zurück, und beobachtete, wie die Spannung der Haut auf den Schnitt wirkte. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, es gibt keine Stellung, die ihn nicht noch weiter öffnete«, sagte sie, behutsam das Blut wegtupfend. »Ich werde die Wunde zunähen müssen.«

»Womit?« fragte Val, deutlich darum bemüht, die Schärfe in ihrer Stimme zu mildern.

»Ich habe Nähzeug und Seidenfäden. Wir müssen sie auskochen. Ich habe schon Wunden meiner Selithi mit Seidenfäden genäht, und es ging vortrefflich.«

Orlly kehrte in ihre Ecke zurück, während Val die kurzen Metallnadeln und ein paar Seidenfäden auskochte. An der Heilung eines Menschen hatte sie sich nicht mehr versucht, seit sie bei Ama Zuflucht gesucht und von ihr unterrichtet worden war. Sie wollte sich nicht mehr an das erinnern, was ihr einst zu eigen gewesen war, und es nun nicht mehr war. Doch es war wieder da, stieg wie von selbst wieder in ihrem Leben auf, wie ein Leichnam, den es nicht im ruhigen Grabe hält. Sie breitete ihre Werkzeuge aus und wusch die Wunde mit abgekochtem Wasser. Val leuchtete ihr mit einer Fackel.

»Das tut gut«, sagte Taggart. Mit seinem zerzausten Haar und seinem vom ungleichmäßigen roten Licht modellierten Gesicht, sah er sehr jung aus.

»Wird es sehr wehtun?« Orlly lächelte. »Du brauchst keine Angst zu haben. Schließe deine Augen, spüre, wie ich dich hier berühre« – die Berührung einer Fingerspitze zwischen seinen Augen, wie eine winzige Sonne von Wärme und Leben – »hier« – in seiner Halsgrube – »hier« – an der Innenseite des Ellbogens seines verletzten Arms – hier...«

Sie bemerkte, wie ihre Stimme unmerklich den ruhigen Rhythmus und Tonfall annahm, mit dem sie zu den Selithi zu sprechen pflegte. Die Züge des Schmerzes und der Anspannung in seinem Gesicht wurden weicher. Die Haut über der Wunde behutsam streichelnd, begann sie zu summen, und sie bemerkte, wie er darauf mit einem ruhigen, tiefen Atmen antwortete. Sie nahm Nadel und Faden, drehte die Hand so, daß sie keinen Schatten auf die Wunde warf, und stieß die Nadel durch den klaffenden Hautlappen. Der junge Mann zuckte nicht, sondern atmete weiterhin weich und gleichmäßig.

Rasch vernähte sie die Wunde, wobei sie die Wundränder so eng zusammenfügte, wie es in dem unsicheren Licht möglich war. Ihr Summen ging weiter, wie losgelöst von ihren Bewegungen. Nachdem sie den letzten Knoten gebunden hatte, wusch sie die Wunde erneut und verband sie

locker. »Laß ihn schlafen«, sagte sie zu Val. »Er braucht vor allem Schlaf, mehr als alles andere, so wie wir anderen auch.«

Während die Kriegerin den jungen Soldaten in Decken hüllte und ihr eigenes Bett bereitete, wusch und trocknete Orlly ihre Nadeln und packte ihre Vorräte zusammen. Ohne aufzublicken wußte sie, daß die Elthim sie mit ihren ernsten, fremdartigen Augen beobachtete. Sie griff nach ihrer Bettrolle und erhob sich, um sie in den Nebenraum zu tragen, da sie die tröstende Gesellschaft ihrer Selithi vorzog.

Die Elthim stand vor ihr, von der trotz der dichten Dunkelheit ein schwaches Leuchten ausging. Das Feuer war zu schwelender Asche zusammengesunken. »Du hast eine kostbare Gabe, Kind.«

Orlly zuckte die Achseln. »Sie hat mir nicht viel genützt«, murmelte sie. *»Die sanfte Sa konnte ich nicht retten, bloß einen jungen Idioten wieder zusammenflicken, damit er losziehen und sich noch einmal aufschlitzen lassen kann.* Was hab ich denn schon getan. Bloß einen Schnitt zusammengeflocht, damit wir morgen weiterziehen können!«

»Du weißt, daß du viel mehr getan hast, als »einen Schnitt zusammengeflocht. Warum versteckst du dich hinter einem alten Zorn?«

Orlly schnappte nach Luft. Dann sagte sie schroff, daß die Elthim das gar nichts angehe, daß ihre Gabe, zu heilen, niemanden etwas angehe, außer Ama, die sie verstoßen habe wie ein minderwertiges Stück ihrer Herde. Der Schmerz über diese Trennung zerriß ihr immer noch das Herz. Die Elthim stand unbeweglich, still in ihrem stetigen Strahlenglanz. Orlly verschluckte ihre Worte, drängelte sich an ihr vorbei, halb gestoßen, und rannte, um zu ihren Selithi zu kommen.

Sie erwachte steifgefroren, vom alten Sy ängstlich mit der Nase gestoßen. Orlly öffnete mühsam die Lider und blickte in seine dunklen, vom Alter fast schwarzen Augen. Sie streichelte sein Kinn und zog sich an ihm hoch. Irgend etwas beunruhigte ihn offensichtlich. Sie nahm ihren Umhang um die Schultern und schlurfte in den anderen Raum zum behelfsmäßigen Nachttopf.

Elth'ua'lth stand an der Tür, hielt sie einen Spaltbreit geöffnet und starrte nach draußen in eine wirbelnde Weiße. Val, die blaß und müde aussah, kniete an der Feuerstelle und hantierte mit Feuerstein und Zunder.

Orlly ging zur Tür, spähte nach draußen und erschauerte, als ein jäher Stoß eisiger Luft ihre Wangen traf. Durch den heulenden Schnee konnte sie lediglich ein paar Fuß weit sehen. »Ein Schneesturm«, stellte sie vor Kälte zitternd fest. »Bei dem Wetter können wir nicht weiter. Ich verstehe das nicht, in diesen niedrigen Lagen gibt es zu dieser Jahreszeit niemals Schnee.«

»Das da draußen ist kein gewöhnliches Wetter«, sagte die Elthim. »Valeria, komm her und sieh dir das an.«

Val legte ein Stück Anmachholz in das aufflammende Feuer, stand auf und wischte sich die Hände an der Hose ab. »Ich habe noch nie einen solchen Sturm gesehen.«

»Es ist ein Fimbul-Winter«, sagte Elth'ua'lth zu ihr, »ein Zaubersturm, der uns hier festhalten soll.« Sie wandte sich der jungen Kriegerin zu und schloß die Tür. »Ich kann nicht abschätzen, was mit uns geschehen wird, wenn wir den Sturm abwarten, aber wir dürfen nicht hier sein, wenn er ankommt. Wir wollen essen, uns so warm anziehen wie möglich, denn wir müssen uns den Weg durch den Sturm erzwingen oder noch Schlimmeres erdulden. «

»Du bist nicht bei Sinnen!« rief Orlly. »Selbst wenn meine Selithi dem Sturm trotzen könnten, wir können es nicht! In diesem Schnee kann ich die Hand vor Augen nicht sehen. Wir würden einen Berg herunterrutschen oder uns verirren oder noch vor Mittag eingeschneit werden und erfrieren. Unsere einzige Chance ist, den Schneesturm hier abzuwarten.«

»Wer immer den Sturm geschickt hat, er will, daß wir genau das tun«, sagte die Elthim sanft. »Ich muß gestehen, daß ich mich nicht danach dränge, mich in diesen Sturm zu stürzen. Ich weiß sehr wohl, daß er vielleicht meinen Tod bedeuten kann. Wenn wir jedoch hier in der verlockenden Behaglichkeit der Schutzhütte bleiben, wird das unser aller Ende sein, auch das deiner Tiere. Willst

du meinen Worten, die ich beschwöre, glauben? Oder soll ich dir die Schrecken ausmalen, die vielleicht über uns kommen, während wir hierbleiben?»

Die silbrigen Augen sprühten Licht, die musikalische Stimme klang rau und wahr. Orlly spürte, wie sie ihr bis ins Mark drang, fühlte sich angerührt von derselben bebenden Gewißheit, als habe Ama gesprochen. Sie nickte und sagte widerwillig: »Wenn wir gehen müssen, dann müssen wir eben gehen. Ich werde mein Bestes tun, uns alle heil durchzubringen. Doch ich glaube weiterhin, daß es verrückt ist, sich in diesen Schneesturm zu begeben.«

Sie stopften sich die Bäuche mit heißem Brei und Dörrobst voll. Dann fertigten sie aus ihren Bettrollen zusätzliche Umhänge für sich und Decken für die Selithi. Orlly bestand darauf, daß Val hinter ihr auf So ritt.

»Du wirst bloß deine Kraft vergeuden, dich durch die Schneewehen zu kämpfen«, meinte sie. »So ist das einzige Tier, das kräftig genug ist, zwei Personen zu tragen, und ich kann nicht gleichzeitig auf dich und auf den Weg achten. Ich möchte die Gewißheit haben, daß du sicher bist und nicht in eine Gletscherspalte rutschst.« So schnaubte, als er in die dichten Schneewirbel hinausstapfte. Seine Haut erschauerte, als die ersten Flocken sie trafen, und er stellte erschreckt den stacheligen Kamm auf. Orlly schickte ihn in die Richtung, in der sie den Pfad vermutete, wobei sie sich mehr auf ihr Gedächtnis als auf ihre Augen verließ. Er beschnüffelte den frischen Schnee, scharrte darin und tänzelte.

»Elth'ua'lth hat mal gesagt, daß Tiere bösen Zauber wittern können«, bemerkte Val.

Orlly nickte, ausnahmsweise zufrieden, nichts sagen zu müssen. Beim Klang ihrer Stimme stellte So seine Ohren auf und bewegte sich langsam und behutsam. Die anderen Selithi drängten sich eng um die Elthim, als versuchten sie, diese mit ihren massigen Leibern vor dem Wind zu schützen. Mit quälender Langsamkeit tasteten sie sich voran. Bei jedem Schritt des Selith schlug Orllys Herz vor Angst, er würde fehltreten und sie und Val mit sich in den Tod reißen oder sich beim Tritt in ein zugewehrtes Loch ein Bein brechen. Sie war nicht sicher, ob sie nach Sas Ende noch einen weiteren Tod überleben würde; der Sturz in den Abgrund wäre vielleicht vorzuziehen. Es war besser, die Augen zu schließen; sie konnte ohnehin kaum weiter sehen als eine Armeslänge, und jeder Versuch zu führen würde Sos Selbstvertrauen untergraben. Sie spürte, wie er sich unter ihr gemächlich, aber kraftvoll bewegte, und hinter sich den festen Leib Vals. Sie stellte sich vor, sie könne die Lebenskraft des Selith wie eine unveränderliche, glühende Masse berühren, die durch dicken Honig schwamm. Hinter ihr schwamm eine andere, in veränderter Gestalt: Sy, der den verwundeten Taggart trug. Dann folgte eine schimmernde Silberscheibe, übersät mit Edelsteinfacetten von herzerreißender Schönheit, welche die Elthim darstellen mußte.

Schließlich folgte der feurige Ball des jungen Sey. Ihre Traumbilder verlagerten sich, als sie sich auf die Kugeln aus strahlendem, lebendigem Licht konzentrierte: Dev und Taggart und Val hinter ihr. Sie trieben gemeinsam in einem hauchdünnen Netz aus Gold- und Platinfasern.

Sos Wiehern riß sie jäh aus ihren träumerischen Visionen. Der Pfad erstreckte sich vor ihr, selbst in dem sich aufklärenden Schneesturm sichtbar. So spitzte die Ohren und drängte vorwärts. »Ich verstehe nicht. Wir sind noch nicht so lange unterwegs. Wie konnte er bloß verschwinden?« fragte Orlly erstaunt. »Wir sind länger unterwegs, als du denkst, Kind«, kam die liebevolle Stimme der Elthim. »Wer immer dein Lehrmeister war, er hat gute Arbeit geleistet.«

Während die letzten Flocken des Zauberschnees fielen, begannen sie energisch den Aufstieg. Val bot an, abzusitzen, aber Orlly, die ihr bleiches, müdes Gesicht sah, ließ das nicht zu und schritt selber neben Sos Kopf voran.

Zum mittäglichen Mahl hielten sie im unzureichenden Schutz einer kahlen Steinfläche an, ein Ort, der zum Platz ihrer gestrigen Rast in starkem Gegensatz stand. Orlly knabberte an ihrer Mahlzeit, während sie die Hufe und Geschirre der Selithi überprüfte.

»Orlly, kannst du mal nach Taggarts Arm sehen?« fragte Val. »Er scheint mir besser auszusehen, aber ich bin keine Heilerin.« Sie hatte den Verband abgewickelt und den vernähten Schnitt freigelegt, der ohne eine Spur von Rötung heilte.

»Wie kommst du darauf, daß ich eine Heilerin bin?« Val öffnete überrascht den Mund, erwiderte jedoch nichts. Orlly dämpfte ihre Stimme. »Was ist mit der Elthim? Sie hat sich mit den Selithi durch ein Wetter geschleppt, das schlimmer war als in meinen Befürchtungen.«

»Ich habe versucht, nicht daran zu denken«, erwiderte die Kriegerin mit leiser, unsicherer Stimme. »Sie weiß mehr über das, was auf uns zukommt, als ich. Wenn sie sagt, daß wir nicht rasten und ruhen dürfen, kann ich ihr nicht widersprechen.« »Dann laß uns aufbrechen. Der schwerste Teil des Passes liegt noch vor uns. Bevor es dunkel wird, müssen wir ihn hinter uns gebracht haben. Es ist zu gefährlich, ihn ohne Tageslicht anzugehen, und auf dieser Seite gibt es keinen Unterschlupf.« Die Selithi trotteten vorwärts, während Orlly und Dev abwechselnd ritten oder zu Fuß über die Felsen kletterten. Hier gab es keine magischen Schneestürme oder Mörderbanden, sondern nur die kahle Öde der Höhen. Orlly hatte in der reingewaschenen Stille oberhalb der Baumgrenze oft Frieden gefunden, wo der Wind die einzige andere Stimme war, die man hören konnte. Nun nahm sie nur Leblosigkeit und Leere wahr, und die quälende Erschöpfung, die dem Kummerpaß seinen Namen gegeben hatte. Sie überquerten den höchsten Punkt des Passes gerade, als die Sonne sich auf den zerklüfteten Horizont zu senken begann. Mit etwas Glück konnten sie die nächste Schutzhütte an der Baumgrenze erreichen, bevor es vollkommen dunkel war.

Sie bewältigten den Abstieg außerordentlich rasch und waren in Sichtweite des schlichten Steingebäudes der Schutzhütte, als der volle Mond aufging und das letzte Wegstück mit Licht überflutete. Orlly unterdrückte einen Schrei der Erleichterung.

»Halt!« Das war die Stimme der Elthim, die nun rau und erregt war. Orllys Kopf fuhr herum, und sie sah sie auf unsicheren, erschöpften Füßen stehen, ihre kleinen Hände zu einer abwehrenden Geste erhoben. »Sammelt euch hinter mir! Alle! Rasch!« Ihre Stimme war tiefer geworden, befehlend, unwiderstehlich. Orllys Beine gehorchten dem Befehl der Elthim wie von selbst. Val riß ihr Schwert aus der Scheide, sprang von Sos Rücken, Dev tat es ihr nach und schlüpfte an ihre Seite. Instinktiv streckte Orlly eine Hand aus, um So zu berühren. *Lieber sterbe ich, als daß ich ihnen noch einen der Meinigen überlasse*, versprach sie und glaubte, sie meinte damit bloß die Selithi.

»Seht!« Taggart, noch auf Sy sitzend, deutete nach vorn. Im Mondlicht vor der Schutzhütte flackerte geisterhaft eine orangefarbene Glut, die sich dann zu einem zerrissenen Flammenball entzündete, der Bündel von grobem, verdichtetem Licht aussandte. Mit dem Schwert in der Hand, machte Val einen Schritt nach vorn.

»Nein, bleib zurück«, befahl Elth'ua'lth. »Deine Klinge kann hier nichts ausrichten, du würdest dein Leben nur wegwerfen, um dieses Wesen zu nähren.«

Val gehorchte zögernd. »Was haben wir also vor uns?« »Einen Werdrachen. Bleibt alle, wo ihr seid. Ihr könnt nichts tun. Wenn ich versage ...« Ihre Stimme schien zum ersten Mal zu schwanken. »Sterbt frohen Herzens, wenn ihr müßt, und schenkt ihm nicht eure Furcht.«

Sie schritt vorwärts, während die ungestüme orangefarbene Masse sich dehnte. Ihre zerklüfteten Vorsprünge verbreiterten sich zu sich windenden Flügeln, einem verzerrten Rumpf und einem mit Fangzähnen bewehrten Kopf. Schwärze floß aus den Augen; Orlly konnte von dort, wo sie stand, seinen dumpfen Atem riechen.

Die Elthim harrete aus, ihre vier klauenfüßigen Beine leicht gespreizt, schimmernd, als das Mondlicht ihren eigenen Strahlenglanz berührte. Die Drachengestalt glitt zischend durch die Luft und bäumte sich vor der Elthim auf, die dagegen klein erschien. Elth'ua'lth sprach. Ihre Stimme trug weit in der Nachtluft, und das orangefarbene Ungeheuer drehte sich weg, wie von einem Schlag getroffen, in seiner unverständlichen Sprache schrille, unflätige Flüche ausstoßend. Es berührte die Schutzhütte an einer Ecke in einer Explosion aus Gestank und Funken. Wo der Drachen ihn berührt hatte, begann der Stein zu glimmen. »Ich verstehe nicht«, flüsterte Orlly Val zu. »Sie sagte, sie verfüge über keine Magie, die Mörder zu bekämpfen. Wieso kann sie jetzt das tun?«

»Keine Magie, um ein Lebewesen zu töten«, gab die junge Kriegerin zur Antwort. »Der Werdrachen ist kein lebendes Wesen.«

»Aber er kann töten?« Sie brauchte den Ausdruck streng gezügelter Furcht auf Vals Gesicht nicht zu sehen, um die Antwort zu kennen.

Orlly wandte sich ab und barg ihr Gesicht an Sos muskulösem Hals. Das lärmende Geschrei des Drachen sank zu einem rauhen, kehligen Bellen herab, das die helle, liebeliche Stimme der Elthim übertönte.

Orlly fühlte, wie das pulsierende Licht der Elthim schwankte, Erschöpfung zehrte an ihren scharfen Umrissen. Die Bänder flüchtigen Lichtes, die sie mit der Silberscheibe verbanden, begannen dünner zu werden. Hinter ihren geschlossenen Lidern sah Orlly den Werdrachen wie eine schwarze Grube aufragen und sein widerliches Maul nach der schimmernden Strahlenkugel der Elthim schnappen. In Zorn und Widerwillen schlug Orlly um sich und sah zu ihrer Überraschung eine weiße Flamme wie einen Blitz nach vorn ins Dunkel schießen. Die schwarze Masse verhielt, ihre Ränder kräuselten sich und krümmten sich nach innen. Die funkelnde Kugel wurde heller und erholte sich.

Orlly öffnete ihre Augen und sah über der stehenden Elthim eine durchscheinende Gestalt zusammenwachsen. Sie reckte sich empor, warf das reine, milde Licht des Vollmondes zurück, verfestigte sich zu einem Paar ausgebreiteter Flügel in den strahlenden Farben des Regenbogens, zu einem edel geformten Kopf und ausgestreckten Armen, die zwei schlanke Dolche hielten. Das Drachenwesen krümmte sich in sich selbst zusammen und rollte qualvoll seine ausdruckslosen Augen. Es schlug mit dem Schwanz und rasselte mit seinen ungeschlachten Flügeln; dann sah Orlly die klobigen Muskeln der Hinterbacken sich zu einem Sprung spannen. Der Drachen sprang in die Luft, bevor sie auch nur einen Schrei des Schreckens ausstoßen konnte, und sein rauhes Pfeifen machte sie taub.

Mit der Geschwindigkeit eines Blitzes stieg die Gestalt aus Mondsilber ihm entgegen, die Dolche mit den Spitzen nach innen gerichtet, und mit gewaltigen Flügeln die Luft peitschend. Orlly erhaschte einen Duft von Seetang, der den Gestank des Drachen sekundenlang überlagerte, bevor die Spitzen der Dolche sich in seine Augen bohrten. Da fiel sie neben Val auf den felsigen Boden und hielt sich die Ohren zu, im vergeblichen Versuch, das entsetzliche Todesgeschrei der verwundeten Wer-Kreatur fernzuhalten. Trotz der Pein, die ihren Schädel sprengte, spürte sie, wie So sich zitternd an ihr rieb, spürte Vals starken Körper, der sich krümmte, als sie die Selbstbeherrschung wiedergewinnen wollte ... spürte, wie die Elthim unter dem gewaltigen Gewicht des Zaubers taumelte, der den Drachen schürte.

Als sie mit tränennassen Augen aufsaß, erblickte sie die Elthim, die vor dem Werdrachen kniete, der nun nur noch eine gestaltlose, sich windende Masse war, nicht größer als ein neugeborener Selith. Er schien sich abzumühen, seine Gestalt zu erneuern. Undeutliche Umrisse von Flügel, Schnauze oder Schwanz trieben aus der mittleren unförmigen Masse hervor, nur um auf eine Geste der Elthim hin wieder zu zerschmelzen. Elth'ua'lth hatte den Drachen zum Stillstand gebracht, aber wie lange würde sie durchhalten können? Wieviel Kraft hatte der Werdrachen noch übrigbehalten? Der Lärm war erstorben, jedes Geräusch verstummt, bis auf das leise Wimmern der Selithi und die geflüsterten Befehle der Elthim, die schwächer wurde. Orlly konnte ihren eigenen Herzschlag hören, der in ihrem Schädel dumpf widerhallte.

Val, die an ihrer Seite kniete, hob mit einem Schluchzen den Kopf. Orlly sah, wie ihr Gesicht sich vor Verzweiflung verzerrte und sie nach ihrem Schwert griff.

»Du Närrin, du kannst nicht dort hinausgehen!« Sie packte Val am Ärmel ihres Schwertarmes und deutete auf die Steine der Schutzhütte, die dort noch immer schwelten, wo der Drachen sie berührt hatte.

»Das Biest wird bloß dein Schwert verbrennen und dann dich. Wie kann man nur so töricht sein!«

»Es ist mir gleich«, schluchzte Val mit schmerzerfüllter Stimme. »Ich muß etwas tun. Bakkar ist vielleicht verbrannt, wenn der Drache tot ist, wenn aber Elth'ua'lth stirbt, gibt es auf alle Fälle Krieg. Du kannst von mir denken, was du willst, aber das kann ich nicht zulassen. Ich kann nicht all diese Leute sterben lassen. Verstehst du das? Kümmert dich denn überhaupt nichts?« Orlly

begegnete den blaßblauen Augen mit festem Blick. »Doch. Wenn du aber dort hinausgehst, wirst du nichts mehr verhindern können und wirst dein eigenes Leben umsonst vergeuden.« Val schob ihr Schwert in die Scheide zurück. Ihre Schultern bebten vom stummen Weinen. Unwillkürlich schlang Orlly einen Arm um sie und schloß in geteiltem Leid die Augen. *Ich kann das nicht zulassen ...Ich kann all diese Leute nicht sterben lassen.* Sie beobachtete, wie die blitzende Kugel fahl wurde und merklich in die Dunkelheit sank. Eine Erinnerung wurde plötzlich zu einem inneren Bild – das verschlungene Netzwerk miteinander verbundener Fasern, das sie während ihres Kampfes mit dem Fimbul-Sturm vor ihrem inneren Auge gesehen hatte. Nun nahm sie bloß noch ein paar sich auflösende Fäden wahr, und sie versuchte sich zu erinnern, wie sie ausgesehen hatten. Zu ihrer Überraschung pulsierten die Fäden heller, wie neu belebt, bevor sie schwächer wurden. Abermals tastete sie sich in die Erinnerung zurück, beschwor ein wachsendes Netz irisierender Fibern. Mehr tauchten auf, zuerst zögernd, dann immer dichter werdend durch ihre beharrliche geistige Zuversicht, daß es sie wirklich gab. Regenbogentönungen, ins tiefe Grün spielend, breiteten sich vom Brennpunkt aus, glitten über den glitzernden Strang zu der silbrigen Scheibe. Auf der einen Seite bemerkte sie eine Konzentration schwächerer Farben, tanzend wie winzige Sterne vor einer dreifachen Sonne – die Selithi gesellten sich zu ihr. Sie griff nach ihren ungeordneten Atomen von Licht, sah, wie sie sich zu einem gleichmäßigen Fließen verwoben, und dann sah sie, was sie beschworen hatte.

Ermutigt umspannte sie nun mit ihrer Erinnerung die leuchtenden Kugeln, die Val und die zwei Männer waren, verwob ihr Licht zu einem Schleier lebendiger Farben und warf ihn wie ein Fischernetz am Gewirk entlang auf Elth'ua'lths stärkenden Edelstein. Die Aura der Elthim gewann ihren silbrigen Strahlenglanz zurück, gefügt in ein Feuernetz aus Licht. Die Dunkelheit vor ihr wich zurück, kräuselte sich zusammen, schrumpfte zu einem winzigen Punkt und verschwand.

Als Orlly die Augen öffnete, durchschloß sie Jubel. Val war in den Schutz ihres Armes gekuschelt und schluchzte nicht mehr. Im freien Raum vor der Schutzhütte kniete Elth'ua'lth noch immer vor einem geschwärzten Kreis. Orlly stieß Val beiseite, rappelte sich auf und rannte zu der Elthim.

Sie erreichte sie gerade, als die Elthim langsam auf den nackten Boden fiel, in einer Bewegung, als sei die Zeit selbst schwerflüssiger geworden. Orlly berührte sie an der Seite, die nun von blaßgrauer Farbe und nicht mehr wie bisher leuchtend silbrig war. Unter ihren Fingern bewegten sich zitternd die Rippen der Elthim. Sie atmete flach.

»Nein!« schrie Val, raste an Orllys Seite und schlang die Arme um die schmalen Schultern der Elthim. »Sie darf nicht tot sein!« »Sie ist es nicht«, sagte Orlly ruhig. »Sie atmet noch.« »Sie ist nicht verletzt, ich sehe kein Blut«, sprudelte Val eine Flut unzusammenhängender Worte hervor.

»Ich glaube nicht, daß es eine sichtbare Wunde ist.« Orlly zitterte, als jähes Entsetzen sie packte. Sie sank nieder und mußte sich mit beiden Händen stützen, um nicht zu fallen. »Ich weiß nicht, was ihr fehlt.« Sie zwang sich zur Ruhe, schloß abermals die Augen, wartete auf eine Eingebung. Sie erblickte nichts, außer völliger Dunkelheit, und heiße Tränen schossen ihr in die Augen.

»Zur Hölle«, wimmerte sie. »Zum ersten Mal habe ich mich um etwas gekümmert und hab es, verdammt noch mal, nicht geschafft. Ich konnte sie nicht retten.«

»Das würde ich nicht sagen«, hörte Orlly eine ernste, vertraute Stimme.

Mit einer gewaltsamen Anstrengung hob sie ihren Kopf. Oberhalb der Schutzhütte auf einer Anhöhe stand Ama, ihren sonderbar geschnitzten Stab in der Hand. Ihr schwieliger Finger winkte Orlly.

»Einen solchen seelischen Aufruhr konntest du nicht entfachen, ohne daß ich davon erfuhr. Komm, Kind, wisch die Tränen ab. Dir fehlt nichts, was nicht eine Nacht tiefen Schlafs heilen könnte. Ich habe Jahre darauf gewartet, daß du bereit sein würdest, deine Studien fortzusetzen.«

»Aber die Elthim«, keuchte Orlly. »Wenn sie stirbt, wird es Krieg geben.«

»Und das macht dir etwas aus?« Die Heilerin hob eine angegraute Augenbraue.

»Verdammt, ja, das tut es. Denkst du, daß ich dafür verantwortlich sein will, wenn andere kleine Dörfer wie das meine dem Erdboden gleichgemacht werden?« brach es aus ihr heraus. Dann versiegten ihre Worte. Wie sollte sie das Netz des Lebens beschreiben, das sie mit der

herzdurchdringenden Herrlichkeit verband, die für sie der Geist der Elthim war? Wie sollte sie es den Selithi sagen, die ihre Liebe erwiderten, oder ihren Gefährten? Das immerwährende Eis in ihrem Herzen war geschmolzen, und Wärme hatte sich ausgebreitet.

Ama lächelte, tausend freundliche Falten tanzten auf ihrem runzligen Gesicht. Sie wandte sich zur liegenden Elthim und berührte sie leicht an der Stirn. »Das ist bloß eine kleine Erschöpfung nach deiner übermäßigen Leidenschaft. Sie wird sich in kurzer Zeit erholt haben.« Val stieß einen undeutlichen Jubelschrei aus, als die Lider der Elthim zitterten und sich öffneten. Sie reichte der jungen Kriegerin ihre kleine Hand und erhob sich voll Anmut. Elth'ua'lth blickte auf sie nieder, und Orlly spürte, wie sie von dem silbrigen Strahlenglanz hinter ihren grauen Augen überflutet wurde. Die Elthim nahm sie bei der Hand und küßte sie zart auf die Stirn. Die Berührung traf sie wie ein kühler, durchdringender Hauch, und kristallenes Licht strömte bis in ihr innerstes Herz. Hinter der Elthim sah sie Vals tränenüberströmtes, frohlockendes Gesicht.

»Sage deinen Freunden Lebewohl, Kind. Es ist Zeit, heimzukehren«, sagte die Heilerin. »Sie brauchen dich nicht mehr. Überlasse ihnen die anderen zwei Selithi; dieser Junge kann auf seinen eigenen Beinen nicht die Berge hinunterlaufen. So indessen wird nur dir gehorchen und soll mit uns zurückkehren.« Zu Elth'ua'lth sagte sie: »Der Pfad ist breit und deutlich, ihr werdet jetzt keinen Führer mehr brauchen. Das Glück sei mit euch.« Val warf ihre Arme um die verdutzte Orlly. »Ich weiß nicht, wie du es geschafft hast, aber ich danke dir von ganzem Herzen. Ich verspreche, für deine Selithi zu sorgen, so wie du es tun würdest. Wenn du deine Übungen beendet hast, komm nach Kasimir, um sie zu holen und mich zu besuchen.« »Wo?« platzte Orlly fassungslos heraus.

»Im Palast des Regenten; er ist mein Vater.« Sie wischte sich mit dem Ärmel die Tränen ab, legte die Hand mit einer bezeichnenden Geste auf den Schwertgriff und ging auf die Schutzhütte zu.

»Kommt, laßt uns eine Nacht ausruhen. Und dann wollen wir einen Krieg verhindern.«

Orlly wandte sich an die Heilerin.

»Ich verstehe nicht. Ich gehe mit dir zurück?« Hoffnung und plötzliches Verstehen dämmerten in ihr auf und wuschen den bitteren Geschmack alten Kummers fort.

»O ja«, sagte Ama. »Du bist zu grob mit dem Netz des Lebens umgegangen. Als Heilerin mußt du geschickter sein. Ich muß dir noch eine Menge beibringen.«

CHARLES DE LINT

In jeder Anthologie gibt es eine Geschichte, die in letzter Minute eintrifft. Und weil ich dies im Grunde weiß, reserviere ich einen Platz für diese Geschichte, denn ohne sie wäre die Anthologie unvollständig. In diesem Jahr war es die Geschichte von Charles de Lint. In einer der Kritiken über Schwertschwester wurde beklagt, daß das Schwergewicht der Anthologie weitaus mehr auf den Kämpferinnen als auf den Zauberinnen liege; diese Geschichte ist beinahe – doch nicht zur Gänze – eine altmodische Geistergeschichte, doch ihrem Autor ist es gelungen, sie wirkungsvoll und schlüssig zu gestalten. Im allgemeinen mag ich keine Geistergeschichten in einer »Sword-and-Sorcery«-Sammlung; aber jeder Herausgeber weiß, daß jeder Vorsatz über Bord geworfen wird, wenn man auf eine Geschichte stößt, die so überzeugend ist, daß man seine eigenen Richtlinien vergißt. Ich bin fest davon überzeugt, daß diese Geschichte dazu gehört. – MZB

CHARLES DE LINT
Kalt weht der Wind

Das ruhelose Grab (Volksballade)

*Kalt weht der Wind, wo mein Liebster ruht,
Und dünner Regen fällt,
Und der wie keinen ich geliebt,
Er ist nun aus der Welt.*

*Meine Lippen sind so kalt wie Stein,
Mein Atem ist kräftig und fest,
Wenn Du auf den weißen Mund mich küßt,
Wird kurz Dein Leben sein.*

Geh nicht bei Nacht, sagten sie. Aber sie tat es.

Verlier dich nicht von der Straße, sagten sie. Aber sie tat es.

Folg nicht dem Feuerschein; hör nicht auf die Musik. Aber sie tat es.

Sie meinten es gut, sie wußte es, doch sie begriffen nichts. Sie suchte das blau-goldene Feuer und die Zaubermusik von Jacky Lanterns umherschweifender Sippe. Das war alles, was ihr geblieben war.

Es war in der Nacht, als sie bei Tiercaern lagerten, wo die heideüberwucherten Rücken der Carawyn-Berge zum Meer abfielen, als Angharads Leute die Zauberer trafen. Es waren zwei – ein alter verwitterter Mann mit salzweißem Haar und einer Haut, braun und faltig wie die Hand eines Zigeuners, und ein Junge in Angharads Alter, fünfzehn Sommer, mager und geschmeidig wie eine Gerte und mit Haaren, schwarz wie Schlehen. Beide hatten sie das blaugoldene Flackern in den Tiefen ihrer Augen – Augen, die bei beiden alt und jung zugleich waren, alle Alter einschlossen und keines. Die Zigeuner hatten ihre Planwagen in einem Kreis aufgestellt und bereiteten ihr Abendessen, als das Paar am Rande des Lagerplatzes erschien. Ihr Willkommensgruß an die Zigeuner war ein plötzliches Geheul der Lagerhunde, und Angharads Vater, Herend'n, ging hinaus, um sie zu begrüßen, denn er war der Führer der Sippe.

»Habt ihr Eisen am Leib?« rief Herend'n und meinte damit, ob sie Waffen trügen. Der alte Mann schüttelte den Kopf und hob seinen Stab hoch. Er war aus weißem Holz, dieser Stab, geschnitten von einer Eberesche. Baum der Zauberer.

»Nein«, sagte er, »wenn du dies nicht dazurechnest. Mein Name ist Woodfrost, und dies ist Garrow, mein Enkelsohn. Wir sind Fahrende – wie ihr.«

Angharad, die sich hinter dem Rücken ihres Vaters verbarg und zu den Fremden hinüberspähte, sah das blau-goldene Licht in ihren Augen und schüttelte den Kopf. Sie waren nicht wie ihr Volk. Sie ähnelten keinen Zigeunern, die sie kannte. Ihr Vater musterte die Fremden eine lange Weile mit festem Blick, dann gab er den Weg frei und geleitete sie in den Wagenring.

»Seid willkommen«, sagte er. Als sie an seinem Feuer waren, bot er ihnen mit eigener Hand den Gastbecher dar. Woodfrost nahm den Tee und trank ihn in kleinen Schlucken. Jetzt, als sie die beiden aus der Nähe sah, fragte sich Angharad, warum seßhafte Leute Zauberer so fürchteten. Dieses Paar war so durchweicht wie zwei Katzen, die man bei Sturm ausgesperrt hat, und trotz ihrer zauberischen Augen flößten sie ihr nicht mehr Furcht ein als Bettler auf einem Marktplatz. Sie waren ausgezehrt und arm, ihre Umhänge waren von der Reise zerfetzt und beschmutzt und ihre Haare nicht geschnitten. Doch plötzlich traf der scharfe Blick des alten Mannes den ihren, und *jetzt* fürchtete sie sich.

In diesen Zauber-Augen tat sich eine Weite auf, einem sternen-übersäten Nachthimmel gleich oder dem Schweben eines Falken (hoch über dem Wind) lauernd, bereit, auf seine Beute herabzustoßen. Sie durchschauten etwas in ihr, durchdrängen das Jagen ihrer Gedanken und das Knäuel, dessen

Faden sie finden sollte. Sie konnte ihren Blick nicht abwenden, war wie gebannt, bis er schließlich seinen Blick sinken ließ. Schaudernd rückte Angharad näher an ihren Vater heran.

»Ich danke dir für deine Freundlichkeit«, sagte Woodfrost, als er Herend'n den Becher zurückgab. »Das Leben auf der Straße kann für Leute wie uns schwer sein — besonders, wenn am Ende der Straße kein Heim auf uns wartet.« Wieder richtete sich sein Blick auf Angharad.

»Ist das deine Tochter?« setzte er hinzu. Herend'n nickte stolz und nannte dem alten Mann ihren Namen. Er war Witwer, und mit dem Tod von Angharads Mutter vor vielen Jahren war auch ein großer Teil seiner Lebensfreude gestorben. Doch Angharad war ihm geblieben, und wenn er irgend etwas auf dieser Welt liebte, so war es seine fohlenschlanke Tochter mit ihren übergroßen braunen Augen und dem wie zu einem Vogelnest verschlungenen roten Haar.

»Sie hat das zweite Gesicht«, sagte Woodfrost.

»Ich weiß«, erwiderte Herend'n. »Auch ihre Mutter hatte es -Ballan möge ihrer Seele Ruhe schenken.«

Verwirrt blickte Angharad von ihrem Vater zum Fremden. Dies war das erstemal, daß sie davon hörte.

»Aber Vater«, sagte sie und zupfte ihn am Ärmel. Er wandte sich ihr zu. Etwas lief über sein Gesicht wie ein Wind, unter dessen Berührung das Gras auf dem Feld wie eine Welle erzittert. Es war für einen Augenblick da und im nächsten wieder verschwunden. Eine Traurigkeit. Ein Hauch von Stolz. Eine flüchtige Furcht. »Aber, Vater«, wiederholte sie.

»Hab keine Angst«, sagte er. »Es ist nur eine Gabe – wie Kinnys Geschick im Geigenspiel oder die Art wie Sheera eine Falle stellen und mit ihren Frettchen sprechen kann.«

»Ich bin keine Hexe!«

»Eine so schreckliche Sache ist es nicht«, sagte Woodfrost sanft. Angharad vermied seinen Blick. Statt dessen sah sie den Jungen an. Er lächelte scheu zurück. Rasch blickte Angharad zur Seite. »Ich habe nicht...«, begann sie wieder, doch jetzt war sie nicht so sicher. Sie wußte nicht genau, was das das zweite Gesicht war, doch sie konnte sich an eine Zeit erinnern, da sie mehr gesehen hatte als die anderen, die bei ihr waren. Aber sie war so jung gewesen, und als sie heranwuchs, verschwand das alles. Oder sie hatte es vertrieben...

Die Erinnerung daran ließ Angharad lächeln, während sie die Straße verließ. Der Wald schloß sich um sie, dunkel und erfüllt von Gerüchen und Geräuschen. Mit vielen Stimmen sprach der Wind in den höchsten Zweigen, ein Gewisper, das fast, jedoch nicht ganz, den schwachen Klang zauberischen entfernten Harfenspiels übertönte, das aus dem tieferen Waldrevier zu ihr drang. Ihr mit Zauberkraft begabtes Auge durchstieß die Dämmerung und forschte nach der ersten Spur einer irrlichternden Laterne, die zwischen den Bäumen hin und her hüpfte.

So als habe die Ankunft der Zauberer wie ein Auslöser gewirkt, bemerkte Angharad, daß sie sehen konnte, was anderen verborgen blieb. Draußen in der weiten Welt gab es Vorgänge und Geräusche, die sich vollzogen, unsichtbar und unhörbar sowohl für Zigeuner wie für das seßhafte Volk, das in den Städten lebte oder auf den Bauernhöfen arbeitete – und dies zu sehen und zu hören war keine so schreckliche Sache.

Woodfrost und Garrow zogen diesen ganzen Sommer mit der Sippe umher und, ob sie es wollte oder nicht, Angharad lernte, ihre Gabe zu nutzen. Sie fürchtete sich weiterhin vor Woodfrost – weil in seinen Augen immer dieser Schatten war, diese Dunkelheit und dieses Geheimnis –, doch sie schloß Freundschaft mit Garrow. Gegen die anderen Zigeuner war er noch immer zurückhaltend, ihr jedoch schloß er sich auf. Seine Geheimnisse, die er ihr anvertraute, waren von ganz anderer Art als jene, die sie bei seinem Großvater vermutete. Garrow unterwies sie in der Sprache der Bäume und Tiere, lehrte sie das Gemurmel einer schlaftrunkenen alten Eiche ebenso wie das flinke Keckem von Eichhörnchen und Fink oder die verschlagene Sprache des Fuchses zu verstehen. Elstern wurden ihre Vertrauten, Dachse und der Wind. Doch zur gleichen Zeit bemerkte sie, daß ihr die Worte ausgingen, wenn Garrow in der Nähe war, und daß, wenn er ihr besondere Aufmerksamkeit zollte oder einen ihrer langen verträumten Blicke auffing, ihr eine Röte in den

Nacken stieg und ihr Herz schnell und heftig zu schlagen begann wie das eines gefangenen Zaunkönigs.

Das Lächeln wurde schmerzlich, als Angharad tiefer in den Wald gelangte. Es war in einer Nacht wie dieser, zwischen den letzten Tagen vor Hafarl, dem Herrn des Sommers, und den ersten kalten Tagen des Herbstes, eine Nacht, in der das seßhafte Volk seine Gehöfte und Städte verließ, oben auf den Hügeln große Freudenfeuer entzündete und zu einer Musik sang und tanzte, welche die Priester des Einen Gottes Dath erzürnte. In jener Nacht entdeckten sie und Garrow ihr eigenes Geheimnis. Sie liebten sich mit zarter Wildheit, und später lagen sie, verträumt und zufrieden, umschlungen da, während über ihnen die Sterne ihre nächtlichen Bahnen vollendeten. Die Tränen, die Angharad über die Wangen liefen, während sie, in Erinnerung versunken, ihren Weg durch die Bäume fortsetzte, waren andere als die in jener Nacht. In jener Nacht war sie so durchdrungen gewesen von Gefühl und Verzauberung, daß sie sich von dem, was in ihrem Inneren aufquoll, nicht anders hatte befreien können. Jetzt war ihr nur die Erinnerung geblieben.

Die Zigeunersippe überwinterte in jenem Jahr in Mullyn, auf einem Gehöft, das Green George Snell gehörte, der einst mit Angharads Sippe über die Straßen gezogen war. Dort trafen sie die Vorbereitungen für die Reise im nächsten Jahr. Die Wagen, Geschirre und Leinen wurden instandgesetzt. Waren wurden hergestellt, die in den Marktflecken verkauft werden sollten, und die Pferde wurden für die Pferdemarkte zugeritten. Als der erste Frühlingshauch in der Luft zu spüren war, kehrte die Sippe auf die Landstraßen zurück. Angharad und Garrow teilten immer noch einen Wagen mit Herend'n, obgleich sie seit der Wintersonnenwende Mann und Frau waren. Frisch verheiratet, waren sie gleichwohl zu arm, um sich einen eigenen Wagen leisten zu können.

Ihr Weg führte sie in jenem Sommer hinauf nach Umbria und Kellmidden, wo die Sippe mit den Wagenzügen anderer Fahrender zusammenzutreffen und reich zu werden gedachte – zumindest so reich, wie es Zigeuner überhaupt werden konnten, was, gemessen an der Wohlhabenheit seßhafter Leute, nicht viel bedeutete. Sie freuten sich auf eine Sommerreise, die ihnen Geschäfte, Geplauder und die Erneuerung alter Bekanntschaften bringen sollte. Statt dessen fanden sie die Pest, die auf sie wartete. Die Erinnerung an die erste verheerte Stadt war in Angharad noch so lebendig, daß es ihr tief ins Herz schnitt. Sie verfiel sich mit dem Fuß in einer Wurzel, stolperte und lehnte sich an einen dicken Baumstamm. Die rauhe Rinde preßte sich gegen ihre Haut und hielt ihr Haar fest, als sie den Kopf langsam von ihr löste. Wie ein Widerhall ihres Schmerzes, wurde das entrückte, ferne Harfenspiel schwächer und verklang. Erschrocken über die jähe Stille, hob sie den Kopf. Dann setzte die Musik ganz zart und schwach wieder ein, und sie ging weiter, versuchte die Erinnerungen ruhen zu lassen, doch sie stiegen wieder auf, beständig wie Luftblasen in ' einer Schwefelquelle, und der Schmerz ergriff sie, durchdringend wie jener Pesthauch.

Der Leichnam, schwarz und aufgetrieben, hatte auf dem Marktplatz der Stadt gelegen. Überrascht und entsetzt fanden die Zigeuner weitere Leichen – in engen Gassen, in Toreingängen -, ausgestreckte Körper, von der Pest geschwärzt. Zu spät begriff Herend'n, was mit ihnen geschehen war. Die Stadt war ruhig gewesen, leer, doch kein Zeichen, kein Wort hatte auf dieses Grauen hingedeutet. Zu spät ließ er die Wagen kehrtmachen. Zu spät. Zwei Nächte später erkrankte der erste aus der Sippe. Im nachhinein wurde Herend'n klar, daß einer der Hunde die Seuche verbreitet haben mußte. Angharad und die Zauberer sahen, wie die Pest sich unter der Haut von Marendas Sohn Fearnol einnistete, und Herend'n ließ die Wagen einen Ring bilden und das Lager aufschlagen. Zu spät. Bei Einbruch der Nacht war die halbe Sippe angesteckt. Innerhalb zweier Wochen war, trotz der Heilkräuter, die Angharad, die Zauberer und die kundigen Wurzelweiber sammelten, zu Tränken brauten und den Kranken einflößten, der größere Teil der Sippe tot. Neun Wagen bildeten den Ring, und zweiundsiebzig Zigeuner hatten sie beherbergt. Am Morgen, als die letzten der Toten bestattet waren, verließ nur ein einziger Wagen das Lager, und nur drei aus der ganzen Sippe setzten die Fahrt fort. Sie waren mager und ausgezehrt wie halbverhungerte Raben. Jend'n, der Lange. Sheeras Tochter Benraida. Und Crowen, der Kesselschmied. Es gab eine vierte

Überlebende -Angharad. Aber sie blieb bei ihren Toten zurück, dem Vater, dem Gatten, der Familie, den Freunden.

Sie wohnte im Wagen ihres Vaters und pflegte die Gräber den ganzen Sommer lang. Sie verfluchte ihre Gesichte, die sie hatten sehen lassen, wie die schwarze Pest sich in die Leiber der Befallenen krallte und darin ausbreitete, sie Stück für Stück tötete, während sie hilflos danebenstand. Garrow... ihr Vater ... Sie fluchte den Göttern, die sie kannte: Ballan, dem Herrn über Ginster und Heide, Dath, dem Kalten, und sogar Hafarls Tochter, die ihr immer so nah gewesen zu sein schien. Die Sanfte Tarasen, welche die Tiere des Waldes und die Vögel der Luft in ihrer Hut hatte. Selbst sie hatte Angharad, als sie ihrer bedurfte, im Stich gelassen. Dort blieb sie, bis der Sommer sich neigte, und dann fiel ihr eine Geschichte ein, die sie einst an den Feuern eines Zigeunerwagens gehört hatte und in der von Sümpfen die Rede war, von Jack Lanterns Sippe und wie man dort die Toten zurückrufen könne, wenn das Verlangen groß genug sei, wenn man über die Gabe verfügte ... Am nächsten Morgen machte sie sich auf den Weg, einen kleinen Pack mit Vorräten über die Schulter geworfen und Woodfrosts weißen Stab in der Hand. Sie durchwanderte ein leeres, ausgestorbenes Land, kam durch Dörfer und Städte, wo die Toten unbestattet dalagen. Gehöfte waren so ausgestorben und verlassen wie zerstobene Träume. Sie zog durch die wilden nördlichen Hochlande von Umbria, und als sie Kellmiddens Grenzen überquerte, betrat sie ein Land, das die Pest mit ihren verseuchten Krallen nie gepackt hatte. Und noch immer verstand sie nicht, warum sie verschont worden war, als so viele gestorben waren. Hafarls Macht über das Land ging zu Ende, als der rauhe Herbst sich über die Täler und Hügel der Tieflande von Kellmidden ausbreitete, und die Sternbilder, die über ihr des Nachts ihre Bahnen zogen, waren die von Lithun, dem Herrn des Winters. Sie rastete und sättigte sich in einem einsamen Gasthaus, wies die Warnungen der gutherzigen Wirtsleute zurück, die in der Wärme am Feuer zurückblieben, und ging wieder in die Nacht hinaus. Nun wanderte sie mit leeren Händen. Ihre Vorräte waren aufgebraucht, und den Ebereschensstab benötigte sie nicht mehr, denn sie wußte, daß sie sich dem Ziel ihrer Reise näherte.

Als sie im Gasthaus ihr Abendessen verzehrt hatte, war die süße, entrückte Musik an ihr Ohr gedrungen ... rief sie, flüsterte ihr zu, lockte sie, unerreichbar wie ein Irrlicht, doch trotzdem zu ihr sprechend. Als sie die Straße verließ und in den finsternen Wald eintrat, schob sich Garrows Gesicht verschwommen vor ihr inneres Auge, ein vertrautes Lächeln umspielte seine Lippen, im Einklang mit der entrückten, unirdischen Musik, die aus den Tiefen des Waldes zu ihr kam. Und da wußte sie, daß ihre Reise zu Ende war.

Von jetzt an fiel das Land vor ihr stetig ab. Der Wald aus Kiefern, Birken und Tannen wich knorrigen Zedern und Weiden. Der Boden unter ihren Füßen wurde weicher, und als sie vorwärtsging, wurde jeder ihrer Schritte von dem weichen saugenden Geräusch begleitet, mit dem ihre Füße sich vom morastigen Grund lösten. Eine schmale Mondsichel stand drohend im Westen. Letztes Viertel. Ein Mond der Omen. Der Morast reichte bis zu den Knöcheln, und die langen Tage ihrer Wanderung und das Leid forderten schließlich ihren Tribut. Auf's äußerste erschöpft brach sie auf einer kleinen Erhöhung zusammen, die sich über dem Sumpf erhob. Das entrückte Harfenspiel war nicht lauter als zuvor, doch es kam jetzt aus der Nähe.

Mit vor Ermattung zitternden Armen stemmte sie ihren Oberkörper hoch und rollte sich herum, um die Musikanten zu sehen. Es waren große geisterhafte Geschöpfe, dünn wie Schilfrohre und mit einem fahlen inneren Licht glühend. Ihr Haar hing dünn und federweich um ihre langen, schmalen Gesichter. Die Männer trugen Laternen, erfüllt von einem flackernden Licht; die Frauen spielten auf Harfen, schmal wie Weidenruten, mit Saiten wie aus gesponnenem Mondlicht. Ihre Augen glänzten grün-golden in der Dunkelheit.

»Verirrt«, erklangen die Harfen in einem geisterhaften Kehrreim. »Zu fern... zu fern...«

Sie suchte in den Reihen der Geschöpfe nach einer anderen schlanken Gestalt – es mußte eine bekannte Gestalt sein, mit schwarzem Haar, die nicht Harfe spielen konnte – doch sie erblickte bloß die geisterhaften Harfenspielerinnen und Laternenträger.

»Garrow?« rief sie und musterte die Gesichter. Das Harfenspiel schwoll und verebbte wie ein Chor von Vogelstimmen und verklang. Angharads Herzschlag schien auszusetzen. Sie hielt den Atem an, als eine der fahl leuchtenden Gestalten sich auf sie zubewegte.

»Du!« zischte sie, und als scharfer Ton entfuhr ihr der Atem, als sie die Gesichtszüge des Mannes erkannte. Plötzlich begann ihr Puls laut in ihren Ohren zu hämmern.

Woodfrost nickte müde. »Du bist immer noch so verstockt«, sagte er.

Sie starrte ihn an. »Was hast du mit Garrow gemacht?« herrschte sie ihn an. »Ich bin nicht deinetwegen gekommen, alter Mann.«

»Als du ein Kind warst, konntest du sehen«, fuhr Woodfrost fort, als habe er ihre Worte nicht gehört, »aber du erkanntest bald, daß andere es nicht konnten, und, anstatt anders zu sein, hast du die Gabe mißachtet, bis du blind wurdest wie die anderen. Du hast sie so sehr mißachtet, daß mit der Zeit alles verschwand, was dich daran erinnerte.«

»Es war ein Fluch, keine Gabe. Wie kannst du es eine Gabe nennen, wenn sie dir gestattet, jene, die du liebst, sterben zu sehen, während du hilflos danebenstehst?«

»So viele Jahre hast du vergeudet«, fuhr Woodfrost fort, sie weiterhin nicht beachtend. »So verstockt. Und dann kamen wir in euer Lager, mein Enkelsohn und ich. Trotzdem hast du dich gewehrt, bis Garrow dir den Schleier von den Augen zog und dich aufs neue lehrte, mit deiner Gabe umzugehen – er lehrte dich, was du einst gewußt, aber aus eigenem Entschluß vergessen hattest. War deine Gabe so böse?«

Angharad wollte aufstehen, aber ihr Körper war zu matt, um ihr zu gehorchen. Sie vermochte sich nur aufzusetzen und ihre Knie zu umschlingen.

»Damals lebte Garrow«, sagte sie.

Woodfrost nickte. »Und dann starb er. Der Tod ist eine Tragödie — versteh mich recht, Angharad –, aber nur für die Lebenden. Wir, die wir gestorben sind, gehen weiter zu ... anderen Dingen; so wie die Lebenden weiterleben müssen mit der Verantwortung, am Leben zu sein. Nicht aber du. Oh, nein. Du bist zu verstockt für so etwas. Wenn die, welche du liebst, tot sind, läufst du herum wie jemand, der selbst tot ist. Es ist eine hübsche Sache, jene zu ehren, die dahingegangen sind – aber nur in vernünftigen Grenzen, Angharad. Gräber sollen gepflegt und Erinnerungen beschworen werden, aber der Lauf des Lebens muß weitergehen.« »Ich könnte ihn zurückrufen ... an diesem Ort, ich könnte ihn zurückrufen«, sagte Angharad mit schwacher Stimme. »Nur, wenn ich es dir erlaube.«

In Angharads hexischen Augen flammte Zorn auf. »Du hast kein Recht, dich zwischen uns zu stellen.«

»Angharad«, sagte Woodfrost weich.

»Glaubst du wirklich, daß ich zwischen dir und meinem Enkelsohn stehen würde, wenn er lebte? Als ihr eure zukünftigen Leben miteinander verbandet, war niemand glücklicher als ich. Aber wir wollen nicht mehr von dir und von Garrow sprechen; wir sprechen jetzt von den Lebenden und den Toten und, ja, dann muß ich mich zwischen euch stellen. «

»Warum ist es so böse? Wir liebten einander.«

»Es ist nicht so böse ... Überlassen wir es den Priestern Daths, von Unheil und Sünde zu sprechen. Sage lieber, daß es falsch ist, Angharad. Du hast, solange du lebst, eine Pflicht und eine Verantwortung, die nicht einschließt, die Schatten der Toten heraufzubeschwören. Der Tod wird dich rasch genug ereilen, denn selbst Zauberinnen leben nicht so lange, wie Menschen vielleicht glauben, und dann wirst du mit Garrow im Land der Schatten vereint sein. Willst du ein Land der Schatten inmitten der Welt der Lebenden errichten?«

»Ohne ihn ist es dort leer. Dort ist nichts.«

»Dort ist alles.«

»Wenn du nicht schon tot wärst«, sagte Angharad dumpf, »würde ich dich töten.«

»Warum? Weil ich die Wahrheit sage? Du bist eine Frau aus dem Volk der Fahrenden – nicht irgendeine eingesessene Dörflerin, die immer nach der Pfeife ihres Mannes tanzt.«

»Das ist es nicht. Es ist...« Ihre Stimme versiegte. Sie starrte an ihm vorbei auf die Irrlichter, die fahl und groß dastanden, stumme Harfen in den leuchtenden Händen und geisterhaft und unheimlich schimmernde Laternen. »Ich könnte zehn Jahre ohne ihn leben«, sagte sie leise und suchte wieder den Blick des alten Mannes. »Ich könnte für immer ohne ihn leben, wenn ich nur Gewißheit hätte, daß er noch auf der Welt ist. Daß er nicht, so wie er war, aus ihr verschwunden ist. Daß irgendwo seine Stimme noch gehört wird, sein Gesicht zu sehen, seine Freundlichkeit bekannt ist. Daß er nicht tot ist, nicht im Grab liegt, über ihm die kalte Erde, und daß die Würmer sich nicht von seinem Fleisch nähren. Wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß er trotzdem ... glücklich ist.« »Angharad, er kann zufrieden sein – und für die Toten entspricht das dem, was die Lebenden »Glück« nennen. Wenn er weiß, daß du dein Leben fortsetzt, daß du deine Pflichten als Zauberin wieder ernst nimmst – dann wird er im Frieden sein.« »Oh, ihr Götter!« rief Angharad. »Welche Pflichten? Ich spüre keine Pflicht, sondern nur Verlust.«

Woodfrost schritt auf sie zu, hob sie hoch und stellte sie auf die Füße. Seine Berührung auf der Haut war kalt und unheimlich, und erschauernd wollte sie sich von ihr befreien, doch er gab sie nicht frei.

»Solange du lebst«, sagte er, »hast du die Pflicht zu leben. Und Hafarls Gabe – die Gabe des Sommerblutes, das dir deine Gesichte eingibt –, ihr gegenüber hast du eine ebensolche Verpflichtung. Die zauberischen Wunder der Welt existieren nur, solange es Menschen gibt, die imstande sind, sie zu sehen, Angharad, sonst vergehen sie.«

»Ich sehe bloß eine Welt, die grau ist von Leid.«

»Auch ich habe den Schmerz kennengelernt«, sagte Woodfrost. »Ich habe meine Frau verloren. Meine Tochter. Deren Gatten. Auch ich habe geliebte Menschen verloren, aber das hat mich nicht davon abgehalten, meine Pflicht gegen das Leben und meine Gabe zu erfüllen. Ich zog über die Straßen und suchte blinde Menschen, so wie du einer warst, und tat mein Bestes, sie wieder sehen zu lehren. Nicht für mich selbst. Sondern für die Welt, auf daß sie das Wunderbare nicht verliere. Ihren Zauber.«

»Aber ...«

Der alte Mann trat von ihr zurück. In seinen Augen erkannte sie wieder diesen abwägenden Blick, der einst darin gewesen war, als sie ihm zum ersten Mal begegnet war.

»Wenn schon nicht für dich selbst«, sagte er, »dann tu es für die anderen, die trotz allem blind sind für ihre Gabe. Ist dein Schmerz so groß, daß sie darunter leiden müssen wie du?«

Angharad zuckte zurück, durch das ruhige Mitgefühl in seinen Augen mehr erschreckt, als wenn er zornig mit ihr gewesen wäre. »Ich ... ich bin bloß ein schwacher Mensch ...«

»Das sind alle, die leben ... und so sind alle, die über die Gabe verfügen. Die Musik des Mittleren Königreichs ist jetzt nur ein Flüstern, Angharad. Wenn sie erst vergessen ist, wird nicht einmal ein Hauch dieser Musik lebendig sein. Wenn du all denen, die noch nicht geboren sind, eine solche Welt hinterlassen willst, dann rufe deinen Gatten aus dem Land der Schatten zurück. Dann lebe mit ihm ein Ungewisses Halb-Leben – weder lebendig noch tot –, du und er. Du hast die Wahl, Angharad.«

Sie senkte den Kopf, Tränen rannen über ihre Wangen. Ich bin nicht so stark wie du, wollte sie ihm sagen, doch als sie angstvoll aufsah, war er nicht mehr da. Sie sah nur die geisterhaften Gestalten von Jacky Lanterns Sippe, die sie anblickten. In ihren Gesichtern war weder Urteil noch Antwort zu lesen. Ausdruckslos erwiderten ihre blau-goldenen Augen ihren Blick.

»Garrow«, sagte sie zärtlich, und dieses eine Wort, dieser eine Name, barg ihre ganze Liebe. Da bewegte sich die Luft an der Stelle, wo Woodfrost gestanden hatte, wie ein Hauch, mit dem sich eine Tür zwischen dieser und einer anderen Welt öffnete. Mit tränendunklem Blick erkannte sie ein vertrautes Gesicht, und darunter nahmen die verschwommenen Umrisse eines Körpers Gestalt an.

»Garrow«, sagte sie wieder, und die Erscheinung wurde deutlicher und wirklicher. In einem langen Augenblick äußerster Spannung beobachtete sie, wie er dort Gestalt annahm, als forme sich sein Körper aus dem Sumpf, den Abgrund überbrückend zwischen dem Land der Schatten und der kleinen Erhöhung, auf der sie stand. Dann neigte sie wieder den Kopf. »Lebewohl«, sagte sie.

Der Schmerz stieg aufs neue in ihr auf. Nun war er fort, auf immer fort, während sie weiterleben mußte. Sie spürte, ohne daß sie hinzuschauen brauchte, wie seine Gegenwart sich verflüchtigte. Die Qual schnürte ihr die Kehle zu, ihre Augen waren von Tränen blind. Dann fühlte sie eine Berührung auf ihrer Wange, wie von einem Wind, dessen Lippen ihre Haut streiften, kurz und federleicht, und dann war sie verflogen. Inmitten ihres Schmerzes stieg eine seltsame Wärme in ihr auf, und sie glaubte, eine Stimme zu hören, fern, fern, ein rasches Flüstern, Ich werde auf dich warten, Liebste, und dann war sie allein im Sumpf, und nur die geisterhaften Irrlichter umgaben sie. Durch einen Schleier von Tränen sah sie, wie eine der Harfenspielerinnen sich ihr näherte, deren bleiches Gesicht durchsichtiger war als zuvor. Sie legte ihre Harfe auf Angharads Knie. Wie Woodfrosts Hände hatte auch sie Schwere und Gewicht, und das überraschte sie. Es war ein kleines, schlichtes Instrument – wie für ein Kind gemacht. Sie berührte das glatte Holz ihres geschwungenen Halses.

»Ich ... Ich bin eine Zauberin«, sagte sie mit leiser, weicher Stimme, deren Bitterkeit sich gegen sie selber richtete. »Ich kann keine Musik machen – ich werde es nie können.« Doch ihre Finger griffen wie von selber in die Saiten, und Angharad begriff, daß sie eine Melodie spielen würden, wenn sie es nicht selbst tat. Es war eine langsame, traurige Weise, die erklang, und sie löste den Schmerz von ihr und verwandelte ihn in eine verwunschene Musik, welche die Qual in ihrem Inneren besänftigte. Das Geschenk einer Fee, dachte sie. War es dazu bestimmt, ihren Kummer erträglicher zu machen?

»Die Harfe muß einen Namen haben«, sagte die Geisterfrau, und ihre Stimme widerhallte unheimlich wie das Sausen eines Windes über einem fernen Hügel.

Einen Namen? Angharad grübelte. Sie sah, wie ihre Finger auf den Saiten des Instruments musizierten, und wunderte sich, daß Holz und Metall einen solchen Klang hervorbringen konnten. Ein Name? Ihre Trauer war eingegangen in die Harfenmusik, hatte sich aus den schmerzlichen Fesseln ihres Inneren gelöst, und war befreit emporgestiegen.

»Ich werde sie Garrow nennen«, sagte sie aufblickend. Die Geisterschar war verschwunden, doch sie fühlte sich nicht mehr allein.

Die Fahrenden lagerten an einem Fluß, der in der Nähe gute Weide bot, als die rothaarige junge Frau mit den alten Augen sich ihren Wagen näherte. Über ihre Schulter trug sie eine kleine Harfe. Sie sprach die Fahrenden in der geheimen Zigeunersprache an und wurde bereitwillig mit einem Gastbecher und einem Platz am Feuer willkommen geheißen. Im flackernden Feuerschein sitzend, musterte sie die Gesichter, eines nach dem anderen, und lächelte, als ihr Blick auf einem schlanken Mädchen haften blieb. Sie hieß Zia und war dreizehn Jahre alt. Zia errötete und blickte zur Seite, doch sie spürte, wie sich etwas in ihr regte, das sie vor einem Jahr in sich begraben hatte, als sie bemerkte, daß sie kein Kind mehr war und ihre Lieblingspuppe mit dem Gesicht aus Stoff und dem Körper aus Heide und Ginster beiseite gelegt hatte. Die rothaarige Frau lächelte erneut, nahm ihre Harfe und begann zu spielen.

DANA KRAMER-ROLLS

Die meisten Frauen, die Mitglieder der Mediävistinnen-Vereinigung »Society for Creative Anachronism« sind, begnügen sich damit, sich wie Frauen im Mittelalter zu benehmen, und beschränken ihre Mitarbeit auf Sticken, Singen und Tanzen, Gedichteschreiben und die Zubereitung von Kuchen und Süßigkeiten für Bankette. Obgleich Dana, in der Vereinigung unter dem Namen Maythen of Elfhaven bekannt, diese Tätigkeiten ebenfalls vorzüglich beherrscht, beschloß sie gleich zu Anfang, sich jener Minderheit von Frauen anzuschließen, die auch kämpften; und so kämpfte sie auf vielen Turnieren gegen Männer, die zweimal so groß waren wie sie. Sie machte ihre Sache sehr gut und war die dritte Frau, die im Westlichen Königreich zum Ritter geschlagen wurde. Sie beschloß, sich am ernstesten Wettstreit um die Krone zu beteiligen – und zum Kummer vieler Männer (und Frauen) in der Vereinigung gewann sie wirklich das Turnier; sie besiegte die Männer in den Kampfdisziplinen und Männer und Frauen in den übrigen. Verwirrung breitete sich aus – konnte eine Frau aus eigenem Recht ein Fürst sein? Dies schien eine Stellung zu sein, wo der beste Mann dafür eindeutig eine Frau war; sie hatte erwiesenermaßen aufgrund ihres Könnens gewonnen.

Dana, Mutter von drei Kindern, sieht ihrer eigenen Heldin sehr ähnlich: eine kräftige Frau, anmutig und mit starken Muskeln. Das Turnierkämpfen hat sie zugunsten von Aikido ein wenig eingeschränkt; tatsächlich schrieb sie diese Geschichte, während sie sich von einem Bruch des Schlüsselbeins erholte, den sie sich beim Aikido zugezogen hatte. Dies ist ihre erste verkaufte Geschichte; sie arbeitet jedoch an einem Roman. – MZB

DANA KRAMER-ROLLS
Das Schwert der Mutter

Kaarin hielt den Erzklumpen in ihren Händen. Sie wog ihn in der Hand, betrachtete ihn und drehte ihn hin und her. Dann schloß sie ihre Augen und fühlte ihn. Er war prächtig, der beste, den sie je gesehen hatte. Sie humpelte mit ihrem lahmen Bein zu ihrer Werkbank, hielt inne, um das Erz abermals zu prüfen, und ließ den Klumpen auf den Tisch plumpsen. Sie holte ihren Stock, humpelte einen oder zwei Schritte zurück, keinen Augenblick den schwärzlichen, ungleichmäßigen Klumpen aus den Augen lassend. Niemals war jemand, der so jung war, zum Meister auserwählt worden, niemals war einem Meister eine so große Last aufgebürdet worden. Sie war Mitte dreißig, ihr Haar, lang und schwarz wie das eines jungen Mädchens, war aus praktischen Gründen im Nacken fest zusammengebunden und steckte in ihrer ledernen Tunika. Ein Stirnband aus Tuch hielt widerspenstige Strähnen und den Schweiß ihres Berufes zurück. Sie trug braune Lederhosen und schwere, eisenbeschlagene Stiefel, die sie sich selbst gemacht hatte. Nur eine ihrer Fersen berührte den Boden. »Verdammte Priester«, brummelte sie. »Man darf ihnen nicht trauen.« Sie humpelte in ihrer Schmiede umher, puffte und stieß mit der Spitze ihrer Krücke gegen die Haufen von Erz und die gefährlichen Fußangeln, die von den fortgeworfenen Resten fertiger Arbeiten stammten. »Verdammt, wo ist es?« Wenn ihre Söhne nicht da waren, um zu lernen, zu helfen oder im Weg zu sein, sprach sie mit sich selber.

Dieses Schwert war ihr Geschenk. Nicht das der Priester. »Es ist das schönste Stück Erz«, sinnierte sie. Unsicher geworden, unterbrach sie ihr Rumoren. »Möglicherweise zerstöre ich seine Eigenart. Vielleicht haben sie ihn verhext.« Sie sah zu, wie der Holzkohlenstaub, den sie aufgerührt hatte, durch den schwachen Strahl des Winterlichts von der Tür trieb und sich wieder setzte. »Nein«, sagte sie laut. Ihr Blick blieb an einem faustgroßen, narbigen Klumpen auf einem Brett hängen. »Da bist du ja, mein Himmelskind. «

Er war sehr schwer, sehr dunkel. Er schien in ihrer Hand zu pulsieren. »Für diese Arbeit bist du vom Himmel gefallen. Deine Zeit ist gekommen.«

Den Auftrag und das Erz hatte sie in der vergangenen Woche bekommen. Aber der Mond nahm ab, und darum war es nicht der richtige Zeitpunkt, um mit einer Arbeit zu beginnen. Sie hatte die Zeit genutzt, sich über diese Arbeit Gedanken zu machen. Ein neues Großes Schwert für Tremain, eine persönliche Waffe für die Königin, die in ungefähr siebzig Umdrehungen des Sonnenrades geweiht werden würde. Kaarin begann in ihrer Vorstellung Shei-ras Gesicht nachzuformen, während sie auf die zwei Klumpen blickte, die vor ihr lagen. Ihr Gesicht straffte sich unter alter Qual. Sie meisterte sie, so wie sie Schmerz und Verzweiflung und Stahl gemeistert hatte.

Auf der Werkbank lagen die beiden Klumpen, nun Seite an Seite. »Wie Sheira und ich«, dachte Kaarin. »Einer schön und von den Priestern gesegnet, der andere schwer und narbig und vom Himmel gefallen. Endlich beisammen.« Sie lächelte, und dann brach sie in ein tiefes, herzhaftes Lachen aus. »Ich werde die schönste und reinste Waffe schmieden, die je gemacht wurde. Ich nehme die Herausforderung an, so wie ich dem Krieg ins Auge geblickt habe. Ohne Furcht, mit Liebe zum Kampf.«

Sie hob ihre knotigen Arme. »Mutter, hör mich. Ich schwör's.« Sie sank nach vorn auf die Bank, beruhigte sich und fügte leise hinzu. »Mutter, hilf mir.« Sie humpelte auf den Hof und bellte: »Vlat, Erkin, Samish, heraus mit euch! Wir haben zu arbeiten.«

Die beiden Klumpen hatten sich beim Schmelzen vereinigt. Die Hitze war so groß, daß sie gefürchtet hatte, der Ofen werde bersten. Sie hatte ihn mit einer Mischung aus Holzkohle und dem brennbaren Stein befeuert, den sie vor Jahren erhandelt hatte. Stein wie Holzkohle, jedoch hart und ölig-glatt. Sie würde sehr sparsam damit umgehen müssen. Welche Hitze das gab, o Göttin, welche Hitze!

In der Nacht, während die Schmelzmasse auskühlte, hatte sie mit ihrem Gatten und den drei Jungen am Tisch gegessen – ihren beiden leiblichen Kindern und dem vereidigten Lehrling. »Valder, ich

möchte, daß du die Scheide anfertigst. Aber ich bitte dich um einen Gefallen. Laß mich das Thema für die Verzierung aussuchen.«

Ihr Gatte saß eine Weile schweigend da. »Es wäre eine Ehre. Es würde mir die Meisterhaube eintragen. Aber wäre es noch meine Arbeit, wenn du den Entwurf gemacht hast?« »Ich kann keine Götzenbilder aus Goldkörnern aussuchen, Valder. Ich war ihre Leibwache, ihre Geliebte. Ich schulde ihr etwas. Ich werde ihr Schwert schmieden. Willst du nicht die Scheide dafür machen ? Wir können das nicht irgendeiner Hofschranze überlassen, die ihre Goldschmiedhaube errungen hat, indem sie sich vor einem Priester gedemütigt hat.«

Valder lachte in sich hinein. »Laß mich eine Weile darüber nachdenken. «

Sie war immer angespannt gewesen, wenn eine größere Arbeit bevorstand, doch dieses Mal war sie kühl und ruhig. Sie seufzte. Bis zur Nacht der Mutter des Herdes würde es kein gemeinsames Bett geben.

Am folgenden Tag befreiten Kaarin, ihr älterer Sohn und der Lehrling das Schmelzgut von der Schlacke. Obwohl es noch unbearbeitet war, hatte es einen glänzenden Überzug. »Heiz die Esse an. Und ich will, daß dein kleiner Bruder dabei ist. Ein Schwert wie dieses wird es nie wieder geben. Bei dieser Arbeit werdet ihr mehr lernen, als die ganze Gilde euch beibringen kann. Hörst du?«

Und sie fingen an. Sie erhitzten den Barren und hämmerten ihn, erhitzten ihn und kühlten ihn ab, meißeelten Kerben hinein und schlugen ihn in Stücke. Die beiden Jungen wechselten sich ab, der ältere Lehrling und sogar der alte Knecht, der bei ihnen lebte, half ihnen. Das Metall wurde gezogen und gedreht, bis es die Form langer Zöpfe hatte.

»Halt die Zange fest, Vlat. Zieh, zieh. Siehst du, wie man's drehen muß, Erk? Wenn wir es in eine Form bringen und hämmern, wird es zu einem Stück verschmelzen, hart, aber geschmeidig. Samish, ist es rot genug? Siehst du den Unterschied in der Farbe? Es ist das Glühen in der Röte, das dir zeigt, daß es soweit ist. Zieh, Vlat, es befreit das Metall vom Schmerz. Wie beim Strecken nach dem Aufstehen.«

Der Barren war verschwunden. Ein Schwert in rohen Umrissen war daraus geworden, auf dem die Spuren der Schmiedehämmer noch sichtbar waren.

»Jungens, verschwindet für eine Weile. Ich brauche etwas Ruhe.«

»Mutter, möchtest du ein bißchen Brot und Bier?« »Nein, jetzt nicht, Samish.« Sie zerzauste ihrem jüngeren Sohn das Haar und lächelte, aber sie war bereits Jahre weit weg. Sie ging zu ihrem Amboß zurück und begann den Hammer sausen zu lassen. Kling, klonk, kling, klonk, kling, klonk.

Es war die schlimmste Schlacht des Krieges, die schlimmste in ihrem Leben, in jedermanns Leben. Nicht die sauberen, raschen Bewegungen wie auf dem Übungsplatz. Sie hatte Bauernmägde Henken mit mehr Eleganz töten sehen als sie diesen Mann, den sie zu Tode zerhackte. Sein Genick war halb durchtrennt, sein Arm zerschnitten, die Eingeweide waren sichtbar. Oh, süße Götter, er bewegte sich. Sie holte abermals aus, und dieses Mal schlug sie ihm den Kopf ab. In Kot und Blut glitt sie aus und fiel auf seinen blutüberströmten Leichnam. Sie war so erschöpft, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. »Oh, Mutter, Mutter, laß mich aufstehen, aufstehen. Einen Schritt nur, Mutter.«

Sie hätte schreien mögen unter dem Gestank des Todes, doch sie war zu erschöpft. Dann sah sie ihre Lehensherrin, ihre Liebste. Groß und schlank, immer noch aufrecht und das Schwert gegen einen Feind schwingend. »Wie ich sie liebe. Für sie, für das Haus Tremain!« Sie taumelte vorwärts und kämpfte sich zu ihrer Herrin durch.

»Sheira, ich bins, ich bin bei dir, Liebste. Zu deiner Linken. Ich habe einen Schild. Achte auf die rechte Seite. Er wird werfen. Warte.« Mittlerweile waren es drei Gegner geworden, denen sie zu zweit gegenüberstanden. Es waren gute, ausgeruhte Männer. Dann spürte Kaarin ein Geräusch rechts hinter ihnen.

»Sheira.« Sie sprang, als der Schrei über das Schlachtfeld wehte und den Kampflärm übertönte.

»Mutter, rette sie.« Als sie erwachte, war sie in einem Feldlazarett.

»Ich glaube nicht, daß wir dein Bein retten können.« – »Zur Hölle, ihr müßt! Lebt Sheira, meine Herrin ? Sagt es mir.« Sie stemmte sich hoch und packte die Priesterin bei der Tunika.

Drei alte Veteranen waren notwendig, um sie zu überwältigen.

»Sie ist unverletzt. Sie ist unverletzt.« Eine große Frau mit der Binde im Haar und der Spange der Hohen Heilerin kam. »Du bist in der Wache von Sheiralith, der Königlichen Hoheit, der Herrin von Tremain, Gardistin Kaarin?«

»Ja.«

»Leibwache der Königlichen Hoheit?«

»Ja.«

»Du hast mit deinem Leib und deinem Gebet ihr Leben gerettet. «

Sie stach und stocherte in Kaarins Wunden, und dann löste sie den Verband von ihrem verwundeten Bein und betrachtete es. Sie blickte Kaarin offen in die Augen.

»Ich werde dein Bein retten.« Aber mit diesem Bein hatte sie nie mehr richtig laufen können. Und ein verkrüppelter Soldat ist unbrauchbar für eine Königliche Herrin. Kaarins Onkel hatte sie aufgenommen und gelehrt, die Werkzeuge des Krieges zu fertigen. Niemand sonst hatte je so rasch gelernt und so jung die Meisterschaft erreicht. Aber alles, was sie fühlte, waren Scham und Schuld, daß sie nicht mehr an der Seite ihrer Herrin sein konnte.

Der Hammer sang. Kling, klonk, kling, klonk. Ihre Tränen verdampften zischend auf dem heißen Stahl. »Meine Tränen härten dich, Kind meiner Kunst. Ich gebe dir all meine Liebe und Treue, die ich vormals nicht geben konnte. Dem Schmiedefeuer übergebe ich meine Scham und Schuld. Aber dir, mein Kind, hämmere und schmiede ich meine Lehenstreue und meine Obhut ein, für sie, der du dienen wirst. Schütze sie vor Tod und Verrat.«

Der nächste Tag brachte einen späten winterlichen Schneesturm, und drei Tage lang ruhte die Arbeit. Zuerst war Kaarin froh über die Ruhepause, doch bald verwandelte sich die Ruhe in Ruhelosigkeit. Endlich dämmerte ein kalter, klarer Morgen herauf. »Es wird Zeit, daß ich euch das Härten beibringe.« Erhitzt und im Meerwasser der Mutter abgelöscht (sie hatte angeordnet, daß es für diesen Tag herbeigeschafft wurde), darauf erhitzt, mit genauen, festen Schlägen der Finne bearbeitet und an der Winterluft langsam abgekühlt. Feuer, Erde, Wasser und Luft wirkten wieder und wieder zusammen, um die höchste Stärke und Biegsamkeit, die vollkommenste Schärfe und Krümmung zu erreichen. Und all das geschah in der Hut der Hitze aus Holzkohle und Steinkohle. Kaarin erklärte ihren Jungen jeden Schritt der Arbeit, vermittelte ihnen Wissen, das sie an ihre eigenen Kinder zu gegebener Zeit weitergeben konnten, ein Wissen, das alles übertraf, was vorher gewesen war. Kaarins Augen glühten vor Leidenschaft, als sie ihre Jungen unterwies.

»Sieh her. Achte darauf, den Stahl aus der Sole zu nehmen, solange er noch so warm ist, daß der Wasserdampf langsam trocknen kann. Wenn es sich langsam abkühlt, wie hier oder im Wind, wird das Metall weicher, aber nicht spröde.«

Und später: »Achte darauf, wie man den Stahl in die Holzkohle und Steinkohle legt. Das wird ihn hart werden lassen. Er wird Fels zerschneiden.« Schließlich blickte sie befriedigt und erschöpft in die jungen Gesichter ringsum. Wie sie sie alle liebte. Aber wie sehr hatte sie erst ihre Herrin geliebt!

»Geh und laß Greta das Essen richten. Ich komme nach.« Sie saß da, blickte auf das Schwert, befühlte es vom Zapfen des Hefts bis zur Spitze. »Wie ich dich liebe, meine Sheira.«

Die Jahre schlüpfen an ihr vorbei. Ihre Finger spürten nun Sheiras festen, zärtlichen Körper. Wie verlegen sie in der ersten Zeit waren. Kaarin war fünf Jahre älter, doch bloß eine Gardistin.

»Du liebst mich nur wegen meines Körpers«, hatte sie gehänselt.

»Ich werde dich zum Offizier machen.«

»Nein, bitte, nein. Ich kann nichts annehmen, Herrin.«

»Herrin? Hier? Jetzt?«

»Liebste, du bist die Thronfolgerin. Bitte beschäme mich nicht.«

Aber sie war dennoch befördert worden, nachdem Sheira einen jungen Grafen vom Hof in ihr Bett genommen hatte. Tränen fielen auf die kalte, rohe Klinge. »Nein, ich will keine Eifersucht und keine Wut in dich hineinlegen. Nur Liebe und Treue. Ich habe deinen Leib und deine Seele geliebt, und du warst jung.« Kaarin stand auf, um zum Essen hineinzugehen.

Als sie nach ihrem Stock griff, wandte sie sich plötzlich zur Tür der Werkstatt. Die Aussicht nahm ihr den Atem. Die geschwungenen Hügel waren mit Schnee bedeckt, golden im Licht, blaßblau im Schatten. Und die Bäume, die Bäume! Schwarz in den Schnee geätzt, und jeder Ast und Zweig von kristallener Schönheit umschlossen. »Mutter!« Kaarin stützte sich auf ihren Stock. »Du hast mir das Beste gegeben. Ich danke dir, meine Mutter.« Zum Essen gab es Suppe und Brot, und Greta brachte ein paar Würste auf den Tisch, die sie im letzten Winter aufgespart hatte, als Kaarin mit jedem Stück Kohle geizt hatte. Greta eilte geschäftig hin und her, rund und mit rotem Gesicht. Ihre Kinder wuchsen und gediehen in der Nähe auf dem Land, und so hatte sie den ältlichen Knecht unter ihre Fittiche genommen, der gekommen war, um für ein Stück Brot Holz zu hacken und als Teil der Familie geblieben war. Greta stickte mit wahrer Meisterschaft, aber leider war Sticken für die Gilde kein Beruf. Samish war früh mit seinem Lieblingshund auf dem Fußboden eingeschlafen. »Vlat, wie war's mit einem Kegelspiel?«

»Einverstanden, Valder.«

»Papa, darf ich Hera besuchen? Ich werde zurück sein, bevor es dunkel wird«, bat Erk.

»Nein, Junge.«

»Aber es sind nur zwei Meilen bis zum Hof ihres Vaters.«

»Der Wind frischt auf. Es könnte Sturm geben. Warte lieber einen Tag oder zwei.«

Erk blickte so traurig drein, daß Kaarin lachte. »Nie ist jemand vor Liebe gestorben«, sang sie einen Vers aus einem alten Lied. Bald sangen sie alle, lachten und erzählten sich alte Geschichten.

Doch die Rastlosigkeit kehrte zu Kaarin zurück. Sie hatte es aufgeschoben, das Metall zu prüfen. Schließlich nahm sie ein Licht und ging zurück in die Werkstatt. »Verdammt gut scheint das Metall zu sein. Es gibt nur eine Möglichkeit, es festzustellen.« Sie humpelte zur Schleifscheibe hinüber. Sie hatte sie mit einem Pedal und mit Seilrollen versehen, damit sie sie mit einem Fuß antreiben konnte. Inzwischen hatten viele das schwere Schwungrad zugunsten ihrer Erfindung aufgegeben. Als es die richtige Geschwindigkeit erreicht hatte, setzte sie einen Grat des Heftes gegen das steinerne Schleifrad. Es sprühte kurze Funken, Tausende. Der Sternsaphir im Schleifstein schlug Sterne aus dem Schwert, wie die Sterne am Himmel. Das war der Beweis. Niemals hatte sie von einem Stahl gehört oder ihn gesehen, der hart genug war, solche Funken fliegen zu lassen. »Die Funken fliegen, hurra!« schrie sie. »Es ist hart wie... hart wie... hart wie mein schwarzes Herz!« jauchzte sie, als sie sich vom Schleifstein erhob und schwankend in der Werkstatt herumtanzte. Jubelnd und ausgelassen schwang sie das Schwert am Griff. Es glitt ihr aus der Hand, flog in die erkalteten Kohlen und blieb zitternd stecken. »Schon gut, schon gut, morgen, Kind.« Sie lachte und weinte und wischte sich die Tränen aus den Augen und die Asche von der unpolierten Klinge. Behutsam wickelte sie das Schwert in ein Schaffell und legte es auf die Werkbank. »Gute Nacht, mein Kind.« Die nächsten Tage waren mit Polieren ausgefüllt, Polieren und noch einmal Polieren. In den Griff gravierte Kaarin ein: »Geschmiedet von Meisterin Kaarin für Königin Sheiralith« und setzte das Datum hinzu. »Du darfst niemals etwas Schlechtes wünschen, wenn du an einer Waffe arbeitest«, sagte sie zu ihren Helfern, doch das endlose Polieren war ihr widerwärtig. Sie zog das alchemistische Vergnügen vor, zu schmieden und Metall zu formen, und bewahrte sich die Ruhe, indem sie den Schnee betrachtete und zusah, wie sich seine sanfte Helligkeit auf die Klinge übertrug. Doch sie war froh, als die Arbeit getan war. Bei den fein gearbeiteten Quergriffen, dem Handgriff und dem Knauf arbeitete sie mit ihrem Mann zusammen. Sie übernahm die groben Arbeiten, und er gravierte und hämmerte die goldenen Verzierungen. Zum Schluß umwand sie das Heft mit Lederriemen, und die Arbeit war fertig. Als sie allein war, drückte sie als letztes ihre Lippen auf das Schwert und flüsterte seinen eigenen, wahren Namen. Am nächsten Tag nach dem Essen brachte sie das Gespräch erneut auf die Schwertscheide. »Ich muß eine Antwort haben. Die

Priester werden am Tage der Herd-Mutter hier sein.« Er erhob sich vom Tisch und wischte sich die Hände an einem Tuch ab. Er ging in ihre gemeinsame Bettkammer, langte unter das Bett, zog ein langes Bündel hervor und brachte es zum Tisch. »Mein Werk. Mein Entwurf.« Er wickelte es aus, und da lag eine Scheide aus Holz, überzogen mit getriebenem Gold, geschmückt mit einer Szene aus einer alten Schlacht, geformt aus Goldkörnern. In der Mitte dieser Geschichte Tremains war eine Tafel, die eine siegreiche Königin zeigte, die eine verwundete Gardistin in den Armen wiegte. »Ist es das, was du dir vorgestellt hast?«

»Ja, o ja! Du weißt, Valder, das alles war es wert. Wäre es nicht so gewesen, hätten wir nicht, was wir jetzt haben. Es ist dein Meisterwerk. « Die leuchtenden Blicke, die sie tauschten, ließen die Jungen und Diener früh den Raum verlassen und zu Bett gehen.

Die Königlichen Abgesandten ritten ein. Es war am Vorabend des Herd-Mutter-Tages, zum Beginn des Tauwetters, der der Königin der Götter geweiht ist, die Kriegerin, Herd und Schmiede war.

Kaarin wartete mit ihrer gesamten Familie im Hof. Es war keine Zeit mehr gewesen, sich zu säubern oder wie für ein Fest umzukleiden. Sie waren gekommen, wie sie waren. Eine großgewachsene Frau saß ab, gekleidet in ein Reitgewand aus roter, strahlend bestickter, pelzgesäumter Wolle, zartblau gefärbte Lederhandschuhe und Pelzkappe. Sie würde eine schöne Königin sein.

Kaarins Herz schlug hoch, und ihr Magen rebellierte. Sheiralith. »Meine Lehensherrin!«

»Hast du gedacht, ich würde Diener zu dir schicken?« Sie streckte der älteren Frau ihre Arme entgegen. »Ich bin an der Reihe, die Führung zu übernehmen.« Sie umarmten sich heftig. Voneinander getrennt und auf gegensätzlichen Pfaden erwachsen geworden, liebten sie sich noch immer. Doch nun sind wir Schwestern, dachte Kaarin.

»Laß mich das Schwert sehen.«

Kaarin überreichte ihr das Schwert in der Scheide, trat zurück. »Dies ist mein Werk und das Werk von Meister Valder.« (Er hatte gerade am Vortag bei einer Gildeversammlung seine Meisterhaube empfangen.) »Und es ist das Werk jedes Lehrlings und Arbeiters auf diesem Hof. Doch meistens ist es das Werk der Herd-Mutter. Ich übergebe es dir in Ihrer Gegenwart.« Kaarin vernahm die Worte sanfter Würde, die die Königin sprach. Ein Teil ihrer Seele fragte: *Wer bist du, und was sagst du?* Und der andere antwortete: *Sei still, mein Kind.*

Sie gingen gemeinsam zum heiligen Kreis, der vom Haus aus nicht zu sehen war. Einige der Priester und Priesterinnen machten Anstalten, mitzukommen, doch Kaarin warf ihnen einen eisigen Blick zu, der sie zu einem eigenen Kreis erstarren ließ, wo sie unter sich blieben, auf und abschlurften und schwätzten. Sie stapften durch den knirschenden Schnee, unter den tauenden Bäumen hindurch, die ihre kristallinen Tränen fallen ließen und ihre zarten Knospen enthüllten. Sie betraten den Kreis an der Ostseite und standen sich in der Mitte vor dem Altar gegenüber, Kaarin mit dem Rücken nach Norden.

Sie reichte Sheira Schwert und Scheide zur Prüfung. Mit ihren feingliedrigen, langen Fingern fuhr Sheira über die Szene in der Mitte der Scheide und blickte Kaarin in die Augen. »Ich habe dich vermißt. Ehrlich. Deine Redlichkeit. Deine Festigkeit. Aber es ist nicht mehr dasselbe, seit meine ältere Schwester gestorben ist. Selbst für mich wird es keine Kämpfe in vorderster Front mehr geben.«

»Ich weiß.« Kaarins kräftiger Körper im schweißbefleckten und von Funken versengten Leder schien hier besser hinzupassen als Sheiras feiner Putz.

Kaarin zog das Schwert und legte die Scheide auf den Altar. Sie nahm ein Tuch von ihrem Gürtel und umwickelte damit ihre Hand, um die Klinge vor einer menschlichen Berührung zu schützen. Dann hob sie das Schwert hoch und legte die schimmernde Klinge über ihre ausgestreckten Hände. Sheiras Augen waren wie gebannt auf das Schwert gerichtet.

»Es ist wundervoll. Nein. Ich habe keine Worte.«

»Sie werden die Klinge berühren, wenn der Eid abgenommen wird.«

»Es läßt sich nicht ändern. Bei Hof gibt es einen ordentlichen Schmied. Ich werde darauf achten. Welchen Namen hast du ihm gegeben?« »Schwert der Mutter.« Der Name widerhallte in der scharfen Luft. »Ich werde ihn nicht vergessen.«

So standen sie einen Augenblick beisammen, und ihre Blicke hielten einander fest. Langsam streifte Sheira ihre Handschuhe ab, steckte sie in ihren Gürtel und legte ihre bloßen Hände auf das Schwert. Ohne es zu wollen, flossen Kaarin die Worte wieder zu, die sie nur ein einziges Mal als Kind bei Hof vernommen hatte, Worte, von denen sie nicht wußte, daß sie sie noch kannte.

»Schwöre hier, vor der Großen Mutter, die Monarchin von Tremain zu sein. Mit Leib und Seele, in Leben und Tod, sei du die Höchste Priesterin aller, sei du die Lehensherrin deiner eidlichen Sippe/ Mutter-Hüterin des Landes und seiner Kinder, Herrin über alle Meister der Gilden ...«

»Hier schwöre ich vor der Großen Mutter und bei meinem Leben und bei meiner Seele, daß ich die Monarchin von Tremain bin ...« Der Eid hallte wider im Kreis und im ganzen Land. Die Bäume und Tiere vernahmen ihn, die Gebirge hörten ihn, der Himmel hörte ihn. Die Götter hörten ihn. Bald würden ihn die Priester und das Volk von Tremain hören. Aber das geschah um der Priester und des Volkes willen. Das andere war bereits vollbracht. Die Königin nahm das Schwert und wollte es in die Scheide stecken.

»Warte.« Kaarin wischte die Fingerabdrücke weg. Beide kicherten. Es war ihr Geheimnis, das sie mit dem ganzen Land von Tremain teilten. Sheira war größer gewachsen. »Wenn sie es nicht sehen können, werde ich wissen, welche Narren meine Minister sind. Komm, meine Freundin.« Sie legte den Arm um Kaarins Hüften. Du wirst bei meiner Krönung dabei sein, willst du?«

Kaarin zögerte. All diese Leute. Vielleicht ein paar, die sie kannte.

Die Königin beobachtete sie. Dann sagte sie sanft: »Ich muß dich ehren. Dafür.« Sie schüttelte das Schwert in ihrer Hand. Kaarins Gesicht verdüsterte sich, aber die Königin fuhr fort. »Keine Beförderung mehr. Ich verspreche es. Doch höre mich: Deine Werkzeuge sind unten in deiner Werkstatt. Du schaffst das hier«, sie schüttelte abermals das Schwert, »aus Felsbrocken. Meine Werkzeuge sind Zeremonie und Ritual. Ich gebe den Ton an in einem Großen Tanz, an dem alle Menschen und Tiere in Tremain teilnehmen. Meine Aufgabe ist es, jede Frau, jeden Mann, jung oder alt, anzufeuern, zu Krieger zu formen oder zu Pächtern, die ihr Stück Land in Ehren halten, oder zu Künstlern, die so etwas schaffen.« Abermals schüttelte sie das Schwert.

»Komm, wir wollen diesen Klumpen zeigen, wie man tanzt. Bitte. Ich brauche, ja, ich *brauche* dort einen Freund, dem ich vertrauen kann. Außerdem ...« Mit einem halben Lächeln fügte sie hinzu:

»... außerdem gibt es auf dem Fest diese Mandelkuchen, die du liebst.«

»Mandelhörnchen?« Kaarin strahlte. »Warum hast du das nicht gleich gesagt? Um nichts in der Welt würde ich mir das entgehen lassen!«

Sie verneigten sich und verließen den Kreis. »Wir wollen sehen, wie es schwingt.« Sheira riß das Schwert aus der Scheide. Es pffte durch die Luft. »Das Gleichgewicht ist vollkommen.« Sie schlug nach einem Ast, und er wurde durchgeschnitten und fiel.

»Jetzt bin ich an der Reihe.« Kaarin nahm das Schwert, führte ein paar Streiche durch die Luft, dann faßte sie ein ähnliches Ziel ins Auge und kappte den widerspenstigen Ast mit der jahrelangen Erfahrung der Schmiedin. Sie hüpfen herum wie junge Mädchen, schreiend und um sich schlagend. Schließlich gerieten sie außer Atem, wurden langsamer und blieben stehen. Sheira wischte die Klinge ab, betrachtete sie noch einmal mit Stolz und Bewunderung, und stieß sie in die Scheide. »Wir müssen jetzt zurückkehren, Meisterschmiedin.« Sie nahm Kaarin bei der Hand. Sie schritten den Hügel hinunter, so anständig und schicklich, wie sie konnten. Bis sie die im Hof wartende Gruppe erreichten, hatte Sheira vergessen, daß Kaarin humpelte. Und Kaarin selbst hatte es ebenfalls vergessen.

RUSS GARRISON

Diese, die zweite der Geschichten zum Thema »auserwählte Jungfrau«, ist denkbar weit entfernt vom hohen Ernst und dem exotischen Ambiente von Charles Saunders' »Maske«.

Russ Garrison ist Krankenpfleger in einer psychiatrischen Klinik. »Eine fruchtbare Atmosphäre«, sagt er, »um sich makaber verzwickte Schlüsse und interessante Charaktere auszudenken.«

Dies ist seine erste verkaufte Geschichte; und ich habe die Beobachtung gemacht, daß Schriftsteller, die mit einer komischen Geschichte debütieren, es häufig weit bringen. -MZB

RUSS GARRISON

Hunger

Die Handschellen waren mit Leder ausgekleidet und nicht unbequem und ihre Handgelenke mit Lappen umwickelt, um die wunden Stellen zu schützen. Delois wehrte sich nicht gegen ihre enge Umklammerung; sie hatte genug gekämpft, als sie versuchten, sie ihr anzulegen. Traurig blickte sie auf die Überreste von Myrda Hochzeitsgewand herunter. Wie Myrda geheult hatte, als ihr Gatte es genommen hatte, um das Opfer des Riesen zu bekleiden! Vorbei an der zerschmetterten Spitze ihrer Säule und durch die Zweige über ihr, schielte sie zum dunkelnden Himmel hinauf. Tief im Wald wurde es früh dunkel, sie wußte jedoch, daß es kurz vor Sonnenuntergang sein mußte. Hinter ihr rasselte die Kette, als sie sinnlos die gefesselten Handgelenke gegen die geborstene Säule schlug. Sie unterließ es rasch — das Rasseln war viel zu durchdringend und laut in dieser Stille. Denn still war es. Die Vögel und Tiere schienen den Atem anzuhalten, und selbst das Tropfen von den regennassen Blättern hatte aufgehört. Sie schüttelte ihren Kopf, um die krankhaften Einbildungen zu verscheuchen, und lehnte sich wieder zurück an den Marmor. Mit einem Keuchen schleuderte sie die Enden ihrer Kette fort. Durch ihr dünnes, zerrissenes Gewand hatte der feuchte Stein ihre Haut erkalten lassen und Schauer über ihre nackten Arme gejagt. Sie nieste und glitt mit einem Seufzer auf den rissigen Steinboden des Tempels hinunter. Mit ausgestreckten Armen dasitzend, schüttelte sie das dunkle, feuchte Haar aus ihren Augen und starrte blicklos in den Wald, während das Licht der Dunkelheit wich. »Auf der Straße zum Dorf ist ein Riese gesehen worden«, hatte Elron gesagt und sie, ohne viel Federlesens von der Straße gezerrt. »Komm ins Wirtshaus. Da ist es sicher.«

Zögernd folgte Delois Elrons Eltern und ihren Kunden in den Schutz der starken Wirtshausmauern. Ironischerweise waren es eben diese Mauern, die sie in die gegenwärtige mißliche Lage gebracht hatten.

»Bringt mir Jungfrau oder ich mache kaputt!« brüllte der Riese. »Nächsten Abend. Alte Steine im Wald. Ich mache kaputt!« Zu spät hatte sie bemerkt, daß Elrons Vater sie nachdenklich betrachtete, und dann war keine Zeit mehr gewesen, wegzurennen oder ihren Stock zu schwingen. »Sicher.« Es war zum Lachen!

Plötzlich knackte es im Unterholz. Äste krachten, Blätter raschelten und abgestorbene Zweige barsten, als etwas Großes sich seinen Weg bahnte. Ihr Stündchen hatte geschlagen. Sie stellte sich auf die Füße (keine leichte Aufgabe, wenn die Hände an einer Kette befestigt sind, die über eine Säule geworfen worden ist. Glücklicherweise – falls man in einer Lage wie der ihren von Glück sprechen konnte — trug sie noch ihre schweren, derben Schuhe. Wenigstens ein paar ordentliche Tritte würde sie dem Riesen noch versetzen, ehe er sie umbrachte.

Das Krachen kam näher und wurde von einem sonderbaren Ächzen begleitet. Sie zerrte und riß ihre Kette hin und her. Wenn sie bloß ihren Stock hätte, dann würde sich schon herausstellen, ob sein Kopf oder seine Geschlechtsteile unzerbrechlich waren. Trotz der Dunkelheit glaubte sie zu ihrer Linken einen dunkleren Schattenfleck näherkommen zu sehen. Diese zusätzlichen Sekunden banger Erwartung strapazierten ihre Augen und Ohren. Das Ächzen wich einem dumpfen Keuchen. Auf der Lichtung zerbrachen feuchte Zweige unter schweren Tritten.

Unauffällig zog sie ihren Fuß zurück, und ihr Mund füllte sich mit Speichel für einen letzten Akt des Trotzes. Unter diesen Umständen war sie angenehm überrascht, keinen trockenen Mund zu haben.

»Delois? Delois, bist du da?«

»Elron?« fragte sie ungläubig. »Elron, was, in Moraths Namen, tust du hier?«

Das Schlurfen der Schritte setzte sich fort, gefolgt von einem dumpfen Geräusch, als etwas Weiches mit einem harten, unbeweglichen Gegenstand zusammenstieß. Er unterdrückte einen Fluch.

»Sprich weiter, Delois, damit ich dich finden kann. Es ist so dunkel. «

»Natürlich ist es dunkel; es ist ja Nacht. Hast du keine Fackel mitgebracht?«

»Selbstverständlich, aber ich wollte nicht, daß der Riese das Licht sieht.«

»Riese oder nicht Riese, du kannst mich nicht retten, wenn du mich nicht sehen kannst. Deshalb bist du doch hergekommen, oder?« Leise Zweifel an dieser ganzen Sache begannen sich in ihr zu regen.

»O ja! Ich werde dich retten, den Riesen töten und, wenn es nicht klappt, ruhmreich sterben«, ertönte seine fröhliche Stimme. »Oh, Morath«, stöhnte sie. Zu viele Märchen. »Zünde die Fackel an und befreie mich von diesen verdammten Ketten.« Feuerstein klickte gegen Stahl, und gelegentlich sprühten Funken. Er fluchte fortwährend unterdrückt vor sich hin und blies die Funken aus, bevor sie Feuer schlagen konnten. Unbeholfen wie immer, dachte sie niedergeschlagen oder, wie die Dorfgören sagten, »Elron der Tolpatsch«.

Sie schluckte, widerstand dem Drang, mit den Zähnen zu knirschen oder ihm einen Fluch an den Kopf zu werfen. »Bitte, beeil dich. Es ist fast dunkel, und bei Sonnenuntergang wollte der Riese sein Opfer serviert bekommen.« Das Klicken hörte auf. »Die Jungfrau in Anspruch nehmen, meinst du. Was wohl passiert, wenn's keine Jungfrau ist, die auf ihn wartet?«

Sie mochte diese Art zu denken nicht. Vielleicht würde sie ihre Schuhe doch noch einsetzen. »Elron, wie bist du nur auf die Idee gekommen, mich zu retten?« flötete sie. »Mein Held, ich bin dir so dankbar.« Es gab eine Pause, und das Klicken fing wieder an. »Nun, ja, eigentlich war es Dakra – du weißt, die Königliche Werberin -, die es vorschlug. Wir sprachen gerade darüber, welch verdammte Schande es doch sei, daß das Dorf beschlossen habe, dich als Opfer anzubieten, anstatt dem Riesen Widerstand zu leisten. Nun, ein Wort gab das andere, und Dakra sagte, ich sähe wie ein stattlicher Bursche aus« – seine Stimme schwoll vor Stolz – »und daß wir beide dich vielleicht retten könnten.«

Die Fackel flammte auf und warf ihr Licht auf einen zu kurz geratenen Jüngling mit einem teigigen, sommersprossigen Gesicht und einem fröhlichen Zahnlückengrinsen. Wirklich, dachte sie, er sieht eher aus wie einer der Klöße seiner Mutter als ein Riesen-Töter. Sie betrachtete ihn kritisch, wenngleich sie ihn fast ihr Leben lang gekannt hatte. Er war fast so alt wie sie und ein echtes Muttersöhnchen, das nie mit den groben Jungen spielen oder die Mädchen scheuchen durfte. Er drehte die Fackel nervös zwischen seinen Wurstfingern, während er sie herumschwenkte und mit nachtblinden Augen in den Wald spähte. Sie konnte nur den Kopf schütteln.

Offenbar befriedigt, daß nichts im Licht der Fackel lauerte, wandte er sich wieder ihr zu. »Hallo«, sagte er mit seinem munteren Grinsen. »Myrda hat dieses Kleid nie so gut gestanden.« Er starrte auf den diagonalen Riß über ihrer linken Brust. Er leckte sich genüsslich die Lippen, und die Fackel neigte sich. »Mir ist noch nie aufgefallen, wie hell deine Haut ist.« »Elron, wo ist Dakra?« sagte sie verzweifelt. »Du sagtest, sie habe dich begleitet. Wo ist sie?«

Elron zuckte die Achseln und lächelte. »Ich glaube, ich habe sie verloren. Für einen Offizier des Königs ist sie gewiß ein mieser Pfadfinder. Nun gut, vor etwa zehn Minuten habe ich sie im Wald verloren.«

»Du liebe Güte. Komm und hilf mir raus aus diesen Ketten. Warum stehst du herum? Elron!«

Die Fackel senkte sich, so daß sie schlaff von seiner Hand herunterhing und die Flamme an dem feuchten Schutt leckte, der den Boden des Tempels bedeckte. Sein Mund ging auf, und sie hätte schwören können, daß seine großen Augen noch runder wurden.

»Elron, sag doch was! Was ist los ?«

»Dakra, Dakra hat den Schlüsse] für die Handschellen. Sie sollte sie dem Schmied stehlen und mir hierher folgen. Danach wollten wir dich befreien und wegrennen, bevor man im Dorf erfahren hätte, was geschehen war.«

Er zog den Kopf ein und scharrte mit seinen großen Füßen. O je, das war ein böses Zeichen. Entweder log er, oder er wollte etwas vor ihr verbergen.

Sie sagte mit ruhiger Stimme: »Und weiter?« Jetzt flüsterte er beinahe. »Dann, sagte sie, wolle sie uns helfen, wegzukommen, weit weg von diesem Wald.« Seine Stimme stockte und erstarb. »Dann, du weißt, wir beide...« Sie wußte es nicht genau, jedoch sie konnte es erraten. Seit ihre Brüste zu sprießen begannen, hatten Elron und die Dorfgören und auch die meisten Männer fortwährend

versucht, sie einmal allein in einer Ecke zu erwischen. Zu oft, als daß sie es hätte zählen können, hatte sie sich mit ihrem Stock verteidigen oder die Beine in die Hand nehmen müssen. Elron war zumindest niedlich – niedlich, aber er konnte sie zur Verzweiflung bringen. Er lief ihr überall hin nach wie ein Hündchen, brachte ihr bündelweise Blumen und Süßigkeiten, die er aus der Küche seiner Mutter gestohlen hatte. Und nun starrte er sie abermals mit seinen traurigen Hundeaugen an. Langsam und besänftigend, wie zu einem kleinen Kind, sprach sie auf ihn ein. »Elron, wir müssen schnell von hier fort. Komm, komm hier herüber. Wenn ich auf deinen Schultern stehe, kann ich vielleicht die Kette über die Spitze der Säule heben.« Elron sah erleichtert aus und grinste. Er war nun ganz erpicht darauf, daß ihm jemand weitere Anweisungen gab. Er steckte die Fackel in einen Schutthaufen, kam herüber und stand wie ein artiger Schuljunge vor ihr. Wieder starrte er auf das zerrissene Oberteil ihres Kleides. »Elron! « Er riß mit einem schuldbewußten Ausdruck den Kopf hoch. »Beug dich vor und mache mit deinen Händen einen Steigbügel. Ein bißchen niedriger, etwa in Kniehöhe, so ist es richtig. Jetzt setze ich meinen Fuß in deine Hände, und der große, starke Elron wird mich hochheben, bis ich auf seine Schultern steigen kann. Fertig? Los geht's!« Elron keuchte schwer bei dieser Anstrengung, doch gehorsam spreizte er die Beine, beugte sich vor und hob. Sie schob sich langsam hoch, ihre Schultern und Hüften ruckelten über den kalten Marmor. Ihr Fuß befand sich ungefähr in Höhe von Elrons Taille, als sie plötzlich von seinem schweren Körper gegen die Säule gepreßt wurde.

»Oh, Delois, du bist so leicht und weich. Ich habe mich danach gesehnt, dich so in meinen Armen zu halten.« Seine Worte klangen gedämpft, denn er sprach sie in den Stoff über ihrem Schenkel. Delois zog ihr Handgelenk zurück und stieß ihre andere Hand zurück, um ihr so viel Spiel zu geben, daß sie ihm aufs Ohr schlagen konnte. Da hörte sie etwas anderes. Er schluchzte. »Du bist so schön, so wundervoll, und ich liebe dich so sehr.« Seine Stimme war rau und brach sich fast, und, zu ihrer Überraschung, spürte sie seine feuchten Tränen durch den Stoff. Zögernd löste sie ihre Finger und streckte sie langsam aus, bis sie seinen Kopf erreichten. Als sie sein weiches, lockiges Haar berührten, schnellten ihre Finger zurück, als hätten sie sich verbrannt. Dann streichelte sie entschlossen seinen Kopf und murmelte leise Worte unverbindlichen Versprechens.

Sie flüsterte seinen Namen. »Elron? Es ist jetzt nicht die Zeit, von solchen Sachen zu sprechen. Später, wenn wir entflohen sind, werde ich meinem tapferen, edlen, furchtlosen Retter alles darbringen – meine Zuneigung, meinen Respekt und meine Dankbarkeit. Jetzt aber müssen wir etwas tun. Komm, großer, starker Elron, heb mich so hoch, daß ich auf deinen breiten Schultern stehen kann. Wir haben es beinahe geschafft; ich glaube, ich kann die Spitze sehen.« Langsam sein tränenüberströmtes Gesicht aus ihren Rockfalten lösend, lächelte er dankbar zu ihr hinauf. Schniefend, schnaubend und sich Wangen und Nase an seiner Schultern abwischend, grunzte er noch einmal und hob sie glatt in die Höhe. Als sie auf seine Schultern trat, schwankte er und kam leicht ins Stolpern. »Ich kann die Spitze sehen! Nur noch ein bißchen mehr, ein bißchen höher. ..« Da ertönte ein Gebrüll, das ihr Denken auslöschte, und ein Gestank von faulendem Fleisch und übelriechendem Sumpf erstickte sie. Elron gab ein Geräusch von sich, irgendwo zwischen einem Stöhnen und einem Grunzen, und dann fiel sie, an der Säule entlangschabend, weil Elron fortsprang.

Sie landete mit Abschürfungen und Prellungen, mit verknackstem Knöchel, und ein stechender Schmerz schoß in ihr Bein. Ihre Zähne schlugen in ihre Unterlippe, und sie schmeckte salziges Blut. Die Vielzahl ihrer Schmerzen verwirrte sie einen Augenblick, dann spähte sie wild in die Runde und suchte nach der Ursache des Gebrülls und Gestanks. Elron hatte die Fackel ergriffen, schwenkte sie und drehte sich vor Angst so schnell um sich selber, daß er über seine eigenen Füße fiel.

Irgendwo in der Dunkelheit brüllte der Riese abermals, doch diesmal bestand das Gebrüll aus Worten. Es waren unfertige Worte, untermalt von Grunzen, Kollern und Geknurr. »Ich rieche Jungfrau. Gebt Jungfrau. Ich Hunger! Tut so weh!« Es ist eine Stimme, dachte sie verstört, die

Milch in der Kuh sauer werden und Hunde vor Entsetzen heulen läßt. Sie zog die Füße an den Leib, schluckte, würgte und stellte verärgert fest, daß ihr Mund trocken war. Versuchsweise räusperte sie sich, bevor sie ihre Stimme prüfte. Das unsichtbare Ungeheuer setzte schnaubend und geifernd seinen Vormarsch fort.

»Elron, ich will, daß du jetzt abhaust. Los, beeil dich. Es ist besser so.«

Unglücklicherweise schien ihn ihre Stimme, ein wenig strapaziert und zitternd, aus einer Erstarrung zu reißen, die ihn bei den Worten des Ungeheuers befallen und in das Standbild eines Fackelträgers verwandelt hatte. Er raffte sich zusammen, warf die Fackel in eine Pfütze von Regenwasser und zog sein Gürtelmesser heraus, ein erbarmungswürdiges Werkzeug, das bei Tisch besser am Platz war als im Kampf. Ungestüm drohte er damit in die Dunkelheit. »Jungfrau, süße Jungfrau, ich sehe. Komme, süße Jungfrau. Ich Hunger!«

Wollte man einer unmenschlichen Stimme menschliche Gefühle zusprechen, dann hörte sich die des Riesen freudevoll an – und ausgehungert.

»Auf Wiedersehen, Delois. Ich wünschte, ich hätte dich geküßt, nur ein einziges Mal.«

Plötzlich verlöschte die Fackel mit einem Zischen, und das letzte, was sie sah, war sein von Geschrei begleiteter Angriff die Tempelstufen hinab auf einen ungeheuer großen Schatten. »Elron, nein! Sei kein Narr. Du wirst umsonst sterben. Komm zurück! Nimm wenigstens die Fackel.«

Ein neuerliches Gebrüll ertönte, eine ohrenbetäubende Entfesselung von Lärm, dann der Schrei einer Maus, die von einer Katze gepackt wird, und schließlich das schrille Rasseln von Metall gegen Stein. Das Gebrüll wurde zu einem Knurren wie ein fernes Donnern, und Elron schluchzte angstvoll. Delois betrauerte den tapferen, aber schwachköpfigen Jungen und wünschte sich, die letzten schrecklichen Sekunden seines Lebens aus ihrer Vorstellung verbannen zu können. Das Knurren und Schluchzen wurde jedenfalls leiser, als entferne es sich. Sogar die Luft roch sauberer. Sie vergaß ihre eigene mißliche Lage und rief laut: »Elron?« Ein Hauch von Gebrüll antwortete ihr, und sie verstummte augenblicklich. Mit klopfendem Herzen versuchte sie Ordnung in die verwirrenden Ereignisse der letzten Minuten zu bringen.

»Vorsichtig. Ich glaub's zwar nicht, aber sie könnte gerade zurückkommen. «

Mit scheppernden Ketten wirbelte Delois herum und forschte nach der kühlen, amüsierten Stimme.

»Wer ist da?« Eine Fackel wurde angezündet, und ein rundes, weiches Gesicht wurde sichtbar, beherrscht von einer großen, breiten Nase und gekrönt von einer Sturmhaube. Eine tiefe spöttische Verbeugung schleuderte einen langen, dunklen Umhang beiseite und enthüllte einen in einer Rüstung steckenden dicken Leib und ein abgenutztes Schwert.

»Dakra, Werberin des Königs, zu Euren Diensten. Wenn du stillhältst, werde ich sehen, ob ich die Handschellen aufkriegen kann. Es sei denn, du hast eine Schwäche für schweren Schmuck?« Sie kam näher und beugte sich mit einem merkwürdig geformten Schlüssel über die Handschellen.

Was wußte sie über Dakra? Nichts. Am vergangenen Abend war sie bloß eine ziemlich breite, träge Gestalt inmitten der anderen Reisenden gewesen, die in dem düsteren Wirtshaus hockten. Zumindest hatte Dakra, und das sprach für sie, keinen Teil an ihrer Gefangennahme.

Die letzte Handschelle fiel klirrend zu Boden, und Delois stieß sie mit dem Fuß weg.

»Was ist mit Elron? Warum hast du ihm nicht geholfen?«

»Diesem albernen Burschen?« Sie lachte. »Ich hatte nicht das geringste Interesse an ihm. Du bist für mich viel ... anziehender. Nebenbei, erinnerst du dich noch, was du Elron versprochen hast? Es war etwas von Zuneigung, Respekt und Dankbarkeit die Rede.«

Delois zog den Kopf ein und machte ein finsternes Gesicht. »Jawohl, und ich bezahle meine Schulden, aber ich kann hier nicht weggehen, ohne versucht zu haben, Elron aus den Klauen dieses Ungeheuers zu retten.«

»Oh, er ist ziemlich sicher, wenn's ums Getötet- oder Gefressenwerden geht. Trotz ihres schrecklichen Rufs sind Riesen in der Regel weder Menschenfresser noch Totschläger. Wenn du trotzdem darauf bestehst, ihm nachzujagen, kann ich freilich für deine Sicherheit keine Garantie übernehmen.«

»Aber wenn der Riese ihn mitgenommen hat, weder um ihn zu töten noch um ihn zu fressen, warum hat er es dann getan?«

»Sie, bitte. Es war eine Riesin, nicht ein Riese. Ich habe mir die Freiheit genommen, durch einen Spalt im Gemäuer einen Blick auf das Ungeheuer zu werfen, und bemerkte gewisse, sagen wir, Kennzeichen, die einer Frau von Welt, wie ich es bin, deutlich machten, daß es sich um die weibliche Vertreterin dieser Gattung handelte.«

Delois erholte sich rasch. »Es war also ein Weibchen und kein Männchen. Was macht das für Elron für einen Unterschied?«

»Offenbar verstehst du nichts davon, wie es in der Welt und bei den Riesen zugeht. Die Rasse der Riesen lebt sehr verstreut, und sie stirbt aus. Ich stelle mir vor, daß das arme Geschöpf, wer weiß wie lange, kein Männchen ihrer Rasse zu Gesicht bekommen hat. Außerdem beherrscht sie die menschliche Sprache nur unvollkommen. Trotzdem war sie sich über eines klar. Sie wünschte sich eine zarte Jungfrau. Und die hat sie auch bekommen. »Du meinst... Elron?«

»Ja. Ich denke, es wird seinen Pickeln ganz gut tun. Aber mach dir keine Sorgen: Riesen sind ein launisches Völkchen, und in ein paar Tagen wird er nach Hause gehumpelt kommen. Wenn aber irgend jemand hinter ihnen herjagt, bringt sie es fertig und dreht ihm den Hals um, und den Rettern auch. Wenn sie verliebt sind, sind die außerordentlich eifersüchtig.«

Delois, die voller Entsetzen begriff, hatte das wahnsinnige Verlangen zu lachen. Jene Art von Gelächter, die sich einstellt, wenn man zu verlegen ist, etwas anderes zu tun. »Armer Elron«, keuchte sie. Dann riß sie sich zusammen.

»Aber was ist mit dir? Welche Belohnung verlangst du für meine Rettung?«

Dakra sah sie schief an. »Deinen Körper und vier Jahre deines Lebens.«

Delois wankte wie unter einem Schlag und hatte den Geschmack von Galle im Mund. »Du! – Sei's drum. Ich will deine Sklavin sein, und ich werde das Bett mit dir teilen, aber nicht mehr.«

»Oh, in Ordnung, man kann nicht alles haben. Aber um mich geht es nicht.« Sie griff in ihren Beutel und zog ein Stück Pergament hervor. »Du brauchst bloß hier zu unterschreiben, und ich werde das Silber des Königs kassieren – ich danke dir — für meine Mühe.«

»Was?«

»Du sollst unterschreiben, daß du angeworben bist, Liebes. Du kommst gerade recht zur Königlichen Kampagne gegen die Drachen. Das ist keine Sklaverei; das ist ein Abenteuer.«

ELIZABETH THOMPSON

Gedanken beim ersten Durchlesen von Marion Zimmer Bradleys Richtlinien
oder

Geschichten, die ich auch nicht lesen möchte.

Wie in der Einleitung erwähnt, sandte ich den Beiträgern zu dieser Anthologie eine Anzahl von Richtlinien. Ich erinnerte sie nicht nur an die Einhaltung professioneller Spielregeln, sondern listete auch etwa zwölf Klischee-Geschichten auf, von denen ich viel zu viele gelesen hatte. Gleichwohl fügte ich hinzu, daß ich eine oder alle diese Regeln brechen würde, wenn es einem Autor gelänge, auf meiner Seite die Reaktion »Oh, nicht das schon wieder« zu vermeiden.

Eine Gattung schloß ich besonders nachdrücklich aus: die Lyrik. Doch gerade in diesem Punkt wurde ich so angenehm überrascht, daß ich die Leser an meinem Vergnügen teilnehmen lassen möchte. – MZB

1. *Eine Geschichte gibt es, die ödet mich an,
vom halbnackten Mädchen und ihrem Mann:
um das Mädchen ist es traurig bestellt
es steht herum, damit der Held
mit seinem Schwert die Bösen fällen kann.*
2. *Und auch diese habe ich schon gelesen:
da sei eine schöne Zauberin gewesen,
mit einem aufregenden Körperbau,
und ein Zauberer-Mann, so alt und schlau,
daß sich ihm alle Probleme lösen.*
3. *Und auch diese stimmt mich nicht heiter,
von Schändung gratis und Blut und Eiter,
einer alten Hexe in ihrem Bau
und Conan als Frau,
und der Göttin Höchsts selbst und so weiter.*
4. *Dort ist eine Prinzessin auf der Quest,
mit ihrem Einhorn zieht sie nach West.
Sie ist ein süßes Jüngferlein
und über alle Maßen rein,
und der Held-ihr kennt den Rest.*
5. *Dann gibt's noch das chauvinistische Weib,
mit einem Kumpan zum Zeitvertreib.
Er ist plump und stumm
und Bewolf hält ihn dumm,
und trägt falsche Haare am Leib.*
6. *Da gibt es die männlichste aller Frauen,
die den Helden sucht, dem sie kann trauen.
Und von der Geschichte die Moral:
auf Freiheit soll man allemal
weniger als auf die Wollust bauen.*
7. *Da gibt's eine Kommune – idealistisch,
eine lesbische Priesterin – sadistisch,
und ein Problem für den Mann
durch die Frau, deren Bann
seinen Zauber zerstört – okkultistisch.*

8. *Dann wären noch die romantischen Lügen:
ein Einfaltspinsel inmitten Intrigen,
denen er nur entflieht,
indem man das Märchen bemüht -
damit muß man sich dann begnügen.*
9. *Es folgt das Versepos der gehobenen Art,
und wenn ihr noch nicht zufrieden wart,
dann werdet ihr mit halb verdautem,
verfälschter Vorgeschichte abgeschauten,
trügerischem Zeug genarrt,*
10. *Jetzt sind die Männerhasserinnen dran:
Tiraden vom feministischen Wahn,
gepreßt in einer Geschichte Bau,
wie man wohl den Ruhm der Frau
ganz ohne Mann erreichen kann.*
11. *Zu den alten Geschichten sage ich: nein!
Die neuen soll'n klug und spannend sein
und einige auch von funkelndem Witz-
doch jede sollte, sonst treff sie der Blitz,
auch erheblich besser geschrieben sein!*

PAUL REYES

Als ich ein junges Mädchen war und anfing, in billigen Heftchen Science fiction und Fantasy zu lesen, war auf den Umschlägen immer wieder die Gestalt eines dürrtzig bekleideten Mädchens abgebildet, das lüstern – oder hungrig – von einer Art insektenäugigem Monster begutachtet wurde. Wegen dieser leichtgewandeten Jungfrau mißbilligten meine Eltern diese Art von Lektüre,

Vergeblich versicherte ich ihnen, diese Geschichten seien ohne Unterschied so rein wie Elsie Dinsmore; ihre Antwort lautete immer: »Warum machen sie dann solche Umschläge drum?« Damals wußte ich darauf nichts zu erwidern; und ich habe heute auch keine Antwort, außer der vielleicht, daß damals, das Lesen von Fantasy als unmännlich galt, und eine »sexy lady« auf dem Umschlag bedeutete, daß ein Mann dergleichen lesen konnte, ohne befürchten zu müssen, verspottet zu werden, weil er nämlich »Männerbücher« las, voll von Sex und Blutgier.

In den Jahrzehnten, die seitdem vergangen sind, sind die Heftchen verschwunden, und die Paperbacks, die an ihre Stelle getreten sind, haben der Tatsache Rechnung getragen, daß ihre Leser, mindestens zur Hälfte, Frauen sind; sie versuchen nicht mehr, Leser mit den falschen Versprechungen pornographischer Genüsse zu ködern. Auch das lüsterne Monster ist nicht zurückgekehrt. Doch selbst dann weiß ich Bescheid. Ich kenne mich gut genug in der Biologie aus, um zu wissen, daß, wenn das insektenäugige Monster irgendein Interesse an der Jungfrau hätte, es das Mädchen eher als sein Abendessen, denn als ein Liebesobjekt ansehen würde. Diese dritte unserer »Auserwählte Jungfrau«-Geschichten stellt unumwunden die Frage: warum unterstellt man jedem Drachen, oder einem anderen mädchenfressenden Monster, er schere sich nicht um die moralischen Anschauungen seiner heiligen Opfer?

Paul Reyes ist ein junger Autor aus Berkeley. Früher war er Polizist. Dies ist seine erste verkaufte Geschichte.-MZB

Die Erwählte

»Ich will aber keine Jungfrau sein!« schrie Stephanie. »Ich hasse es, ich hasse es!«

»Still«, schalt ihre Mutter. »Was glaubst du, wer du bist? Und was sollen die Nachbarn denken, wenn sie dir zuhören?« »Das ist mir egal«, schrie Stephanie abermals. »Ich mag es nicht. Anika ist schon drei Monate schwanger und wird ihren Liebsten am nächsten Freitag heiraten. Und Tomira hat mit jedem zweiten Jungen aus dem Dorf im Bett gelegen, und mit den anderen Mädchen ist es fast genauso, und hier stehe ich, und niemand hat mich während der ganzen Zeit angerührt. Warum soll ich für Tugendhaftigkeit bestraft werden? Und man hat mir gesagt, ich sei hübsch!«

»Hast du „hübsch“ gesagt?« fragte Lauranne tückisch. Ihre jüngere Schwester war dicklich, und man mußte vor ihr auf der Hut sein. Sie schleckte an einem Löffel, der mit süßem Sirup halb gefüllt war. »Ich glaube«, brachte sie verschlagen hervor, »daß du bloß Angst hast, am nächsten Festtag zum Drachen zu gehen.«

»Und wenn es so wäre?« fragte Stephanie zurück. »Möchtest du als Opfer im Schlund eines Drachen enden?«

»Rede nicht so«, ermahnte sie ihre Mutter. »Woher willst du wissen, daß es dich treffen wird? Über dreißig Namen sind dieses Jahr in der Lotterie. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß du erwählt wirst. Wir haben dieses Jahr viele Jungfrauen.« Stephanie antwortete nicht. Sie schmolle, löffelte ihre Suppe und ließ ihren Ärger an der Schüssel aus. Sie wußte, daß ihre Chancen mehr als schlecht standen, nicht ausgelost zu werden. Jeder wußte, daß es bei der Lotterie gelegentlich nicht mit rechten Dingen zugeht. So war es vor drei Jahren gewesen, als Jaimy unter den Mädchen diejenige gewesen war, auf die die meisten gesetzt hatten. In diesem Jahr würde Stephanie es sein, deren Name auf mehr als der Hälfte der Wahlzettel stand, und das aus demselben Grund. Wie Jaimy hatte sie sich den Annäherungsversuchen von Ottar, dem Oberpriester des Tempels, widersetzt. Ottar, der sich von den übrigen Priestern des dörflichen Tempels bloß dadurch unterschied, daß er noch schweinischer und schändlicher war. Dann lieber der Schlund des Drachen!

»Nun«, fuhr Lauranne mit einer Stimme fort, die so klebrig-süß war wie der Sirup, an dem sie schleckte, »wenn es dir wirklich Kummer macht, gibt es immer etwas, das du dagegen tun kannst.« Sie grinste ihre ältere Schwester hämisch an, und dann kreischte sie auf, als die Hand der Mutter ihren Kopf zur Seite warf. »So etwas zu sagen!« schnaubte ihre Mutter. »Wohin ist es mit dieser Jugend gekommen? Hör nicht auf ihr gottloses Geschwätz«, fuhr sie zu Stephanie gewandt fort. »Ein tugendhaftes Mädchen zu sein, ist eine gute Sache. Schenke keinem Beachtung, der etwas anderes sagt. Wenn du einen Gatten findest, wirst du feststellen, daß alle diese gottlosen Dinge nicht so gut sind, wie man erzählt«, schloß sie salbungsvoll. »Du scheinst viel Spaß dabei zu haben!« entfuhr es Stephanie. Dann war sie an der Reihe, zu kreischen, als die Hand der Mutter sie traf.

»Also hast du wieder an den Schlüssellochern gelauscht!« keifte sie. »Zur Strafe dafür gehst du ohne Abendessen ins Bett.« Stephanie sah mit zornglühenden Augen zu ihr auf, stand dann eingeschnappt auf und stürmte in ihr Zimmer. Allein im Bett und in die Dunkelheit starrend, dachte sie über die Wege des Schicksals nach. Sie war schon sechzehn Jahre alt, hatte einen festen, jungen Körper, ein ziemlich hübsches Gesicht, und keinen Liebhaber in einem Dorf, wo die alljährliche Opferung einer Jungfrau die Unbeflecktheit zu einer ziemlich fragwürdigen Segnung machte. Wie es Jungfrauen so geht, war sie bereits ein altes Mädchen! Doch bevor ihre Gesichtshaut im letzten Jahr rein wurde, war sie nicht wirklich hübsch gewesen. Und wie der Zufall es wollte, war es ausgerechnet Ottar gewesen, der es als Erster bemerkt hatte. Sie starrte in die Dunkelheit, und faßte einen Entschluß, dessen Unerbitterlichkeit ihrem Alter weit voraus war. Sie würde nicht in den Schlund des Drachen rutschen! Der nächste Tag dämmerte hell und klar herauf. Klarer, blauer Himmel und scharfe Frühherbstluft verbanden sich angenehm. Sie kleidete sich sorgfältig an, so

sittsam, daß ihre Mutter nichts sagen konnte, doch sie wählte die vorn geknöpfte Bluse, die sie gerade so weit öffnen konnte, daß die obere Wölbung ihrer festen jungen Brüste zu sehen war.

Wenn sie Glück hatte, würde sie am Ende des Tages kein Drachenfutter sein. Sie hatte sich ihr Opfer bereits ausgesucht. Neil. Er hatte schwarzes, glänzendes Haar, klare blaue Augen und, weil er auf den Feldern seines Vaters arbeitete, einen starken jungen Körper. Er wird es machen, dachte sie. Er würde es ganz gut machen. »Stephanie«, sagte der junge Bursche erschüttert. »Was sagst du da? Glaubst du, du seist ein gewöhnliches Dorfmadchen, das man unbekümmert nimmt? Ich habe zu viel Respekt vor dir, dich anders zu behandeln als ein tugendhaftes Mädchen.«

Sein Name war Eric, und der Tag war fast vorüber, und sie wurde allmählich ungeduldig. »Aber nicht zu viel Respekt, um mich vor einem Schicksal zu bewahren, das schlimmer ist, als mit dir Tölpel zu schlafen?« blitzte sie ihn an. Ihr Gesicht war puterrot, sie stampfte mit dem Fuß auf, ihre Augen rasend vor Wut. Neil war gegen ihre Reize gleichgültig gewesen, denn sein ganzes Interesse galt seinem neuen Gefährten. Das war ein recht stattlicher junger Mann vom benachbarten Bauernhof, der Haare hatte wie Maisfasern, und Augen, die fast so blau waren wie Neils. Eric war ihr zweites Opfer gewesen. Bei ihm hatte sie auf einen Überfall aus Ritterlichkeit gerechnet. »Stephanie«, versuchte er sie aufzuklären. »Du bist verrückt. Du weißt, daß du als eines von mehr als dreißig Mädchen nur eine kleine Chance hast, für die Ehre auserwählt zu werden.«

Es war erstaunlich, dachte er, wie blau der Himmel sein konnte. Sogar wenn man ihn mit einem Auge betrachtete, war es ein scharfes, klares Herbstblau, das ihm den Atem raubte. Sein anderes Auge schwoll bereits blau an, getroffen von Stephanies Schwinger, und er lag platt auf dem Rücken, mit dem deutlichen Gefühl, daß ein Stein in seiner linken Nierengegend einen tiefen Eindruck hinterließ.

»Er war so beschränkt«, sagte Stephanie. Sie saß bei ihrer Freundin Lisette, einem hübschen jungen Mädchen, das mit fünfzehn Jahren die Zeit ihrer Jungfräulichkeit bereits hinter sich gebracht hatte. »Bis aufs Anbinden habe ich alles mit ihm versucht, und er fing an zu reden, als wäre ich die Maid von irgendeinem Fürsten, die für eine diplomatische Hochzeit aufgespart werden mußte.« »Er ist nicht beschränkt«, erwiderte das jüngere Mädchen. »Das jungfräuliche Opfer, mußt du wissen, muß nicht unbedingt ein Mädchen sein. Einige Jahre lang ist es ein Junge gewesen. Und das ganze Dorf weiß, daß du Ottar einen Korb gegeben hast.« Stephanie sah erschreckt hoch. Lisette nickte weise. »Je kleiner das Dorf, desto größer der Klatsch«, stellte sie fest. »Die Jungen wissen, daß wenn sie Ottars kleinliche Rache vereiteln, vielleicht sie diejenigen sind, die am nächsten Festtag vom Brett springen. Und weil sie keine Möglichkeit haben, ihm zu beweisen, daß sie nicht mehr unschuldig sind, wagen sie es nicht, bei ihm Anstoß zu erregen. Du kannst sie nicht dafür tadeln, daß sie so schrecklich gehemmt sind.«

»Das sind sie nicht!« rief Stephanie. »Das ist das Problem!« Sie schnaubte lärmend in ihr Taschentuch. »Es ist nicht fair«, sagte sie. »Ich wollte ja nur eine Chance haben.« »Das Leben ist nicht fair«, zitierte Lisette. »Das hat unser guter König Cartoris gesagt.« Sie blickte auf, als die Abendglocken im ganzen Dorf zu läuten begannen. »Zeit zum Essen«, sagte sie. »Bis morgen.« Im nächsten Augenblick war sie fort, und Stephanie blieb nichts anderes übrig, als sich tieftraurig nach Hause zu schleppen.

»Ich höre, daß du heute wenig Glück hattest«, grinste Lauranne, als die Mutter ihnen gerade den Rücken zudrehte. Der Vater war mit dem Essen fertig und fortgegangen, um, wie es seine Gewohnheit war, mit den anderen Männern des Dorfes zu schwatzen. Und abgesehen von der Mutter, leistete ihnen bloß der alte Onkel Willis, der in der Ecke saß, Gesellschaft. Stephanie schaute finster drein und sprach wenig. »Es scheint, als müßtest du dieses Jahr noch vom Brett springen«, fuhr Lauranne fort. Ihr hämisches Grinsen verschwand, als ihre Mutter mit dem süßen Pudding zum Nachtschisch erschien. Stephanie stocherte in ihrer Portion herum. Das sonst so friedliche Gesicht der Mutter verzog sich zu einem Stirnrunzeln.

»Machst du dir noch immer Sorgen, daß du erwählt wirst?« fragte sie. »Das mußt du nicht. Und selbst wenn du erwählt wirst, es ist eine Ehre. Du willst doch nicht, daß der Drachen seine Behausung im Vulkan verläßt und das Land verwüstet? Wir alle müssen unser Los tragen, und einer muß die Katastrophe abwenden. Denke an deine prächtige Tante Gwennis, die einen wundervollen Schwanensprung vollführte, als sie erwählt wurde, oder an Tarrins Tochter, die vor zwölf Jahren mit einem dreifachen Salto vom Brett sprang.« Sie blickte sinnend ins Weite. »Nein«, sagte sie, »Jungfrauen wie diese macht man heutzutage nicht mehr.«

»Und ich auch nicht«, krächte der alte Onkel Willis aus der Ecke. »Ich auch nicht.«

»Sei still«, ermahnte ihn die Mutter, und versetzte ihm mit einem schweren Holzlöffel einen ordentlichen Schlag auf den Kopf. »Ist das eine Art, mit jungen Mädchen zu sprechen. Du solltest dich schämen.«

Als Stephanie mit dem Essen fertig war, hatte sich eine Idee in ihrem Kopf eingenistet. Der alte Onkel Willis war nicht der einzige schmutzige, alte Mann im Dorf. Da war noch der alte Sam, der Seemann, der in seiner Jugend ein Pirat gewesen sein sollte, und der mit Sicherheit kein Mann war, den die Priester der Unschuld bezichtigen konnten. Wenn er auch einäugig, vulgär, ungeschlachtet und ungewaschen war, konnte man ihn einem Drachen gleichwohl mit Sicherheit vorziehen. Es war an einem anderen klaren Herbsttag, als Stephanie abermals zu ihrer Suche aufbrach. Sie brauchte bei ihren Besorgungen bloß ein paar Mal an Sams Hütte vorbeizutrippeln, und schon hatte sie seine Aufmerksamkeit erregt. Am Abend saß er vor seiner Hütte auf einem Stuhl, und folgte mit lüsterndem Blick jeder ihrer Bewegungen.

»Oh, meine Süße«, brabbelte er heimtückisch, als sie mit einem Krug Wasser vorbeiging, den sie auf dem Kopf balancierte. »Prächtig bist du, und unter vollen Segeln. Bist wie Schaluppe, die die Wasser der Südlichen Meere durchpflügt, so schnittig bist du.«

Sie stand vor ihm, die Hüften frech vorgeschoben, und lächelte ihn an.

»Du willst mir den Kopf verdrehen«, sagte sie, »wenn du so was sagst.«

»Ha, ha«, sagte er, »du verdrehst mir den Kopf, wie 'ne Kompaßnadel in einem Sturm, ja, das tust du.« Sie setzte den Krug neben ihm auf den Boden, stand da und blickte mit einem verführerischen Lächeln auf den alten Piraten herunter. »Oho«, sagte sie. »Du bist ein böser, alter Mann, der ein Mädchen leicht in gefährliche Gewässer lotsen kann.« »Richtig«, gackerte er. »Richtig, aber dann geht's auch mit voller Kraft voraus!« Sie lächelte ihn weiter an, und nahm keine Notiz vom Rumgestank in seinem Atem. Gewiß immer noch besser, als der Schwefelgeruch eines Drachen!

»In seinen jungen Jahren mag er ein Priat gewesen sein«, beklagte sich Stephanie später bei Lisette, »mit einem Mädchen in jedem Hafen. Aber in seinen Segeln ist kein Wind mehr gewesen, seit ich geboren wurde!« Sie schneuzte sich in ihr Taschentuch, das in letzter Zeit gewiß zu oft benutzt worden war. Lisette gab ihr ein frisches.

»Jeder hat mal einen schlechten Tag«, bemerkte sie. »Vielleicht wird es morgen besser.« Stephanie blies geräuschvoll in ihr frisches Taschentuch.

»Nein«, schluchzte sie. »Ich bin unweigerlich zum Drachen verdammt!«

An diesem Abend verlief das Essen schweigsam. Selbst die Mutter schien in verzweifelter Stimmung zu sein. Sie machte eine Beerentorte, die Stephanie gewöhnlich liebte.

»Wir haben alle unsere Bestimmung«, sagte die Mutter, als das Geschirr abgewaschen wurde. »Das Tal vor den Verwüstungen des Drachen zu retten, ist ein gutes Los.«

»Ist das alles, was ich für euch bin?« schrie Stephanie plötzlich. »Drachenfutter?« Sie warf ihr Handtuch auf den Boden, rannte in ihr Zimmer, schloß die Tür ab, warf sich auf ihr Bett und ließ ihren Tränen freien Lauf. Klugerweise folgte die Mutter ihr nicht. Spät in der Nacht, allein im dunklen Zimmer, überdachte sie ihre Chancen. Es gab noch andere Jungen, sagte sie sich, außerhalb des Dorfes und außer Reichweite des Priesters. Einer von ihnen würde es machen müssen.

In der letzten Zeit hatte es klare Herbsttage im Überfluß gegeben, und auch der nächste Tag war keine Ausnahme. Gegen die Morgenkühle warf Stephanie ihren Umhang um, nahm ihren Korb und

verkündete, sie wolle Beeren suchen gehen. Als sie draußen war, schlug sie die Straße ein, die zu dem Gehölz außerhalb des Dorfes führte. Es lag an der Flanke des aufragenden Vulkans, in dem der Drache hauste. Der Holzfäller, so sagte man, sollte einen ansehnlichen jungen Sohn haben. Das paßte ausgezeichnet. Schon bald mußte Stephanie sich eingestehen, daß sie es fertiggebracht hatte, sich zu verirren. Das Gehölz war eigentlich ein kleiner Wald, und sie hatte sich noch nie so weit vom Dorf entfernt. Sie blickte sich um. Alle Bäume sahen gleich aus. Sie atmete langsam ein und aus. Denk nach, befahl sie sich. Was tun? Sie kniff die Augen zusammen, und erspähte einen Felshaufen ein Stück den Berg hinauf, gekrönt von einer mächtigen Haube von stumpfbraunem Stein. Das war vielleicht ein guter Aussichtspunkt. Sie machte sich auf den Weg dorthin. Am Ende des Geröllfeldes blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen, und betrachtete das braune Gras und den steinigen Untergrund ringsum. Ziemlich trostlos, das steht fest, dachte sie. Bergauf vor ihr war ein großer Felsen, den sie sich zum Ziel wählte. Sie nahm ihren Korb, um ihren Marsch fortzusetzen, als ihr Herz plötzlich stehenblieb. Der große Felsen hatte sich bewegt. Minutenlang stand sie so unbeweglich wie die Steine, die sie umgaben. Dann begann sie auf ihrem Pfad rückwärts zu gehen. Doch das Pech, das sie bis hierher verfolgt hatte, blieb ihr auf den Fersen, denn schon knackte ein Zweig unter ihren Sohlen. Mit der ganzen Bedrohlichkeit einer aufziehenden Gewitterwolke hob der Drache sein Haupt, und lugte aus geziemender Höhe auf sie herab.

»Hallo«, sagte sie. »Wie geht's dir?«

»Prächtig«, erwiderte der Drache. »Und dir?«

»Prächtig«, sagte sie zur Antwort, ziemlich froh, daß sie nicht ins Stottern gekommen war. Sie blickte sich um. Sie waren ganz allein.

»Hübscher Tag«, fuhr sie fort. Nicht gerade ein origineller Dialog, doch was sagte man schließlich zu einem Drachen? Ihm schien der Mangel an gemeinsamen Gesprächsthemen bewußt zu sein, denn er nickte bloß und fuhr fort, den steinigen Untergrund abzusuchen.

»Entschuldige«, setzte sie wieder an. Der Drache schaute sich nach ihr um.

»Hm, was machst du da?« fragte sie.

»Ich schau mich nach etwas Eßbarem um«, antwortete er. Mit einer Leichtigkeit, die furchteinflößend war, beugte er sich über einen Felsen von der Größe einer Bauernkate, um ein Nest von Berg-Murmeltieren freizulegen, von denen jedes halb so groß wie ein Schaf und sommerfett war. Wie ein zuckender Blitz schoß seine gespaltene Zunge hervor, einmal, zweimal, dreimal, und jedes Mal verwandelte sich ein fettes Murmeltier in einen köstlichen Drachenbissen. Stephanie mußte zugeben, daß die Geschwindigkeit des Verzehrs sie mit einiger Erleichterung erfüllte. Zumindest brauchte sie sich nicht vor Schmerzen zu fürchten, falls die Reihe an sie kam.

»Ist das dein übliches Essen?« fragte sie, durch das Schauspiel neugierig geworden. Er nickte, und schaute sie beinahe onkelhaft an. Für einen Drachen, dachte sie, ist er eigentlich kein so übler Bursche.

»Ich esse auch andere Sachen«, sagte er.

»Auch Jungfrauen?« fragte sie, ihren ganzen Mut zusammennehmend. Er sah sie durchdringend an.

»Wenn sie mir geopfert werden«, erwiderte er. »Aber sie sind nicht mein Fall.«

»Nicht dein Fall?« fragte sie überrascht.

»Sie sind keinen Pfifferling wert, nein«, schnaubte er. »Magere, junge Dinger. Haben so gut wie kein Fleisch auf den Knochen.«

»Aber die Priester sagen, daß du Jungfrauen willst«, sagte sie. Als er das hörte, prustete er vor Abscheu.

»Warum sollte mich das Privatleben einer jungen Frau kümmern?« fragte er. »Ich habe selbst Ärger genug. Nicht, daß ich ein Privatleben hätte«, fuhr er fort. »Aber alle meine Freunde und die weiblichen Drachen leben im Süden, in wärmeren Ländern. Und ich klebe an diesem elenden Ort, wo eine ordentliche Mahlzeit kaum zu kriegen ist, und sie mir nichts anderes vorsetzen als magere Jungfrauen. Du gestattest doch?« Er wandte sich von ihr ab, neigte sich über einen anderen Felsen, und verspeiste ein paar weitere Murmeltiere. Sie beobachtete den Drachen bei seiner Mahlzeit, und in ihrem Kopf begann eine Idee Gestalt anzunehmen.

»Äh, Mr. Drachen«, sagte sie. »Darf ich Ihnen was erzählen?«

Er sah sie lange an, dann nahm er auf seinen Hinterbacken Platz, und sie fing an.

Am Tage des Festes wurde ihnen noch einmal ein klarer Herbsttag zuteil. Ihren Erwartungen gemäß, war Stephanies Name in der Lotterie gezogen worden, und alle anderen Mädchen hatten ihr mit erleichterten Gesichtern dazu gratuliert, daß sie für diese Ehre auserwählt worden war. Nun war sie ganz in Weiß und Gold gekleidet, führte die Prozession an, die den Hang des Vulkans hinaufzog, und saß in einer Sänfte, die von den jungen Männern des Dorfes getragen wurde. Tempelpriester in goldenen und roten Gewändern schwenkten Weihrauchkessel und sangen Hymnen, angeführt von Ottar, dessen fatter Leib in dieser Kleidung einen widerlichen Anblick bot. Rasch gelangten sie zum Rande des Vulkans, wo das Sprungbrett sie erwartete. Tief unten konnten sie den Lärm des Drachen hören, der an den Innenwänden des Kraters emporkroch. Ottar gab bei den Gebeten und Gesängen den Ton an. »Wir rufen Dich an, o majestätischer Gleiter«, predigte er, »wir bitten Dich, unser bescheidenes Opfer in dem Geiste anzunehmen, in dem es dargebracht wird.« Neuer Weihrauch wurde verbrannt, neue Lieder wurden angestimmt. Das Schaben von Schuppen auf dem Fels wurde lauter. Stephanie war äußerlich gefaßt, doch ihr Herz klopfte heftig. Was war, wenn der Drachen gelogen hatte? Mit gespielter Gelassenheit gestattete sie Ottar, ihr aus der Sänfte zu helfen. Doch anstatt allein und ohne Hilfe bis zum Rand der Felswand und dann auf das Brett zu gehen, bedeutete sie ihm, er selbst solle sie zum Brett führen. Achselzuckend führte er sie hin, gefolgt von den zwölf singenden Priestern. Das Geräusch der Schuppen, die auf dem Gestein kratzten, stieg aus dem rauchenden Krater herauf. Ottar und die anderen blieben am Rand stehen, während sie allein mit klopfendem Herzen auf das Brett hinaustrat. Sie blickte hinunter in den wirbelnden Rauch und Staub. Ein dunklerer Schatten wurde deutlicher, bekam ausgeprägte Züge: es war der Drachen.

»Mr. Drachen«, rief sie in die Tiefe. »Ich bin's. Ich bin da.«

»Ich weiß«, gab er murrend zur Antwort. Plötzlich erschien er am Kraterrand, stützte sich mit den vorderen Gliedmaßen auf die Kante, und ließ seinen Blick mit Interesse über die Menge schweifen. Auf Ottar und seinem Gefolge blieb er haften. Seine Zunge schnellte vor, und ihre beiden Spitzen wanden sich wie Schlangen unter dem Flötenspiel eines Schlangenbeschwörers.

»Mächtiger Drachen«, sagte Ottar, »empfangen unser Opfer.«

»Vielen Dank«, erwiderte der Drachen, und seine Stimme rollte wie Donner. Er betrachtete sie abermals eingehend.

»Hm, ich hoffe, die Jungfrau gefällt Euch«, fuhr Ottar, unsicher geworden, fort. Was war mit dem Biest los.

»Warum sollte sie das?« fragte der Drachen milde. Ottar sah bestürzt aus.

»Nun«, fragte er. »Was möchtet ihr gern?«

Der Drachen lächelte auf ihn herab. »Etwas Fettes«, sagte er.

»Etwas Fettes?« kreischte Ottar.

»Etwas Fettes«, bestätigte der Drachen. Mit der Schnelligkeit eines Reiher, der einen Fisch aufspießt, schoß seine Zunge hervor, und die zwei Spitzen packten Ottar um den Leib. Im nächsten Augenblick befand sich Ottar in der Luft, und hatte kaum noch Zeit für einen Schrei, als er auch schon verschwunden war, und die Zunge erneut vorschnellte und sich den nächsten Priester schnappte. Auch er verschwand, und dann der nächste und der übernächste. Inzwischen hatten die verbliebenen Tempelherren die Flucht ergriffen, doch die Jahre des süßen Lebens und der schwellenden Wänste forderten ihren Tribut, und die Zunge bekam sie alle zu fassen, und beförderte sie ohne Ausnahme dorthin, wo sich Ottar, ihr ehemaliger Gebieter, bereits befand. Mit einem zufriedenen Rülps sah der Drachen den fliehenden Dörflern nach, und warf Stephanie von der Seite einen Blick zu. »Eine vorzügliche Mahlzeit«, sagte er. »Ich danke dir vielmals.«

Seine Zunge kam hervor, dieses Mal langsamer, doch noch immer zu schnell, um zu entkommen, pflückte sie vom Brett ab, hob sie in die Luft und setzte sie auf festem Boden ab. Mit einem letzten Winken glitt er wieder in die Düsternis hinab.

Es war ein überaus fröhliches Wiedersehens-Essen, das Stephanies Familie an diesem Abend für sie veranstaltete. Die Dorfbewohner waren noch dabei, sich an die Vorstellung zu gewöhnen, daß sie keine Jungfrauen mehr zu opfern brauchten, obgleich einige der korpulenteren Bürger ein wenig besorgt in die Zukunft blickten. Ihre Mutter hatte Stephanies Lieblingstorte mit Beeren gebacken, und dieses Mal versuchte ihre Schwester nicht, ihre Portion zu ergattern.

»Vielleicht können wir für das Opfer im nächsten Jahr ein paar Priester aus dem Nachbardorf herlocken«, sagte Lisette. »Vielleicht«, erwiderte Stephanie, den Mund mit Beerentorte vollgestopft. »Wir müssen darüber nachdenken.« Ein Ruf von draußen unterbrach das Gespräch. Sie ließen die Gabeln fallen und rannten vor die Tür, wo sie die Dorfbewohner bereits vorfanden, die zum Himmel hinauf blickten. Sobald sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, begriffen sie, was das Rufen bedeutet hatte: der Drachen hatte seinen Krater verlassen. Mächtige Flügel peitschten die Luft, und sandten rollende Donnerschläge in alle Richtungen. Er kreiste über dem Dorf, neigte seine Flügel zum Gruß, drehte nach Süden ab, und war bald im Nachthimmel verschwunden.

»Er ist weg«, sagte Laurantte unnötigerweise. Jedermann nickte zustimmend, bevor mit einem Schlag ein erleichtertes Geschnatter einsetzte. »Er ist weg!« riefen alle. »Er ist weg!« Gesichter verzogen sich zum Grinsen, Gelächter wurde laut. Im Nu hüpfte und tanzte das ganze Dorf herum wie eine Schar von Narren. Lisette und Stephanie fielen sich in die Arme. Lisette war überrascht, Tränen in den Augen ihrer Freundin zu entdecken. »Erzähl mir bloß nicht, daß du ihn vermißt!« rief sie aus. Stephanie zuckte die Achseln.

»Für einen Drachen war er gar nicht so übel«, antwortete sie. »Schon gut«, sagte Lisette barsch. »Jedenfalls ist er weg, und jetzt können wir uns vielleicht auf die Strümpfe machen, um einen Liebsten für dich zu suchen!« »Morgen«, erwiderte Stephanie. »Heute war ein langer Tag.«

RICHARD CORWIN

Hier folgt von einem neuen Autor eine Geschichte über eine Zauberin und ihre Rache; farbig und phantastisch. Richard Corwin ist Hochschulabsolvent und künstlerischer Fotograf; gegenwärtig arbeitet er im Bereich der Kleinkinder-Erziehung; diese Geschichte ist ganz bestimmt nichts für kleine Kinder. – MZB

RICHARD CORWIN

Rote Perlen

»Für die fünf Leute, die mir sagten, diese Geschichte solle ich auf alle Fälle schreiben.«

Es begann mit dem Schlagen der Trommeln. Sie schlugen langsam, volltönend, rhythmisch, einschläfernd, in der stillen Luft der Nacht. Wettergegerbte Hände hielten verwitterte Schlegel. Dick wie eine Männerfaust, glattgerieben vom Schlagen auf Felle aus straffer Pferdehaut. Einen langsamen Herzschlag ertönen lassend, der die Tänzer im Kreis zu ihren geschmeidigen, aufeinander abgestimmten Bewegungen antrieb. Nackte Füße folgten mit leichtem Stampfen dem beseelten Atem des Rhythmus, als die Tänzer ein sorgsam in den Sand gezogenes sternförmiges Muster nachzeichneten. Das unruhige Flattern langer Seidenärmel vereinigte sich zu Wellenbögen, die Schatten auf weißbemale Gesichter warfen, die im Feuerschein rot flackerten.

Der Trommelschlag wurde schneller und schneller. Durch zusätzliche, höher gestimmte Taras befeuert, wirbelten die Tänzer herum und schleuderten roten Staub hoch. Der weißgekleidete Kojiro-Dahaka, der wie ein Wirbelwind um die Tänzer fegte, riß die Zuschauer zu einem Klatschen hin, das die Trommeln synkopisch untermalte. Der Bann wurde hypnotisch. Aufwühlend. Fesselnd. Blendend. Der Staubdunst verdichtete sich in der Mitte des Kreises zu einer Säule. Sie bog und drehte sich, wirbelte, und nahm eine Gestalt an wie aus Blutstaub. Und die Umformung nahm ihren Lauf.

Die Gesänge rannen zu einer Klage zusammen, als der Bann sich verstärkte, bis der Staub sich in einem Ausbruch von Licht und Hitze zu einem Karneol wandelte, der im sich klärenden Dunst eine einzige Figur erstehen ließ. Dort stand die Gestalt von Ranghi, eingesponnen in silberne Spinnweben, ausgenommen eine einzelne Frauenhand, in einer starren Geste der Erwartung ausgestreckt. Der Schlag der Trommeln wurde immer schwächer, bis nur noch ein paar Hände den Rhythmus der Musik schlugen. Der Kojiro trat in den Kreis der Tänzer und trug ein Paar blutfarbene Lederhandschuhe, mit Silberfäden und roten Perlen verziert. Er trat vor den Kokon, und legte die Handschuhe in die geöffnete Hand. Rubinrote Fingernägel umschlossen sie langsam und steif.

Ein leiser, ferner Seufzer war aus dem Kokon zu hören, bevor er sich in tausend federleichte Fäden auflöste. Und allmählich enthüllte sich die Gestalt in seinem Inneren. Sie stak in einer karmesinblanken Rüstung, geschmückt mit Rubinen, roten Perlen und silbernem Filigran, das unheimlichen Linien folgte; glatte, blutrote Flächen, manchmal wie Drachen, manchmal wie Löwen geformt. Der getriebene, rubinrote Helm, der den Kopf eng umschloß, trug einen Kamm mit der Skulptur eines sich windenden Drachen, der einen schmalen Silbermond in seinen Klauen hielt. Ein Zopf rosaroten Haars floß durch eine Öffnung im Helm und fiel über ihre Schultern. Ihre Augen waren goldfarben, und ihre Haut war silbern. Korallenfarbene Lippen bewegten sich: »Es ist Frühling, nicht wahr?«

»Ja, Houri-Ranghi«, gab der Häuptling der Dahaka zur Antwort.

Ranghi war dreihundertundfünfzig Jahre lang die Anführerin ihres Stammes gewesen. Sie entsann sich längst vergangener Zeiten, als die Zahl der Dahaka in die Hunderte gegangen war. Jetzt waren es bloß noch siebenundzwanzig. Zu Lebzeiten ihres Vaters hatte ein Krieg zwischen ihnen und den Asana begonnen. Er war am Ende zu einem Vernichtungsfeldzug geworden, in dem sie die letzte überlebende Zauberin ihres Stammes gewesen war. Im kalten Winter des vergangenen Jahres ließ sie sich auf den tödlichen Kampf mit Ameshet ein, dem letzten Zauberer der Asana. In den Schlackenwüsten nahe am Schwarzen Fluß kämpften sie drei Tage lang, nahmen die Gestalten von Riesen, Tierwesen und Dämonen an und benutzten jede Waffe, die sie herbeizaubern konnten. Am Ende erwies sich Ameshet als der Stärkere. Er gab sich eine Form, die machtvoller war, als sie je ein Ranghi erlangen konnte. Mit Glück lockte er sie in eine Falle, und teilte ihren Körper in fünf Stücke, bevor er ihr Herz fand. Dann riß er es heraus und verspeiste es in einem Ritual, um sich dessen Stärke einzuverleiben; es wurde sein zweites Herz, das für ihn schlug. Ranghi starb

langsam: es dauerte neun Tage. Nachdem Ameshet sie dem Tode überlassen hatte, begann sie einen letzten Zauber zu spinnen, der es ihr möglich machen sollte, auf die Erde zurückzukehren und an Ameshet Rache zu nehmen. Bevor sie starb, ließ Ranghi den Ko-jiro-Dahaka Gabbath zu sich kommen und befahl ihm, ihren Leichnam in den Schlackenwüsten zu bestatten, weil der Rücken der Erde dort mächtig war. Sie wies ihn an, zur Frühlingszeit in der Nacht der Mondfinsternis wiederzukommen, und sie durch die Trommeln des Stammes zurückzurufen. Darauf gab sie Gabbath ihre Handschuhe, und gebot ihm, sie ihr zu geben, wenn sie ihre Gestalt in einem Staubkörper annehme. »Sie werden mir ein wenig von meiner Macht zurückgeben«, sagte sie ihm. »Durch das Lied der Trommeln bin ich auferstanden«, sprach sie zu ihrem Volk. »Und durch eure Trommeln werde ich vielleicht dort bestehen können, wo Zauberkraft nichts vermag. Trommelt hundert jähre lang, wenn es nötig ist, aber gebt niemals auf. Ich trage in mir die letzte Hoffnung der Dahaka, Ameshet zu besiegen. Ich bin schwach. Meine Zauberkraft ist nicht ausgeprägt, ohne einen Körper aus Fleisch. Mein Leib ist aus Staub, also müßt ihr meine Stärke sein. Eure Hände müssen die Kette sein, die mich an der Erde festhält. Ich werde euch nicht im Stich lassen. Ich verspreche, zu euch zurückzukehren, wie ich es euch schon zuvor versprochen habe.«

Während sie sprach, verdichtete sich der Staub in der Luft, und nahm die Form eines Paares schöner, goldener Flügel an. Schwerelos erhob sie sich vom Boden und begann nach Norden zu fliegen, wo sie ihren letzten Kampf austragen wollte. Hinter ihr fielen die Trommeln in einen vielstimmigen Rhythmus, der mit ihrer Entfernung in die Nacht langsam schwach und schwächer wurde. Sie flog durch die Gewölbe der nächtlichen Wüstenwinde, und kam zu dem Ort, wo Türme aus Alabaster sich über dem weißen Sand erhoben. Sie landete in Laubengärten mit blanken Basaltsäulen, überwachsen mit Kletterpflanzen, die blaue Blüten trugen, und gelangte an eine geschnitzte Elfenbeintür. Zwei stumme, kräftige Wächter standen davor, deren Hände locker auf den kristallinen Griffen mit Ammonit bewehrter Speere lagen. Eine einzige Geste genügte, und sie wurden zu kristallinen Standbildern, deren Hände für immer mit ihren Waffen verschmolzen. Sie lächelte unmerklich, als sie an ihren vorbeischnitt. Sich mühelos wieder in Staub verwandelnd, schlüpfte sie durch die Ritzen an den Rändern der schlichten Elfenbeinplatte, passierte leicht eine unsichtbare Schranke, die magische und andere Waffen abwehrte. Sie betrat einen achteckigen Raum mit weißen Mauern, unterbrochen von geschnitzten Wandschirmen, die mit blau und grün bestickten Vorhängen dekoriert waren. Getragen von einem Lufthauch schwebte sie über einen Teppich hinweg, der wie ein Labyrinth gemustert und mit Runenzeichen umrandet war. Er sollte sterbliche Angreifer aufhalten oder vernichten – gegen solche aus Staub vermochte er nichts.

In der Mitte des Raumes war ein hoher Thronszitz aus Lapislazuli, gekrönt von einem fächerförmigen Sessel aus erlesenen geschliffenem Smaragd. Auf dem Sessel, inmitten starrer Reliefs tanzender Greifen und Adler, thronte er: eine Rüstung aus Stahl und Seide mit goldenen Verzierungen, Onyx-Haar, oben zu einem Knoten gebunden, weißgepuderte Haut, welche die Jadeaugen betonte. Ameshet. Vor ihm kniete auf einem Stoffkissen ein weißgekleideter und ebenfalls weiß gepudertes Mann, der sich vorbeugte und mit gedämpfter Stimme sprach.

Den Thronszitz umkreisend, sprühte sie Stäubchen in seine Augen, und trübte seine Sicht durch einen Tränenschleier, ehe sie sich vor ihm zurückverwandelte. Ihr Haar verschmolz mit der Schleppe ihrer flammendroten Gewänder.

»Du wirst noch mehr weinen, Ameshet«, sagte sie herablassend. Der Weißgekleidete zog ein juwelenbesetztes Messer und sprang auf die Füße. Ihr Lächeln wurde zu Eis. Sie packte den Angreifer bei seinem hochgereckten Arm und warf ihn wie ein abgelegtes Spielzeug durch den Raum. Als er über den gemusterten Teppich flog, umspielten ihn knisternde blaue Flammenzungen, umhüllten ihn, als er an die Wand krachte, und sein Körper in tausend schwelende Teilchen zerschellte.

Ameshet zog sich aus dem Sessel hoch, reinigte seine halb-blinden Augen und sagte: »Ist Ranghi aus ihrem Grab zurückgekehrt, oder solltest du ein Phantom sein?«

»Kein Phantom«, erwiderte sie.

»Dann sollst du abermals getötet werden...« Seine Stimme verengte sich zu einem Zischen, während er sich zur weißgekalkten Wand begab, um ein Opal-Schwert aus einer mit Edelsteinen übersäten Scheide zu ziehen. »Und du wirst abermals getötet werden!« Ranghi tanzte durch die Runen, die einem Staubkörper nichts anhaben konnten, zur gegenüberliegenden Wand. Dort ergriff sie mit ihren schlanken Händen ein Silberschwert. Sie drehte sich, um den Angriff Ameshets zu erwarten. Er war einen ganzen Kopf größer als sie. Seine Schultern waren breiter und seine Zähne länger geworden. Er rollte wie eine Flutwelle auf sie los. In krachender Rüstung versetzte er seinen Schwertarm in kreisende Bewegungen, bis die Klinge wie ein schillerndes Stück Treibgut durch die weiße Gischt seiner Hände schwamm. Sie parierte seinen Angriff mit einem schrillen Schrei, hielt seine Klinge sekundenlang auf, dann veränderte sie ihren Schwerpunkt und ließ seine Welle über sich hinauschießen. Er war auf nahezu das Doppelte seiner früheren Größe gewachsen, sein Kopf stieß beinahe an die Zimmerdecke, seine Zähne waren schnappende Hauer geworden. In seinen Händen, die sich in zackige Klauen verwandelt hatten, wirkte das Schwert wie ein Spielzeug. Sie wich katzenleich zurück, ihr langes Haar wurde gekräuselter Pelz, ihre Muskeln wurden schlank und raubtierhaft. Sie schlug mit dem Schwert nach ihm und schmetterte es mit voller Wucht gegen das seine. Fauchend sprang sie mit gezücktem Schwert auf sein weißes, zähnebleckendes Gesicht los.

Und dann war das Gesicht verschwunden. Sie fiel mit einem Schmerzscrei in einen Haufen riesiger Rüstungen. »Hier bin ich, du Biest«, rief er höhnisch von der gegenüberliegenden Wand. Eine lange Lanze mit einer doppelten Schneide an der Spitze schwenkend, fragte er: »Da ich nicht weiß, warum du zurückgekehrt bist, würdest du es mir sagen, bevor ich dir den Garaus mache?«

»Um dich leiden zu sehen«, erwiderte sie.

Sie schlich auf ihn zu, und begann das Schwert über ihrem Kopf wirbeln zu lassen. Er begann seinen Gegenangriff, indem er einen Ausfall nach links vortäuschte, dann schwang er sich aufwärts, ließ einen Regen gelber Funken niedergehen und entwaффnete sie. Dann beschrieb er mit der Lanzenspitze einen Kreis um ihren Hals und köpfte sie fast lautlos. Ranghis Kopf lachte ein entrücktes, hohles Lachen, während er über den Boden rollte. Der kopflose Leib bückte sich nach dem verlorenen Körperteil, suchte verstohlen nach etwas, das er nicht zu finden schien. Ameshets Lachen mischte sich mit dem ihren, als er den Kopf mit der Lanze aufspießte, und ihn mit der linken Hand von ihrer Spitze nahm. Er packte das noch immer katzenhafte Gesicht bei den Haaren und betrachtete es sorgfältig, aber rasch. Ranghis geöffnete Augen starrten ihn in bleichem Zorn an. Ameshet lächelte. »Es scheint, daß die Befreiung von der körperlichen Hülle dich nicht getötet hat. Gleichwohl nehme ich an, daß dein Körper völlig nutzlos sein wird, wenn die Augen fehlen, die ihn leiten«, bemerkte er. »Ich glaube auch nicht, daß dein Kopf ohne deinen Körper lange überleben wird.« Ranghis Kopf antwortete: »Ich glaube, du überschätzt dich.«

Aus dem Winkel seines rechten Auges sah er einen Fleck, der, als er kratzend über sein Auge fuhr, einen Blutstrom zurückließ, der wie ein Schwall von Tränen floß. Halb-blind schwang Ameshet die Lanze gegen den Körper, doch es gelang ihm nur noch, ihn zurückzuschlagen, während er selbst sich durch die nächstgelegene offene Tür zurückzog. Nachdem er durch die Öffnung geschlüpft war, schloß und verriegelte Ameshet die Bronzetür hinter sich, und floh durch die Halle zu einer lackierten Tür. Da er glaubte, durch das Hindernis, das sich nun zwischen ihm und dem Körper befand, nur einen kleinen Vorsprung gewonnen zu haben, legte Ameshet die Lanze und den abgetrennten Kopf neben sich auf den Boden und wandte sich um, den Gegner zu erwarten, der rasch kommen würde. Er nahm einen Ring von seinem Finger, und begann hastig einen Zauber zu spinnen. Als die Bronzetür sich nach innen auszuheulen begann, ließ Ameshet einen heftigen Ball aus Feuer los, der durch die Halle schoß und wie ein Donnerschlag explodierte, als eine Gestalt, halb Löwe, halb Mensch, in den Gang einbrach. Als er sich nach den Waffen bückte, sahen Ameshets Augen etwas Unerwartetes. Durch den aschedicken Qualm trottete das Untier auf ihn zu. Eine Woge von Furcht durchlief ihn. Er umklammerte den Kopf mit nervösen Fingern, und zog sich rasch durch die Tür, die sich hinter ihm befand, zurück, ohne sich damit aufzuhalten, sie zu

schließen. Er lief den nächsten Gang hinunter, und bog dann in einen kleinen, quadratischen Raum mit drei Türen ein. Dort befanden sich auf Wandborden die verschiedenartigsten Gegenstände. Hastig suchte er den Raum nach brauchbaren Waffen ab. Von einem Tisch nahm er eine braune Phiole und drei Ringe aus Onyx, Smaragd und Saphir, die er in dieser Reihenfolge auf drei Finger steckte. Dann fuhr er mit der Hand in einen mit Kräutern gefüllten Krug, und legte eine Handvoll davon auf sein geblendetes Auge. Als er einen Beutel mit dreihundert Ringen fand, steckte er Ranghis Kopf ebenfalls hinein, und band den Beutel an seiner Hüfte fest. Als der kopflose Leib mit einem geisterhaften Schnarren in der Türöffnung erschien, nahm Ameshet eine Phiole mit braunem Zauberpulver und warf sie auf den blauen Steinfußboden. Eine Fontäne fetter, brauner Erde schoß zwischen ihm und dem Körper empor, wölbte sich über Ranghis Leib und hüllte sie in einen dichten Ball.

Ameshet stieß einen erleichterten Seufzer aus, und lehnte sich einen Augenblick lang an die Wand. Er wischte das Gemisch aus Asche, Schweiß und weißem Puder von seiner Stirn, ergriff wieder die Lanze und näherte sich dem sphärischen Kerker. Sekundenschnell schoß eine katzenartige Vordertatze aus dem Ball hervor, und renkte ihm mit einem Knacken die Schulter aus. Das Staub-Wesen erstand aufs Neue, wobei es die Erde aufsaugte, die es hatte einkerkern sollen. Ameshet starrte sie einen Augenblick an, und dann floh er durch die Tür zu seiner Linken. Am Ende des nächsten Ganges stieß er eine Tür auf, und wurde von einem aufgeschreckten Gewieher empfangen. Er zäumte einen Hengst auf und bestieg ihn, ohne ihn zu satteln. Mit Stößen in die Rippen lenkte er ihn durch den Stall und den offenen Torbogen hinaus in die Nacht. Die Lanze in der rechten Hand, den abgetrennten Kopf in der linken, ritt er nach Westen.

Hundert Meter vom Stall entfernt hörte er hinter sich Pferdegeschrei. Er trieb das Pferd zu größerer Schnelligkeit an. In der Ferne schlugen unaufhörlich die Trommeln... Ameshet nahm die Zügel zwischen die Zähne und steckte die Lanze in seinen Gürtel. Vor Schmerz biß er heftig in die Zügel, als er sich seine Schulter wieder einrenkte. Als sein gepreßter Aufschrei ertönte, stieg aus dem Beutel an seiner Hüfte ein Gelächter auf.

Nach ein paar Minuten sah Ameshet sich um, und stellte fest, daß Ranghis Körper jegliches menschliches Aussehen verloren hatte, und nun gänzlich einem Löwen glich... dem freilich der Kopf fehlte. Er ritt schneller, und gewann allmählich einen Vorsprung vor dem Raubtier, das lautlos hinter ihm herrannte. Als die Nacht sich ihrem Ende zuneigte, schmolz sein Vorsprung langsam zusammen. In der Stunde vor der Morgendämmerung sah Ameshet sich abermals um. Das Untier folgte ihm noch immer, doch es war zu einem bloßen unangenehmen Fleck am Rande seines nächtlichen Sehvermögens geworden. Mit seinem umversehrten Auge schätzte er, daß es etwa eine Meile hinter ihm war. Er lenkte sein Pferd zu einem entfernten Wasserloch in der Wüste, da er kurz verschnaufen wollte; seine andere Hoffnung war, daß die Sonnenstrahlen seinen Verfolger zu einem traumähnlichen Hirngespinnst auflösen würden. Aber das war nicht der Fall.

Als die Sonne aufging, war der Schatten ihm noch immer auf den Fersen. Ameshet ritt zum Wasserloch und ließ das Pferd seinen Durst stillen. Er nahm den Beutel von seiner Hüfte und zog den Kopf heraus. Ranghis Augen öffneten sich zu einem amüsierten Blick. »Selbst im Tode bist du noch eine große Zauberin«, sagte er. »Erzähle mir, wie du das alles fertiggebracht hast.«

»Wir wollen es die letzte Verzauberung nennen, Ameshet. Als du mich getötet hast, schwor ich, daß ich mich für jeden Teil meines Körpers, den du zerschmettert hast, einen Tag lang rächen würde.« Sie lächelte, zufrieden mit ihrer Leistung.

»Das heißt, daß du mich sechs Tage lang jagen wirst. Ist es so?«

»Falls du solange durchhältst...« Ihre Stimme verlor sich. »Aber ich habe deinen Kopf. Ich sehe, daß dein Körper ohne Kopf sich bloß nach ihm verzehren und mich gelegentlich auf gut Glück verletzen kann«, erwiderte er.

»Doch er verzehrt sich nach dir«, gab sie zurück. »Und bis jetzt hast du nicht genügend Stärke bewiesen, ihn aufzuhalten. Der große Zauberer hat es gerade noch fertiggebracht, entsetzt vor ihm zu fliehen.«

»Ich bin stark genug, ihn aufzuhalten. Ich habe meine Mittel«, schnarrte er, als er den Kopf gefühllos in den Beutel zurückstopfte.

Eine Weile sann er über Mittel nach, mit denen er sie aufhalten konnte. Zauberkünste würden wenig bei jemandem bewirken, der bereits tot war. In Anbetracht ihrer Stärke, die sie beim ersten Aufeinandertreffen bewiesen hatte, würde sich ein offener Kampf als erfolglos erweisen. Wegen seiner übereilten Flucht führte er für eine starke Zauberei kaum brauchbare Werkzeuge mit sich. Indes hatte er die drei Ringe. Sie würden sich als nützlich erweisen. Trotz allem, so schien ihm, hatte er ihr gegenüber bereits einen kleinen Vorteil errungen, indem er ihren Kopf hatte und vor ihrem Körper daherritt. Dieser Vorteil ließ sich in einen Sieg ummünzen, wenn es ihm gelang, den Vorsprung zu halten, sie nicht aus dem Auge zu lassen, Überraschungen zu vermeiden, und so dem Zauber zu entinnen. Sein Pferd würde ihn noch eine Weile tragen, und das würde ihm die nötige Zeit verschaffen, über die besten Wege nachzudenken, die Hilfsmittel, die er besaß, einzusetzen. Ameshet stellte fest, daß Ranghi nunmehr noch eine Drittel Meile hinter ihm war. Da zerbröselte er den ersten seiner Ringe zu Pulver und begann einen Zauber zu weben. Er klatschte in die Hände und stampfte mit den Füßen. Die Erde zwischen ihnen begann aufzuschwellen und brachte einen hohen Sandberg hervor, wo vorher nichts gewesen war. Er ging zu seinem Pferd, bestieg es und nahm seine Flucht ins Blaue hinein wieder auf. Weit in der Ferne schlugen unaufhörlich die Trommeln... Kurz vor Einbruch der Nacht galoppierte er zu einem anderen Wasserloch, und dieses Mal betrug sein Vorsprung zwei Meilen. Sein Pferd war dem Tode nahe; er hatte das Letzte aus ihm herausgeholt. Er schätzte, daß es ihn nur noch ein paar Stunden würde tragen können. Sie machten kurze Zeit Rast. Währenddessen klatschte er in die Hände, stampfte zweimal mit seinen Füßen auf, und ließ einen zweiten Berg sich erheben. Wieder aufgesessen, stieß er seine Fersen in die Flanken, doch das Fleisch reagierte jetzt nicht mehr. Sein Pferd bäumte sich auf, und ein nasser Husten entrang sich seiner Kehle. Es taumelte ein paar Schritte und brach zusammen. Ameshet fluchte leise über den ungünstigen Zeitpunkt, den sein Reittier für sein Ableben gewählt hatte. Er wandte sich dem Berg zu und rief einen Sturm herbei, um den Lauf des Katzen-Wesens noch mehr zu hemmen. Darauf warf er einen nachdenklichen Blick auf sein totes Pferd, zerbröselte den zweiten Ring zu Pulver und streute die grünen Kristalle über den Leichnam. Er murmelte einen verzwickten Zauberspruch, durch den der Leichnam Kraft aus seinem eigenen verwesenden Fleisch saugen und Ameshet weiterhin würde tragen können. Sogar nach dem Tode des Pferdes würde ihm dessen Kraft weiterhelfen. Er nahm den Beutel von seinem Gürtel und zog den Kopf hervor. Den von ihm gerufenen Wind überschreiend, sagte er: »Ranghi, sieh! Ich werde dich abermals besiegen! Ich werde weiter vorwärtsjagen, und du wirst dein Leben aushauchen, bevor du deinen Kopf wiedergewinnen kannst!«

Ranghis Augen öffneten sich, und ihre Korallenlippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Das ist es, was ich an dir immer bewundert habe, Ameshet. Du bist so leicht an der Nase herumzuführen.« Sie unterstrich ihre Bemerkung mit einem Lachen, das weder bössartig noch selbstgefällig war. Und ihr Kopf löste sich in diesem Augenblick in Staub auf, leichter als der Wind. Auf dem Gipfel des Berges erschien Ranghis Katzenkörper mit einem Gebrüll der Zufriedenheit. Von seinem Standort aus konnte Ameshet lediglich den Umriß eines Löwenkopfes erkennen, der sich zwischen den Schultern befand. Er beobachtete, wie den Schultern Adlerflügel entsprossen, die sich prüfend dem Wind aussetzten. Mit einem zweiten, nun herausfordernden Gebrüll, breitete Ranghi ihre Flügel in der mittäglichen Sonne aus und begann, auf ihn herabzustoßen.

Er bestieg sein wiederbelebtes Pferd und stob vor dem Greifen davon, den Sturm hinter sich zurücklassend. Unaufhörlich blies der Sturm Ranghi entgegen. Gleichwohl flog sie unbeirrt über eine halbe Meile hinter ihm her, sich geschickt durch den Sturm lavierend. Als gegen Ende des ersten Tages von Ameshets Flucht der Mond abnahm, begannen sich seine Selbstsicherheit und Prahlerei in Furcht und Schrecken zu verwandeln. Weit in der Ferne schlugen unaufhörlich die Trommeln... Der Morgen des zweiten Tages dämmerte herauf. Ameshets Pferd zeigte unübersehbare Anzeichen des Verfalls. Das Fell, die Oberhaut und das Fleisch waren aufgezehrt, und die äußeren Muskeln waren deutlich sichtbar. Die Augen glichen weißen Perlen. Gegen Abend

waren auch die Muskeln verschwunden. Ameshets Aufmerksamkeit richtete sich auf zwei Dinge: er wollte den Zauber erhalten, der das Weiterleben des Pferdes ermöglichte, und er wollte seine Situation noch einmal überdenken. Die Aussichten zu diesem Zeitpunkt waren zur Zeit nicht allzu gut. Er hatte nicht genug Zeit, einen Zauber der Fernübertragung zu ersinnen, und er hatte ebensowenig Zeit, Ranghi einen starken Zauber entgegenzustellen. Wie es schien, blieb ihm im Augenblick nichts anderes übrig, als zu fliehen, in der Hoffnung, daß ihm etwas einfallen werde, sie aufzuhalten.

In der Frühe des dritten Tages gelangte er zu einer Oase, wo er seine Flucht kurz unterbrach, um sich selber mit Wasser zu erfrischen. Er hatte drei Tage lang weder gegessen noch geschlafen, und zwei Tage lang nichts getrunken. Als er zum Wasser kam, blieb er stehen, um sein Spiegelbild zu betrachten. Seine leuchtend bestickten Seidengewänder waren vom Wüstenstaub dunkelgrau gefärbt. Der weiße Puder seiner Haut war längst vom Schweiß heruntergewaschen, und an seine Stelle war eine dicke Kruste von getrocknetem Schleim getreten. Sein heiles Auge war mit trüben Flecken durchsetzt und mit roten Wutblitzen gepunktet. Das andere Auge war inzwischen nahezu zugeschwollen. Sein Haar war mit einer Mischung aus Schweiß und Schmutz verklebt. Die Wüste hatte ihn verwandelt.

Als er niederkniete, um den Schmutz abzuwaschen, sah er im Wasser das Spiegelbild von Ranghis Greif-Gestalt, die von hoch oben auf ihn niederstieß. Auf der Stelle packte ihn verzehrende Panik. Als die herabstürzenden Klauen die schon einmal verwundete Schulter zerrissen, torkelte er zur Seite. Die Lanze, die er in der Hand gehalten hatte, segelte in das lang ersehnte Wasser. Ein enttäuschtes Kreischen erhob sich über ihm. Dann kam ein neuer Angriff. Instinktiv riß Ameshet seinen Arm nach oben, und aus dem See löste sich ein Steinhagel, der auf Ranghi zusauste. Die Geschosse prallten mit derart großer Wucht auf ihren Körper, daß sie Ranghi vorübergehend betäubten und zwangen, ihre Flugbahn zu ändern, wenn sie weitere Treffer vermeiden wollte. Sie umkreiste die Oase und änderte während des Fluges ihre Gestalt: oberhalb der Leibesmitte gewann sie ihre menschliche Form in all ihrer nackten Schönheit zurück, doch unterhalb der Taille wurden die Löwentatzen zu Klauen aus Bronze mit Krallen aus Rubin, und die Adlerfedern verwandelten sich in tausend mißtönend gegeneinanderscheppernde Bronzefedern. Während sie die Oase umkreiste, ritt Ameshet davon, einen Streifen blauen Staubes hinter sich herziehend. Der Sturm hatte aufgehört; er konnte ihn nicht länger am Leben erhalten. Sie stieß ein angelassenes, kriegerisches Geschrei aus. Ihr Plan machte gute Fortschritte. Sie peitschte mit ihren Schwingen die plötzlich ruhige Luft, und folgte ihm. Der Mond, der am Ende des dritten Tages aufstieg, beschien einen abgerissenen Mann, der ein Pferd mit zerfallenden Knochen ritt. Hinter ihm, in einem Getöse wie von Sturmglöcken, schwebte eine Vogelfrau aus Bronze und Rubinen in einem Zickzack-Kurs auf seiner Spur, wie eine obszön vergoldete Fledermaus. Weit in der Ferne schlugen unaufhörlich die Trommeln... Am frühen Morgen des vierten Tages zerfiel der hagere Gaul zu Staub. Ameshet rappelte sich vom Boden auf und blickte sich um. Sie folgte ihm noch immer. Er wußte, daß er weiterfliehen mußte. Trotz seiner wunden Schenkel, seiner verdrehten und zerrissenen Schulter, seines geschwellenen Auges, seiner Abschürfungen und Quetschungen, trotz Hunger und Schutzlosigkeit, mußte er weiter. Irgendwie sammelte er soviel Kraft, um sich in einen schwarzen Wolf zu verwandeln, doch der Schmutz der Wüste machte sein Fell grau. Nun wollte er mit eigener Kraft weiterrennen. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, und stieß ein langgezogenes herausforderndes Geheul aus. Ihm antwortete ein Schrei, wie ihn die in der Hölle Gequälten ausstoßen mochten. »Ich bin in der Hölle gewesen«, schien er zu sagen. »Und bald wirst du auch dort sein.« Ameshet steuerte die vor ihm liegenden, niedrigen Dünen an, und begann auf Tatzen mit Onyx-Krallen zu rennen. Als der Morgen des fünften Tages dämmerte, waren seine Leiden groß, trotzdem setzte er seinen Lauf fort. Da er die Richtung geändert hatte, hetzte er durch ein Gebiet, daß er am Tage zuvor durchquert hatte, und das ihm wenigstens gelegentlich ein schattiges Fleckchen bot. Als er sich den Ländern der untergehenden Sonne näherte, wurde die Hitze stechender und stellte ihn auf eine harte Probe. Er hatte Wasser und Ruhe nötig, Dinge, die Ranghi nicht zu brauchen schien. Ungeachtet der Hitze, schwebte sie hoch am Himmel. Manchmal schien

sie eine metallische Krähe, ein anderes Mal ein bloßes Glimmen in der Sonne zu sein. Ab und zu formten sich aus ihren klagenden Schreien Gestalten in der Luft, die auf ihn herabstießen und ihn spielerisch ins Ohr zwickten. Alle Vorteile schienen nun bei ihr zu liegen... doch wenn er einen weiteren Tag durchhielt, wußte er, würde er sie besiegen. Weit in der Ferne schlugen unaufhörlich die Trommeln...

Der sechste Tag kam. Drei Tage lang hatte er kein Wasserloch zu Gesicht bekommen. Ameshets Durst trieb in fast ins Delirium. Die Dünen und die Schatten, die sie geworfen hatten, waren verschwunden. Geblieben war nur noch nackte, flache Wüste. Er wappnete sich für den Endspurt, als die Dämmerung anbrach, und hoffte, einen beträchtlichen Vorsprung zu gewinnen. Er brauchte Zeit, den letzten Ring zu zerbröseln, und den letzten Geist zu seiner Verteidigung herbeizurufen. In der Mitte der Nacht wollte er Ranghi durch die Raserei eines endgültigen Sturmes vernichten. Allmählich wurde er schneller und schoß vorwärts, während die nächtlichen Stunden verstrichen. Als der Mond auf seinem Scheitelpunkt war und das Ende des sechsten Tages anzeigte, blieb Ameshet stehen. Er drehte sich um, die sich nähernde Ranghi zu erwarten.

Er nahm die Gestalt eines Mannes an, der eine Rüstung aus Schildkrötenpanzer und Jade trug. Er zog den letzten Ring vom Finger, der aus goldgeädertem Lapislazuli bestand. Er zerbröselte den Stein in seiner Handfläche zu blauem Pulver und blies es in den nächtlichen Wind. Der Puder formte eine Wolke, die sich aufblähte und pilzartig ausbreitete, bis sie sich über die Horizonte erstreckte, den Mond in Dunkelheit hüllend. Ranghi verkürzte die Entfernung auf eine Viertelmeile. Er konnte sehen, daß sie wieder menschlich war, in Rubin gekleidet, und mit schnellschlagenden weißen Flügeln flog. Durch eine Handbewegung ließ er den Wind einen Kreis beschreiben, so daß er einen hochaufragenden Wirbel um ihn bildete. Ranghi wurde von der Gewalt des Windes ergriffen und von ihrem Ziel fortgeweht. Der Wind war so mächtig, daß es für den Staub, aus dem sie bestand, schwierig wurde, zusammenzuhängen. Er lächelte. Nur ein paar Minuten noch, und der sechste Tag würde vorüber sein und sie in die Dunkelheit zurückkehren, in die sie gehörte. Er ballte seine geschwollenen Fäuste, und aus den Wolken begann Regen zu strömen, der den wachsenden Tornado in einen Hurrican verwandelte. Wie ihm schien, wurde sie in ihrem Flug erschüttert. Er war sicher, daß sie bald die Waffen strecken würde. Der Zeitpunkt rückte immer näher. Der Regen begann geräuschvoll auf den Boden zu fallen. »Ich brauche nichts zu tun, als zu warten.« Das Geräusch des Regens klang in Ameshets Ohren wie die Musik des Sieges. Es war auch das Geräusch, das für Ranghi den Sieg bedeutete. Denn das Fallen des Regens auf die Erde machte ein Geräusch, das dem Schlagen der Trommeln glich. Dem Schlagen von zehntausend Trommeln. Es war jene Stärke, von der sie lebte und die sie am Leben erhielt. Es war nie eine Frage von sechs Tagen gewesen, sondern die Trommeln waren das Entscheidende gewesen. Hier waren mehr Trommeln, als ihr Stamm sie ihr geben konnte. Unwillentlich hatte Ameshet ihren Zauber zum vollen Ausbruch gebracht. Sich hungrig von dieser Kraft nährend, begann sie zu wachsen. Ihre Flügel wurden länger, und waren dem Wind besser gewachsen. Der Zuwachs an Kraft machte sie fähig, schneller mit den Flügeln zu schlagen, den Wind einzufangen und sich von ihm tragen zu lassen. Sie tauchte in einen langen, rasenden Bogen, der sie in das Auge des Hurricans katapultierte, und sie landete vor Ameshet in einem Wirbel von Federn. Sie wuchs bis zu einer Höhe von dreißig Fuß. Sogleich wuchs er auf dieselbe Größe, ließ Widderhörner, Stacheln von Skorpionen und ledrige Flügel hervorsprossen. Der Sturm hatte sich erschöpft. Er war nicht stark genug, ihn aufrechtzuerhalten. Als sich seine Krallen mit einem grausamen Griff um Ranghis Kehle schlossen, sagte er: »Dein sechster Tag ist fast vorbei. Der Zauber, den du gesponnen hast, ist kurz davor, vernichtet zu werden.«

»Die Toten sind den Gesetzen der Lebenden nicht unterworfen. Ich habe gelogen.«

Seine Arme lockerten einen Augenblick ihren Griff. Sekundenlang, nicht länger. Doch diese Spanne genügte Ranghi. Ihre Arme federten hoch und brachen seine Umklammerung. Ihre hochgerissenen Fäuste trommelten auf seinen Kopf, und schmetterten ihn krachend zur Seite wie eine gefällte Eiche. Schwer verwundet und erschöpft, fiel Ameshet, fast hilflos, zu Boden. Abermals traf ihn ein Hagel von Fausthieben, und verwandelte seine untere Gesichtshälfte in

blutendes Fleisch und zersplitterte Knochen. Sie hatte ihn der Möglichkeit beraubt, einen allerletzten Fluch auszustoßen.

»Du warst so unklug, Ameshet, dich auf deine Stärke zu verlassen. Hast du geglaubt, du wärst immer stark?« Seine einzige Antwort war ein Blick hilflosen Entsetzens. »Unglücklicherweise wirst du nicht in der Lage sein, aus deinem Fehler zu lernen, wie ich es tat. Trotzdem gibt es noch etwas, das ich von dir brauche, bevor ich dich in jenen Staub verwandle, der ich gewesen bin — dein Herz. So wie du das meine genommen hast, so will ich das deine nehmen, damit es für mich schlägt. Es wird mich wieder zu einem Teil dieser Welt machen.« Sie lächelte.

Sie machte eine Geste mit der Hand, und sein Brustkorb öffnete sich geräuschlos. Sein Herz riß sich selber heraus und stieg hinauf in ihre Hand. Dann wurde es sanft durch die Rüstung geschoben, wobei es Staub in festes Fleisch verwandelte. Zwischen ihren Brüsten begann eine Trommel zu schlagen. Die wahre Lebenskraft kehrte in sie zurück. Sie sog ihren ersten Atemzug in ihre neuen Lungen, und atmete tief ein und wieder aus. Die Wüstenluft schmeckte süß.

Ranghi, die nun kein Phantom mehr war, schwang ihre Hände über Ameshets Körper, und sein Fleisch zersetzte sich langsam zu trockenem Staub. Als er begann sich aufzulösen entrang sich seiner zerstörten Kehle ein letzter rasselnder Schrei. Als von Ameshet nur noch porzellanweiße Knochen übriggeblieben waren, kniete Ranghi neben ihnen nieder, um ihr Werk zu betrachten. Sie nahm aus jedem ihrer Handschuhe eine rote Perle und legte sie in die Höhlen, die einst seine Augen gewesen waren. Wenn die Asana den Leichnam fanden, würden sie wissen, wer Ameshet erschlagen hatte. Nun wollte sie zu ihrem Volk zurückkehren. Bald würden sie die letzten der Asana vernichten. Sie entfaltete ihre Schwingen und hob sich in den Himmel. Eine kleine Wolke blaugrünen Staubes stieg auf, während sie ihrer Heimat entgegenflog.

VERA NAZARIAN

Es gibt wohl kaum ein größeres Vergnügen für eine Herausgeberin, als ein neues Talent zu entdecken. In Schwertschwester veröffentlichte ich »erste Geschichten« von Charles Saunders, Charles de Lint und Jennifer Roberson. Alle drei haben inzwischen ihren jeweils ersten Roman veröffentlicht: Charles Saunders schrieb Imaro in dem ein afrikanischer Hintergrund für die Dossouye-Geschichten verwendet wird; de Lint schrieb mit seinem ausgezeichneten Buch Riddle of the Wren eine gedämpfte Phantasie von großer Schönheit und Eleganz; und Jennifer Roberson veröffentlichte Shapechangers. Jeder der drei hat einen zweiten Roman (im Falle Saunders' einen dritten) vollendet.

Vera Nazarian ist von allen Beiträgern zu dieser Anthologie die jüngste. Im Januar dieses Jahres schickte sie mir eine Geschichte für diese Anthologie. Andere Herausgeber, so schrieb sie mir, hätten ihr gesagt, die Geschichte sei zu lang, sie hoffe jedoch, ich sei da flexibler. Da die Geschichte den »Höchstumfang«, den ich in meinen Richtlinien festgelegt hatte, um etwa zehntausend Worte überstieg, hätte ich sie normalerweise mit der unverbindlichen Bemerkung »entspricht nicht dem vorgeschriebenen Umfang« zurückgeschickt.

Da die Autorin aber eine siebzehnjährige Schülerin war, las ich die Geschichte und fand sie vorzüglich. Gleichwohl war ich gezwungen, ihr mitzuteilen, daß es für eine Geschichte dieser Länge (fast 20000 Worte) keine Marktchance gebe, obgleich sie genau die richtige Länge für eine Titelgeschichte in den alten Magazinen gehabt hätte. Ich schlug ihr vor, sie solle versuchen, sie etwas zu kürzen; und das tat sie. Dies ist in jeder Beziehung eine gute Geschichte.

Vera Nazarian ist inzwischen achtzehn Jahre alt und wird in Kürze aufs College gehen; und dieses farbige Prosastück erinnert mich an das frühe Werk von Tanith Lee. Um so etwas wie diese Geschichte zu finden, waten Herausgeber fröhlich durch Berge von Kitsch; hin und wieder entdecken sie dabei einen neuen Autor mit erstaunlichem Talent. Es gibt in dieser Anthologie mehrere »erste Geschichten«, doch nur wenige stammen von so jungen Autoren. – MZB

Die Wunde im Mond

Am späten Nachmittag, als der Himmel lavendelfarben, dann golden über der großen Stadt stand, wurde die Diebin wegen des schlimmsten Verbrechens eingesperrt, das es gab. Die Fremde hatte ihre Augen erhoben, und den Al-Eralir, den Fürsten von Aerhad-el-Rass, angeblickt, während er in einer Prozession, umgeben von gehorsamen Sklaven, vorüberritt, hoheitsvoll, schön und kalt wie der Tod.

Die gewaltige Menge ringsum war in Verehrung zur Erde gefallen, Männer und Frauen hatten ihre Gesichter verhüllt, die Augen fest geschlossen, so als wagten sie keinen lästerlichen Blick auf den Dämonenfürsten Al-Eralir. Sie jedoch, eine Außenstehende, hatte zuerst die eleganten, stattlichen Hengste angestarrt, die juwelenbehängt daherschritten, und von den blutrot gekleideten Gardekriegern kaum gezügelt werden konnten.

Und dann war ihr Blick höher geglitten, von den spiegelblanken Prachtgeschirren der großen, schwarzen Tiere zu einer Reiterfigur, die wie aus Stein gemeißelt zu Pferde saß. Der Anblick der ausdruckslosen Bernsteinaugen in einem vollkommenen Gesicht hatte sie wie ein Blitz getroffen. Nachdem er vorübergeritten war, hatten die blutrot gekleideten Wachsoldaten seiner Garde sie brutal gepackt und ihr Handschellen angelegt, ohne ihr eine Sekunde Zeit zum Handeln zu lassen.

Unter normalen Umständen hätte die Diebin reagieren können, blitzschnell und wild. Sie konnte, wenn sie zur Anwendung körperlicher Gewalt gereizt wurde, sich geschmeidig wie Wasser bewegen, zuschlagen und keine Spur hinterlassen. Nur dieses Mal hatte sie ihre Augen woanders gehabt und viel zu lange gezaudert, als ob irgendetwas in der Luft dieser ungeheuren Stadt ihr die Sinne trübte, ja sie hatte nicht einmal den Wunsch verspürt, Widerstand zu leisten.

Von Anfang hatte sie geleugnet, eine Diebin zu sein. Es mußte die Beweglichkeit und Gescheitheit in ihren Augen gewesen sein, die alle zu dieser Annahme gebracht hatte, und sie nahm alles passiv und klaglos hin. Sie waren intensiv grau-blau, ihre Augen, und auf eine eigene Weise etwas Besonderes. Besonders vielleicht deshalb, weil weder der Gefängniswärter noch die Wachen vorher solche Augen gesehen hatten.

Als er nach Wertsachen forschte, fiel dem Gefängnisaufseher auch ihr seltsam gutes Aussehen auf. Sie hatte ihm darauf, um seine Anstrengungen zu erleichtern, zwei Ringe und eine Halskette aus kostbarem Metall ausgehändigt und dazu die schlüssige Erklärung, wie sie in den Besitz dieser Dinge gekommen sei. All dieses, um das weitere Gefummel seiner lüsternen Finger zu beenden. Die Schmuckstücke fanden ihren ständigen Platz in der Sammlung des Gefängnisaufsehers, als sie ihm jedoch erzählte, sie sei eine Kriegerin, brach er in schallendes Gelächter aus. Und die Diebin wurde zur weiteren Untersuchung an den nächsten Vorgesetzten des Aufsehers weitergegeben.

Einer der blutrot gekleideten Wachsoldaten glaubte in ihrem Stiefel das Schimmern eines Dolches zu sehen. Doch das war erst sein zweiter Gedanke; zuerst hatte der Anblick eines schlanken Beines, eng umspannt von einer Männerhose aus Kalbsleder, seine Begierde erregt. Ihr Körper war schlank und wohlgeformt. Der Dolch wurde eingezogen. Und dann hatten sie, unter der Androhung von Gewalt, ihr einen Namen abgerungen: Lyren. Das war etwas, das sie nur ungern preisgab. Wie auch immer, Drohungen waren Drohungen, und für jemanden, der nach dem Gesetz bereits tot war, konnte Zusammenarbeit das letzte Wegstück leichter machen.

Weil sie wußte, was ihr nutzte, wehrte sich Lyren nicht, als man sie entkleidete und ihr die Fetzen einer Sträflingskleidung zum Anziehen gab. So gekleidet sollte sie vor dem Dämonen-Fürsten selbst erscheinen, dessen Mund die Strafe aussprechen sollte.

»Wenn du hereingerufen wirst, Hündin, Schmutz unter Seinen Füßen, wirst du platt auf dein Gesicht fallen. Dann wirst du zu Seinem Thron kriechen, und niemals deine Augen vom Boden

erheben«, sagte man ihr, und ein Wachsoldat versetzte ihr zur Ermahnung einen Schlag mit der Peitsche. Er traf ihre Wange und zog quer darüber eine dünne, blutrote Strieme, die wie heiße Kohlen glühte. Sie hatte nicht einmal gezuckt. Danach warfen sie Lyren in eine Zelle, stockig und dunkel wie die Nacht. Und als die richtige Nacht sich über die Stadt senkte, schlief sie und wußte, was sie erwartete.

Es hieß, Aerhad-el-Raas, Perle der Städte, stehe von allen Städten am nächsten an der aufgehenden Sonne, im Osten aller Osten, und der Sonne näher, als alle anderen Länder der Menschen. Es war die geheiligte Hauptstadt des ausgedehnten, unbesiegbaren Reiches, von dem die Stadt ihren Namen hatte.

Im gesamten Reich von Aerhad gab es keine zweite solche Stadt, nirgendwo sonst solch ausgesuchten Luxus, und nirgendwo eine solche Dekadenz. Gegensätze beherrschten überall das Bild – Bettler und Leprakranke säumten die schmutzigen Bazare mit ihren fliegenbedeckten Leibern, und in Lumpen gehüllte Menschen kauerten in verdreckten Alleen und unter den Brücken, die den Fluß Urhad überspannten, den Fluß der Wohlgerüche; in den Vierteln der Reichen waren die Straßen mit Gold gepflastert, aus funkelnden Springbrunnen strömte Wein, und aus den Palästen und Gärten der Reichen tönte köstliche Musik und das gedämpfte Lachen der Kurtisanen.

Über all dieses herrschte Sahtiel, der schöne Dämonenfürst, dessen Mutter, so hieß es, keine andere gewesen sei als die Mondgöttin selbst. Der vorangegangene Al-Eralir, sein sterblicher Vater, hatte Arrhad-el-Rass, die Stadt der Städte, erbaut, und sein Sohn hatte das Reich hinzugefügt.

Sahtiel umgab sich im wahrsten Sinne mit Schönheit. Selbst eine gottähnliche Erscheinung – goldenes Haar floß wie Honig auf seine Schultern, die Haut hatte die Farbe blasser, reifer Oliven, seine Züge erinnerten an eine Statue in einem heiligen Schrein von Cxeris, und er hatte die bernsteinfarbenen Augen der Bergkatzen – hatte Sahtiel ein Alter von dreiundzwanzig Sommern erreicht, und drei weitere gebraucht, um den Osten zu unterwerfen, so daß Ströme von Blut sich über das Land ergossen. Dann entschied er, daß er kein Verlangen mehr danach habe, Häßlichkeit in irgendeiner Form zu sehen.

In den prachtvollen Räumen des Palastes der Al-Eralir wurden Tag und Nacht Moschus und Weihrauch verbrannt, und der süße Duft trieb in die Gärten, wo er mit seiner wollüstigen Zartheit den Geruch der Rosen überlagerte. Schöne Jünglinge bedienten den Al-Eralir, denn er war dafür bekannt, daß er nur männliche Liebhaber nahm. Seine Garde setzte sich aus den edelsten Kriegern zusammen, die ihrem strengen Herrn mit fanatischer Treue dienten, denn sein Charme hatte ihre Seelen unterworfen. Gleichwohl erzählten sich die Leute, daß der gegenwärtige Al-Eralir, der Dämonenblut in den Adern hatte, seltsame Orgien feierte und okkulte Feste abhielt, auf denen schreckliche Perversionen ausgeübt wurden.

Sahtiel hatte verfügt, daß kein Bürger jemals seine Augen zu ihm aufheben, und Frauen sich ihm nur kriechend nähern dürften, damit er durch ihre Gemeinheit nicht besudelt werde. Er erteilte auch den Befehl, daß ihm niemals Kranke oder Häßliche unter die Augen kommen sollten. Wer dagegen verstieß, wurde mit dem Tode bestraft, denn der Al-Eralir hatte kein Mitleid. Und die Strafen, die er verhängte, waren so, daß ein rascher Tod nur ein Segen sein konnte...

Das war der Dämonenfürst, vor den die Diebin und Fremde, Lyren, gebracht werden sollte...

Am Morgen erwachte Lyren in ihrer Zelle, und als ihr bewußt wurde, wie es wirklich um sie stand, traf es sie wie ein Schlag. Der Tag zuvor war wie eine Art Benommenheit gewesen, und sie erinnerte sich bloß an zwei kalte Bernsteinaugen, furchtbar, aber schöner als jedes menschliche Augenpaar, das sie gesehen hatte. Doch nun regte sich ihr praktischer Sinn.

Elende Närrin! Wie, in Aldiz' Namen, konntest du dich so gehenlassen? Schließlich ist er jemand... sie dachte den Gedanken nicht zu Ende, denn die Folgerungen ließen sich schwer abschätzen. Statt dessen zwang sie sich, den Zweck ihrer Anwesenheit in dieser verfluchten Stadt der Verderbtheit ins Auge zu fassen. Irgendwo in Aerhad-el-Raas war Haderi, und, sie wußte es, er lebte, denn der Karneol in ihrem Ohrläppchen pulsierte warm wie sein Herz. Das mit Blut besiegelte Versprechen, das sie ihm gegeben hatte, galt noch immer, und ebenso die halbbewußte Liebe zu ihm, die sich seit

dem letzten Sommer, als sie zusammen unterwegs gewesen waren, in ihr Verhältnis zu ihm eingeschlichen hatte. Im Gegensatz zu ihr, war Haderi kein abtrünniger sehjir-Krieger, sondern ein Dieb, einer der raffiniertesten und angesehensten in der Gilde. Er hatte sie alle Tricks und Verhaltensregeln gelehrt, die es ihr nun eingebrockt hatten, daß man sie nun für ein Mitglied der Gilde hielt.

Lyren erinnerte sich an das sonderbare Handgemenge in der Schenke einer kleinen Stadt, bei dem Haderi, sie selbst und eine Gruppe von Männern aus der Stadt aneinandergerieten. Einen davon hatte Haderi mit einem Messerwurf getötet, während sie zwei andere zu Boden geschlagen hatten. Als sie sich hastig aus dem Staub machten, hatte Lyren gerade noch bei einem der liegenden Männer zwischen den Falten seines Umhangs das Stück eines merkwürdig kostbaren Gewandes erspähen können. Wie eine kalte Welle kam ihr der Verdacht, daß es sich bei diesen Männern um verkleidete Edelmänner handelte. Tatsächlich ging im Land das Gerücht, daß Edelleute aus Aerhad-el-Raas oft, perverser Unterhaltung willen, in der Gestalt gewöhnlicher Leute umhergingen. Und wenn es auch in diesem Fall so gewesen war, dann waren sie und Haderi in großer Gefahr.

Ihr Verdacht bestätigte sich, denn am nächsten Morgen verließ sie Haderi wegen einer persönlichen Sache, und kam nicht zurück. Da sie nie genau wußte, was er plante, wartete Lyren eine Woche. Und dann wußte sie, daß sich ein riskanter Besuch in der Stadt nicht vermeiden ließ.

Sie hatte sich einmal gelobt, dieser Stadt nicht näher zu kommen, als bis auf einen Pfeilschuß. Es war, als habe eine innere Stimme sie vor der Verlockung dieser verderbten Falle gewarnt. Doch dann war der Augenblick der Wahrheit gekommen. Die geschäftliche Abmachung, die Haderi und sie anfangs miteinander verbunden hatte, kam nun erst an zweiter Stelle. Lyren mußte den Mann, der sie angeheuert hatte, um seiner selbst willen retten. Neugier tötete den Nachtfalter, so hieß ein Sprichwort. Seine Wahrheit hatte Lyren nie ganz verstehen können, nicht einmal, als sie die Stadt betrat, in der es so viele gefährliche Dinge gab, die neugierig machen konnten. Was kann schon Schlimmes dabei passieren, hatte sie gedacht, als sie mit der Menge vor der Prozession stand, einmal einen Blick auf den Al-Eralir zu werfen? Wie, um alles in der Welt, hatte man sie in der Menge bemerkt? Und wenn das schon mal geschehen war, warum hatte sie nicht rasch das Weite suchen können? Lyren ahnte nicht, daß die Krieger wußten, welche Art von Leuten sorgfältiger zu beobachten war als andere. Sie, als eine Fremde, hatte sich nicht ganz so korrekt, wie es vorgeschrieben war, zu Boden geworfen, oder auch nicht rasch genug. Sie hatte gezögert. Und das hatte die Aufmerksamkeit der Wachen geweckt.

Lyren dachte an den Tod. Da hallten Schritte im Gang, und die Tür ihrer Zelle wurde aufgestoßen. Zwei Wachen traten ein, rissen sie grob von den kalten Steinfliesen des Bodens und beförderten sie nach draußen.

Bevor man sie vor das Angesicht des Dämonenfürsten treten ließ, wurde Lyren von zwei Sklaven ein wenig ansehnlicher gemacht. Sie bürsteten ihr dunkles Haar, und gaben ihr Wasser, damit sie sich den Schmutz von Gesicht und Händen waschen konnte. Die zerlumppte Kleidung ließ man ihr, zum Zeichen der Erniedrigung, doch Staub und Unordnung durfte der Al-Eralir nicht zu Gesicht bekommen.

Die großen, überwölbten Türen öffneten sich vor ihr, sie wurde von hinten in ein großes, schwach erhelltes Gemach gestoßen, und fiel nach vorn auf den Bauch.

Eine ganze Weile war sie zu überrascht, um etwas zu tun. Sie lag bloß da und spürte an ihrer Wange das kalte Mosaik der kostbaren Bodenfliesen.

Irgendwo in der Nähe hörte sie ein scharfes Flüstern. »Kriech!« zischte jemand. Sie öffnete die Augen, und erblickte auf dem Boden in Höhe ihrer Augen die Füße der Wachen, die an den beiden Wänden Aufstellung genommen hatten. Bei Aldiz, welch eine Närrin muß ich aus mir machen, dachte sie während sie über den Boden zu gleiten begann. Sie hatte einen langen Weg zurückzulegen.

»Oh, Allerhöchster«, war von irgendwo eine Stimme zu hören. »Dieses Nichts, vor Dir auf der Erde zusammengekrümmt, zerknirscht und unterwürfig, hat das Schlimmste aller Verbrechen begangen, und in Dein Antlitz geblickt. Verkünde denn, wenn es Dir gefällt, die Art seines Todes.« Lyren gefiel das überhaupt nicht. Weder bin ich »zusammengekrümmt«, dachte sie, noch »zerknirscht« — denn ich glaube, ich würde es noch einmal tun, wenn ich die Chance hätte, bloß mit größerer Vorsicht. Und noch weniger bin ich »unterwürfig«. Aldiz weiß, daß ich mich nicht unterwerfe. Dieser Bastard maß sich zuviel an. Und plötzlich, für sie selbst überraschend, stieß sie ein hörbares verächtliches Schnauben aus.

Es kam selten vor, daß ein so schlichter Vorfall wie dieser eine so große Bedeutung gewann, oder eine so eigentümliche Wirkung hatte, wie in diesem Raum voller Leute. Es wurde so still in dem großen Gemach, daß fast nur noch das Echo dieses einen Geräusches zu hören war.

Und dann wurde Lyren auf rätselhafte Weise getrieben, das große Verbrechen zu wiederholen, das furchtbare Verbrechen, das sie hierher gebracht hatte. Sie blickte auf.

Der junge Mann mit dem langen, goldenen Haar, halb in dem großen geschnitzten Thronessel liegend, beobachtete sie gelangweilt aus den Schlitzen kühler, unbeteiligter Augen, die von langen, düsteren Wimpern überschattet wurden. Selbst für ein Mädchen wären diese Augen zu schön, dachte sie.

Zu seinen Füßen saß ein dunkelhaariger Jüngling mit den pechschwarzen Augen einer Hirschkuh, dunkelhäutig und zartknochig. Den Kopf lässig an das Knie des Al-Eralir gelehnt, verfolgte er mit schläfrigem Blick die Vorgänge. Abwesend spielte Sahtiels edel geformte Hand mit den seidigen Haarsträhnen des Jungen. Lyrens erhobene Augen traf der Blick der ausdruckslosen goldenen Augen. Und dann, plötzlich, trat ein Funken von Interesse in diese gelben, schmelzenden Bernsteinaugen.

Sahtiel blickte nachlässig auf den zerlumpten Bettler zu seinen Füßen. Es war ein menschliches Wesen von unbestimmtem Geschlecht. Der Kanzler hatte versprochen, es werde der letzte Fall für heute sein, den man wegen der Schwere des verübten Verbrechens nicht aufschieben dürfe.

Mit seiner üblichen unterwürfigen Stimme fuhr der Kanzler in der Schilderung des Verbrechens fort. Auch dieser Mensch hatte es gewagt, zu »gucken«.

Sahtiel hörte schweigend zu, teilnahmslos und abwesend Jieris Haar streichelnd. Jieri. In der vergangenen Nacht hatten sie nicht viel geschlafen, denn der Al-Eralir hatte ein Wiederaufleben seiner Leidenschaft für den Jüngling erlebt, die seit der letzten Woche nachzulassen begonnen hatte. Jetzt wünschte er, er könne sich niederbeugen und den Duft von Jieris entzückenden, seidigen Locken einatmen, doch um die förmliche Atmosphäre des Audienzsaales nicht zu stören, hielt er sich zurück. Razd beendete seinen Vortrag. Das menschliche Wesen auf dem Boden regte sich plötzlich und gab ein eindeutiges, spöttisches Schnauben von sich. Und dann hob es seinen Kopf, der von dunklem, unsauberen Haar bedeckt war. In einem jungen Gesicht, sah er etwas, das nicht dazupaßte: zwei durchdringende grau-blaue Augen, deren Blick den seinen suchte. Unwillkürlich spürte er, daß sie ihn an etwas erinnerten. Sein Interesse erwachte.

»Götter von Aerhad!« rief Razd. »Die Dirne wagt es, Dich abermals anzublicken, oh, Rumreicher! Befehl, daß sie, Glied für Glied zerstückelt, ihr die Brüste abgeschnitten, ihr Bauch mit geschmolzenem Blei gefüllt werden soll...! Die Frau auf dem Boden drehte ihren Kopf leicht in Razds Richtung, und die bemerkenswert klaren Augen füllten sich mit kaltem Zorn.

»Ich werde *dich* zerstückeln, glatzköpfiger Teufel, Affe, Sohn einer ...«, zischte sie, ohne Rücksicht auf die Folgen. Razds Mund öffnete sich. Und dann lachte Sahtiel.

Die Wachsoldaten verharrten schweigend, während der Al-Eralir lachte. Seine kalte, kristallene, nicht-menschliche Stimme widerhallte in dem großen Gemach.

Auch die Frau verharrte schweigend. Nur daß ihr Gesicht keine Ehrfurcht zeigte. Sie wirkte ziemlich verärgert. »Wenn du fertig bist, großer Al-Eralir«, sagte sie mit sonderbar ruhiger Stimme, »mach weiter damit, mich für ein idiotisches Verbrechen zu verurteilen. Aldiz helfe mir, daß ich

nicht zur Gewalt greife, wenn ich noch mehr davon hören muß. Ich möchte wissen, ob die Dämonensippe gegen das Erdrosseln gefeit ist.«

»Wie ist dein Name?« fragte Sahtiel, und sie sah, daß seine Bernsteinaugen jetzt lebendig und leuchtend waren.

»Mein Name gehört mir. Ich kann ihn preisgeben oder behalten. Warum sieht dieser Junge mich so an?«

Jieri starrte diesen Haufen gewöhnlicher Lumpen, der plötzlich mit seinem Herrn zu sprechen begann, voller Entsetzen an. Ihre Unverschämtheit war so ungewöhnlich, daß Sahtiel sich unwillkürlich in seinem Thron aufrichtete. »Erhebe dich«, sagte er. »Komm her.«

»Solche Befehle mag ich. Der Fußboden wurde mir kalt.« Sie stand in unbeschreiblich entstellenden Lumpen vor ihm, doch er sah, daß sie groß und schlank war. Und wieder mußte er feststellen, daß ihre Augen in der Tat bemerkenswert waren. Sahtiel hatte nie zuvor bei einer Frau eine solch schamlose, klar-äugige Unverfrorenheit kennengelernt.

Sie legte ihren Kopf leicht auf die Seite. »Also, was nun?«

»Ja, was nun?« sagte er. »Ich werde dich noch nicht töten lassen. Wer bist du?«

»Ich bin Lyren.«

»Du nennst mir deinen Namen? Warum hast du dich vorhin geweigert?«

»Ich wollte dich reizen.« Sie entblößte ihre Zähne in einem zornigen Grinsen.

Sahtiel ließ seinen Blick durch das Gemach wandern. »Laßt uns allein, ihr alle.«

Sein Blick meinte auch Jieri.

»Erleuchteter...« begann Razd. Die Bernsteinaugen flammten auf.

Als das Gemach leer war, wandte der Al-Eralir sich ihr zu. »Ich kenne deine Gründe nicht, aber du interessierst mich.«

»Ich interessiere viele Leute. Ist es erlaubt, Platz zu nehmen?«

»Setz dich hierher, neben mich. Erzähle mir was.«

»Bei Aldiz, du bist nicht so blutrünstig und grausam, wie ich dachte. Ich hatte erwartet, zerrissen und zermalmt zu werden – auf der Stelle.« Lyren ließ sich in einer leicht gekauerten Stellung vor dem Thron nieder, ihre klaren Augen auf ihn gerichtet. Trotz ihres unvorteilhaften Aussehens lag Anmut in ihren Bewegungen.

»Ich hoffe, oh, Al-Eralir, daß mein Stinken dich nicht stört. Leute, die man aus einem Gefängnis herbeischleppt, strömen gewöhnlich einen üblen Geruch aus. Hast du eigentlich jemals daran gedacht, dort einmal saubermachen zu lassen?«

»Deine Worte sind zu schlau«, sagte er nachdenklich. »Du mußt eine Diebin sein.«

»Hm, wir sprechen gerade von Gerüchen...«

Ein Lächeln umspielte seine feinen, blassen, sinnlichen Lippen. »Dennoch, ich werde dich eine Diebin nennen.« Schweigend betrachtete er sie prüfend, und, wie es schien, eingehend von Kopf bis Fuß.

»Interessant?« fragte Lyren, die sich unbehaglich fühlte.

»Also, du Diebin«, sagte er. »Du hast mir also mit äußerster Raffinesse zu verstehen gegeben, daß du ein Bad wünschst. Und andere Kleider. Ich frage mich, ob ich das gestatten soll? Oder ob es interessanter wäre, dich enthaupten zu lassen?«

»Überhaupt nicht. Nach allem, was ich gehört habe, hast du diese Methode bereits überstrapaziert. Außerdem würde das gar nicht hübsch aussehen. Und ich weiß, daß du keine Sachen magst, die nicht hübsch sind.«

»Du siehst nicht hübsch aus.« Die golden überschatteten Augen betrachteten sie, ohne zu blinzeln.

»Ah, schon wieder. Dem kann abgeholfen werden...«

»Es sollte mich wundern.« Der unbestimmbare Ausdruck seines feingeschnittenen Gesichts verriet kaum etwas von dem feinen Spott, doch am leichten Kräuseln seiner Lippen erkannte sie, daß das Wortgefecht ihm Spaß machte.

»Wenn du, großer Al-Eralir, es nicht auf einen Versuch ankommen läßt, wirst du es nie herausfinden.«

»Wohlan denn, du hast meine Neugier geweckt«, sagte Sahtiel und rief Sklaven in das Gemach.

Ein wenig später bot Lyren in der Tat einen Anblick, der neugierig machen konnte, nachdem sie gebadet und elegante Männerkleider angezogen hatte. Ihr vorher ungepflegtes Haar umschmeichelte nun in dunklen, weichen Wellen das bleiche, feingeformte Gesicht mit den beschwörenden, klaren, intensiven Augen. Das dunkle, kostbare Material von Kaftan und Hosen, die wie angegossen saßen, unterstrichen ihre gertenschlanke, für eine Frau fast zu große Gestalt. Als sie zu den Räumlichkeiten Sahtiels ging, verwechselten sie manche, die sie vorbeigehen sahen, mit einem jungen, stattlichen Edelmann, der dem Dämonenfürsten diente.

Sahtiel hatte sie eingeladen, an diesem Abend mit ihr zu speisen, eine ganz besondere Ehre. Lyren hoffte, daß sein Interesse für sie nicht schwinden würde, bevor er sich für sie und ihre Suche nach Haderi als nützlich erweisen konnte.

Während sich Lyren den fürstlichen Gemächern unbehelligt näherte (sie hatte die Erlaubnis erhalten, sich frei zu bewegen), gingen ihr allerlei argwöhnische Gedanken durch den Kopf. Die Leute hatten über den gegenwärtigen Al-Eralir seltsame Dinge erzählt. Er sei nicht aus Fleisch und Blut, hieß es. Er habe kein Mitgefühl. Und viele bezweifelten, daß er eine Seele hatte. Seine Verfeinerung war so weit getrieben, daß sie in Perversion umgeschlagen war. Er nahm sich schöne Jünglinge aus den besten Familien des Reiches als Liebhaber, und die, welche ihm mißfielen, beförderte er ins Jenseits.

Und sie sagten, er treibe noch andere, schlimmere Dinge. Vor den bewachten Türen der Privatgemächer blieb Lyren stehen, und warf den zwei blutrot gekleideten Wachen einen bösen Blick zu (die beiden hätten ihn vermutlich gern erwidert – die kurzlebigen Günstlinge des Al-Eralir sah man mit Neid und Widerwillen, oft aus guten Gründen). Die Türen wurden ihr geöffnet, und sie trat in ein verschwenderisch ausgestattetes Gemach, das, bezeichnend für Sahtiel, ebenfalls nur schwach erhellt war. Kostbare exotische Teppiche hingen an den Wänden und bedeckten den Boden, die Decke war mit Fliesen geschmückt, die ein Mosaik bildeten. Lyrens Aufmerksamkeit richtete sich jedoch sogleich auf eine große Anzahl von Waffen, die an einer der teppichgeschmückten Wände hingen. Sie wandte sich um, und als sie feststellte, daß niemand im Raum war, trat sie rasch näher, um die Waffen eingehend zu untersuchen.

Zwischen den spitzen Speießen, Speeren, Streitäxten, Schwertern, Ahri-Messern, Dolchen, Wurf-Pfeilen und -Scheiben entdeckte sie ein Schwert, das sie fesselte. Seit sie für Haderi und die Gilde der Diebe tätig war, hatte sie es sich zur Gewohnheit gemacht, nur einen Dolch zu tragen, jedoch keine Waffen, die Aufmerksamkeit erregen konnten. Nun, da sogar ihr einziges kleines Wurfmesser von dem Gefängnisaufseher beschlagnahmt worden war, mußte sie unwillkürlich an ihr Langschwert denken, das sie der Gilde zur »sicheren Aufbewahrung« hatte übergeben müssen, bevor sie für sie zu arbeiten begann. Dieses Schwert, das vor ihr hing, schlank und von betont einfacher Ausführung, brachte die Erinnerung an gute wie schlechte Zeiten zurück. Und Lyren, aus einer gerade in der Gilde gelernten Gewohnheit, zögerte nicht, das Schwert von der Wand zu nehmen.

Sie zog die Klinge aus der langen Scheide, wog sie in ihren Händen, dann nahm sie das Heft erst in die eine, dann in die andere Hand (sie war mit beiden Händen gleich geschickt), um zu fühlen, wie es in der Hand lag. Dann folgten die Übungsstreiche, zu denen sie sich gezwungen fühlte. Lyren war ganz in einen sehr amüsanten Kampf mit einem unsichtbaren Gegner vertieft, als hinter ihr eine Stimme ertönte.

»Die Eleganz deiner Bewegung paßt zu der Waffe. Das Schwert gehört dir.«

Von Anfang an hatte Lyren geglaubt, seine Stimme sei auf seltsame Weise einprägsam, und nun, wieder einmal, riß sie der klare Wohlklang aus ihrer Versunkenheit.

Wie brechendes Kristall... schön, dachte sie, als sie sich, ein wenig beschämt über ihre Darstellung, zu ihm umdrehte. Sahtiel, dessen goldenes Haar wie ein Strom blassen, flüssigen Honigs im Halbdunkel schimmerte, war durch eine kleine verborgene Tür eingetreten und hatte sie schon eine Weile beobachtet. Er trug ein langes weißes Gewand mit einem breiten, verzierten Gürtel über knöchellangen Hosen, und sein vollkommen geformter Körper war pfeilgerade aufgerichtet. Trotz

des Eindrucks zartknochiger Zierlichkeit, stellte Lyren fest, daß er größer war als sie. Sie konnte die Worte nicht zurückhalten: »Ist es wahr, was sie sagen, du seist der Sohn von Ilenvi, der Mondgöttin?«

Seine dunklen Augenbrauen hoben sich ein wenig. »Und was sagen sie noch, Diebin – oder sollte ich Kriegerin sagen?« Lyren senkte das Schwert und trat auf ihn zu. »Sie sagen, oh, Al-Eralir, daß du Blut trinkst – Menschenblut – aus einem silbernen Gefäß, wenn der Mond voll ist. Und dann steigt deine Mutter vom Himmel herab, und läßt das Himmelsgewölbe unbeaufsichtigt. Sie kommt aus Liebe zu dir, um dir die Geheimnisse dieser und anderer Welten zu sagen. Und du kniest vor ihr nieder...« Sie hielt inne. »Und dann gibt es noch andere Dinge, dunklere, die du tust, und die ich nicht begreife...«

Sahtiel sah sie schweigend und mit undeutbarem Ausdruck an. Aus dieser Nähe konnte sie die einzelnen Züge seines Gesichtes besser betrachten, und spürte ein Gefühl der Anziehung. Seine eigentümlich charismatische Ausstrahlung begann auf sie einzuwirken.

»Muß ich dir alles erzählen, meine Diebin?« sagte er endlich, und neigte sein Gesicht dem ihren zu, so daß ihre Augen eine Handbreit voneinander entfernt waren. Und dann berührte seine Hand ihr linkes Ohrläppchen. Seine Finger strichen über den warmen, lebendigen Karneol. »Was ist das?«

Sie erwachte aus ihrer Versunkenheit und blinzelte ihn an. »Nichts. Ein Ohrring.«

»Nein. Er ist mehr, ich fühle es. Er ist eine Art lebendes Verbindungsglied. Er überträgt dir etwas. Von wem?« Sie war überrascht, dann wurde sie vorsichtig. »Was meinst du?«

Die Bernsteinaugen glühten. »Versuche nicht, etwas vor mir zu verbergen. Du weißt, was ich meine. Mit dem stehst du in Verbindung?«

»Was tut das zur Sache? Mit einem Freund.«

»Warum?«

»Bei Aldiz, was spielt das für dich eine Rolle?« rief sie, nun ärgerlich. Und dann empfand sie Furcht, als sie einen noch größeren Ärger, kalt und fremd, in den goldenen Augen aufblitzen sah. Lyren senkte ihren Blick.

»Ich suche einen Mann«, sagte sie, »einen Mann von der Gilde der Diebe. Ich bin von ihm als Leibwächter angeheuert worden. Dies hier –« sie zeigte auf ihr Ohr, »hält uns in dauernder Verbindung. Ich weiß, daß er hier in der Stadt ist.«

»Ist das alles?« Seine Augen hatten noch immer einen kalten Ausdruck.

»Ja! Was könnte sonst noch sein?«

»Du sagtest „ein Freund“.«

»Ich habe gelogen. Mein Auftraggeber.«

»Nein, jetzt lügst du.«

»Verdammt noch mal, bei allen Dämonen, warum reitest du so darauf herum ? Was geht es dich an?«

»Sein Name ist Haderi-e-Relavis. Ich kenne ihn... gut.«

»Du... wie ist das möglich?«

Sahtiel beobachtete sie scharf.

»Woher wußtest du, was ich dachte?« fragte Lyren.

»Hast du es nicht gemerkt? Ich habe in deine Seele geblickt. Meine Mutter schenkte mir diese Gabe, zusammen mit Ihrem Blut.«

»Ich schätze, sie hat dir auch das Recht gegeben, ungehemmt Macht über jedermann zu beanspruchen?« sagte Lyren, wütend über seinen Hochmut.

»Ich beanspruche sie nicht, ich habe Macht.«

»Ha!« schnaubte Lyren und wandte sich von ihm ab. Es gab eine Pause. Sie durchmaß den Raum.

»Gut, dann finde ihn. Finde Haderi für mich, falls du es wirklich kannst.«

Ihr entging, daß Sahtiel lächelte. »Ich habe ihn schon gefunden«, sagte er.

Lyren erstarrte.

Und dann spürte sie, wie ihr ein eiskalter Schauer über den Rücken lief, als sich von hinten eine Hand auf ihre linke Schulter legte.

»Du sollst Haderi morgen haben«, sagte er leise, dicht an ihrem Ohr. »Als Entgelt für... dies...«

Die Überraschung kam zu schnell, denn schon spürte sie, wie seine lustlosen, doch harten Lippen sich gegen ihre Kehle preßten. Als seine andere Hand zu einer engen Umarmung um ihre Hüfte glitt, konnte sie nur noch hauchen: »Und woher soll ich wissen, ob du... die Wahrheit sagst?«

»Du hast mein Wort«, antwortete Sahtiel, Al-Eralir, als er zum ersten Mal in seinem Leben spürte, wie Leidenschaft für eine Frau ihn in Feuer verwandelte.

Die Nachtigall hatte schon vor einer Weile zu singen aufgehört, und die Morgenvögel waren an ihre Stelle getreten, als Sahtiel seine Augen öffnete. Im zaghaften rötlichen Licht der Morgenröte, das durch die großen, gewölbten Fenster des Balkons hereinfiel, lag Lyren schlafend da, ihren schlanken Körper nackt unter den Seidenlaken des großen Bettes ausgestreckt. Er rückte näher, um das Gesicht im Schlaf zu betrachten, übergossen von den letzten blauen Schatten der fliehenden Nacht. Es war nicht gerade fein gezeichnet, wie er jetzt sah, aber wirklich schön. Die aristokratischen Linien des Gesichtes erinnerten ihn an etwas, doch er konnte sich nicht darüber klar werden, was es war. Unter den dunklen Brauen, hoben sich ihre langen Wimpern von der bleichen Haut ihrer Wangen ab, und die dunklen, weichen Haare flossen ungeordnet über das Kissen. Ihre blassen, vollen Lippen waren leicht geöffnet. So blaß,..

Sie war so überaus fein und dunkel und blaß... Sein Sinn trübte sich sekundenlang, und er glaubte, einen Jüngling vor sich zu sehen, mit stark hervortretendem Kinn und der deutlich ausgeprägten Linie der Augenbrauen. Es war, als liege ein Mann neben ihm, nicht ein Mädchen.

Das war es, was ihm zuerst an ihr aufgefallen war: ihr Trotz, ihre lässige Leichtigkeit und ihre raschen, witzigen Antworten. Die Art sich zu kleiden, nährte diese Illusion, und besonders der vorige Abend, als sie mit dem Schwert geübt hatte. Sahtiel war von ihr betört, von der Illusion, bis sich beide durchdrangen und zu einem einzigen Gegenstand des Begehrens verschmolzen. Und als er den Körper der Frau entdeckte, fachte dieses neue Erlebnis seine Begierde nur noch mehr an, so daß er die ganze Nacht glühte und eine Leidenschaft empfand wie nie zuvor.

Sahtiel betrachtete sie und dachte daran, was er getan hatte. Vom ersten Augenblick an hatte er gewußt, trotz all ihrer Worte, daß sie Haderi liebte, und die Erinnerung kehrte zu ihm zurück an den schwarzhaarigen Dieb, der ihm mit einem einzigen Blick sein Herz und seine Seele gestohlen hatte. Haderi hatte beinahe dieselbe Wirkung auf ihn ausgeübt wie Lyren. Haderi war beweglich, klug, glänzend, und seine dunkle, männliche Ausstrahlung war in seiner Umgebung sofort zu spüren. Und Haderi, obgleich die magnetische, goldene Schönheit des Dämonenfürsten ihn berührt hatten, unterwarf sich dessen Angeboten nicht. In der Regel liebte er keine Männer. Und Frauen, wie Lyren wußte, waren ebenfalls für ihn nur von geringem Interesse, er, dessen Leben ruhelos und ehrgeizig war. Da haßte ihn Sahtiel, nachdem der stattliche, dunkle Dieb ihn abgewiesen hatte. Das war vor vielen Jahren geschehen, als der Al-Eralir vor Leidenschaft brannte, den Osten zu unterwerfen. Irgendwie war Haderi seinem Zorn entgangen, vielleicht weil Sahtiel nicht sehr energisch versucht hatte, seiner habhaft zu werden.

Jetzt aber war Haderi wiederum in seiner Gewalt. Sahtiel hatte zu seiner Verwunderung erfahren, daß der Dieb gerade jetzt wegen eines ruchlosen Mordes an einem Edelmann in den Verliesen der Stadt eingekerkert war.

Sahtiel überdachte nur kurz, was er tat, bevor er es tat, dachte nur kurz daran, wie sehr er Haderi einst geliebt hatte, daran, wie Lyren Haderi liebte, und wie sehr er selbst nun Lyren begehrte. Und dann, Haderi noch immer liebend, und Lyren seit kurzem liebend, rief er in der Mitte der Nacht, während sie in seinen Armen schlief, einen Wachsoldaten zu sich und befahl ihm, in der siebenunddreißigsten Gefängniszelle zur Rechten, mit einer silbernen Schnur einen dunklen, stattlichen Mann zu erdrosseln, dessen Zelle ein winziges Fenster nach Osten hatte, wo die Sonne aufging...

Lyren wurde durch die Kälte geweckt. Es war eine Kälte, die sich von ihrem linken Ohr über den übrigen Körper ausbreitete, die sich unnatürlich in ihr Blut einschlich, sodaß es langsamer durch ihre Adern zu fließen schien. Der Karneol strahlte eisige Kälte aus. Ihre Augen öffneten sich, und sie setzte sich in dem großen Bett auf. Neben ihr lag Sahtiel rücklings auf den Kissen, und seine bernsteinfarbenen Augen, von Wimpern überschattet, sahen sie träge und gleichgültig an. Sie starrte ihn an, sah die Gleichgültigkeit, und plötzlich durchschloß sie ein Gefühl wie eine mächtige Flutwelle, eine Welle von Zorn.

»Er ist tot«, sagte sie leise, und ihre klaren Augen funkelten. Er sagte nichts, doch in diesem Augenblick zog er die Mundwinkel unmerklich nach oben. Ein kaum wahrnehmbares, zynisches Lächeln. Lyren erinnerte sich an dieses Lächeln. Es wirkte wie ein Auslöser. Da wandte sie sich Al-Eralir von Aerhad-el-Raas zu. »Er ist tot!« schrie sie. »Du hast mich betrogen!«

»Ich habe dich nicht betrogen.«

»Wie? Das wagst du jetzt zu sagen, nachdem du mir dein Wort gegeben hast...«

»Mein Wort gilt noch immer: Du sollst Haderi haben, wie versprochen. «

Sie starrte ihn. Plötzlich verstand sie, und kalte Wut stieg in ihr auf.

»Ja«, sagte er. »Jetzt verstehst du endlich. Du hast nicht näher bestimmt, wie du ihn haben wolltest. Ich gebe ihn dir tot.«

»Aber warum?«

Er streckte die Hand aus, um mit den Fingern über ihre Wange zu streifen. Sie entzog sich nicht, aber sie zuckte zurück. Dort auf ihrer Wange war die winzige Spur einer Narbe, einer Narbe von einem Peitschenschlag. Die Wunde war unglaublich rasch, über Nacht, geheilt.

Er fuhr mit den Fingern über die Wunde. »Weil du schön bist«, sagte er. »Und auch Haderi war schön — zu schön. Solch doppelte Schönheit sollte nicht beisammen sein, wie deine und seine. Dunkel mit dunkel. Nein...«

»Du bist verrückt«, sagte Lyren leise.

»Nein«, fuhr er fort. »Dunkel und Gold sollten zusammen sein. Ich bin Gold...«

»Aldiz und alle Götter mögen dich verdammen!« Und Sahtiel lachte. Es war ein kristallklares, kaltes Lachen. »Nein, ich bin nicht verrückt. Ich bin allmächtig. Und das ist für jene, die nicht wissen können, was ich weiß und habe, eine Art von Verrücktheit ...«

»Und was ist das, was du weißt und hast?« sagte Lyren und starrte ihm in die Augen.

Sie waren golden und von kalter Leere. Und er antwortete nicht. Plötzlich sprang Lyren aus dem Bett, warf die Decken ab und stand nackt vor ihm. »Du glaubst also, daß du größere Dinge weißt und besitzt, als wir anderen gewöhnlichen Sterblichen?« Und dann lief sie, vorbei an den lavendelfarbenen Gazevorhängen, die in der Morgenbrise flatterten, hinaus auf den offenen Balkon. Bevor er seine Überraschung gemeistert hatte, stand sie draußen, hoch über der Stadt, auf die sie hinunterblickte, und ihr gertenschlanker Körper wurde von der aufgehenden Sonne lila und golden getönt. Eine kräftige Brise wehte dort oben, und dunkle Flecken von Vögeln umkreisten die Türme der angrenzenden Paläste, blau-grau gegen den heller werdenden Himmel. Aerhad-el-Raas, übergossen von der bleichen Milch der Morgennebel, breitete sich riesig unter ihr aus, grenzenlos, ein verwirrendes Gewimmel Millionen bescheidener Leben. Lyrens Haar wehte im Wind, als sie sich umblickte und schrie und beide Hände zum Himmel hob. Und ihre Schreie widerhallten von den Mauern aus Stein, und von der Leere des riesigen Abgrundes :

»Höre mich, Aerhad-el-Raas, Stadt der Wahnsinnigen und Unterwürfigen! Ich, Lyren, fordere Sahtiel Al-Eralir zum Zweikampf! Der Al-Eralir soll gegen eine Frau kämpfen, wenn nur ein Fünkchen Mut in ihm ist! Er soll mit dem Schwert kämpfen gegen mich, um die Ehre! Du, verderbte, verfallende Stadt, höre mich wohl! Höre mich wohl und bezeuge meine Worte! Sei nun Zeuge dieser öffentlichen Herausforderung!«

Die Echos hallten und lösten sich in einer lebendigen Stille auf. Sie ließ ihre Hände sinken und atmete die reine Luft. Die Tat war vollbracht.

An den Türen des Balkons stand Sahtiel, nackt wie sie, und seine Miene zeigte Überraschung, Zorn und seltsamen Kummer. »Was hast du getan?« flüsterte er. »Was hast du getan, Närrin. Nun muß ich dich töten...« Beim Klang seiner Stimme wandte sie kaum den Kopf, und ihre Augen waren ruhig und intensiv und klar, als sie erwiderte: »Nein, Dämonenfürst. Nun ist es Zeit, daß ich den Mond verwunde. Ich glaube, die Mondgöttin hat vergessen, welche Schmerzen Sterbliche im Leben erdulden müssen. Durch ihren Sohn soll Sie daran erinnert werden.«

Gegen Mittag lief die ganze Stadt zusammen, um dem Zweikampf zwischen Sahtiel Al-Eralir von Aerhad-el-Raas und der sehjir-Kriegerin beizuwohnen. Nach dem Gesetz durfte niemand, ob Bettler oder Edelmann, eine öffentliche Herausforderung zum Zweikampf mißachten oder verweigern, ja, wer sich ihr entzog, wurde für immer ein Feigling genannt und geringer als ein Mann geachtet. Ein öffentlicher Zweikampf dauerte gewöhnlich bis zum Tode eines der Duellanten, doch dies war im Gesetz nie eindeutig festgelegt worden. Der Sieger entschied über das Schicksal des Besiegten.

Auf dem Kampfgelände außerhalb der Stadt wurde ein freier Platz vorbereitet und eine große, quadratische Plattform errichtet, die von allen Seiten gut einzusehen war. Eine Menge von vielen tausend Köpfen drängte sich erwartungsvoll zusammen. Gemäß den Regeln des Zweikampfes erhielten die zwei Gegner lediglich Rüstung und Langschwert. Sahtiel, schlank und elegant, stand in silberner Rüstung vor Lyren und schwang lässig sein Langschwert. Der Helm mit weißem Federbusch verbarg sein Gesicht hinter dem Visier. Lyren stand ihm gegenüber, in schwarzer Rüstung und ebenfalls mit einem Schwert bewaffnet. »Törichte Diebin«, sagte Sahtiel. »Ich will nicht, daß du stirbst.« Und als der Beginn des Duells verkündet wurde, antwortete Lyren kalt und leidenschaftslos: »Nun kämpfe gegen mich, Dämonenfürst. Kämpfe, solange du kannst.« Und sie hob ihr Schwert zum ersten Schlag.

Sie fielen übereinander her, zwei stolze Vögel, um einander die Herzen zu zerreißen. Lyren war behende, doch Sahtiel war feurig. Ihre Schwerter blitzten weiß in der Sonne, wenn sie aufeinandertrafen und sich trennten, und im leeren Raum blieben brennende Linien von Licht zurück. Die Menge verfolgte den Kampf.

Niemals war Lyren auf einen solch geschickten und starken Gegner getroffen. Und sie erinnerte sich bruchstückhaft, wie die Leute vom Heldenmut des Al-Eralir gesprochen hatten. In der Zeit der Eroberung war er an der Spitze seiner Heere geritten, ein gnadenloser Zerstörer und hervorragender Schwertkämpfer. Er mähte menschliches Fleisch nieder, wie ein Schnitter den Weizen auf einem Feld, doch selbst wurde er nie verwundet. »Die Mondgöttin muß Ihren Sohn wirklich lieben!« rief Lyren keuchend in einer der winzigen Kampfpausen. Ein Lachen war seine einzige Antwort, während er seine Angriffe verstärkte, nach vorn drängte und Lyren einige Schritte zurückzwang.

»Trotzdem«, rief sie schweratmend, »sie liebt dich nicht genug. Es heißt... es heißt, daß auch der Sonnengott Seine Kinder liebt...«

»Spare deine Kräfte, meine Diebin«, erklang die klare, kalte Stimme, während er einen Schlag niedersausen ließ, der fast ihr Schwert zerschmetterte.

»Der Sonnengott«, rief Lyren, »der Sonnengott liebt Seine Kinder ! Der Sonnengott, Arev, liebt Seine Töchter. Und Er liebt eine Seiner Töchter so sehr, daß Er ihr eine Gabe geschenkt hat...«

Sahtiel rückte Schritt für Schritt gegen sie vor. »Es ist eine große und seltene Gabe«, fuhr sie fort.

»Die Gabe, irdische Schmerzen zu empfinden, müde zu sein und dann auszuruhen, die Gnade der Unwissenheit und dann der Erfahrung, der Gleichgültigkeit und dann der Liebe. Es ist das Geschenk des Lebens, des Sterblichseins. Hier, schau auf diese Narbe auf meiner Wange – ich kann bluten und verwundet werden! Denn Ich, Ly-ren-e-Arev, Tochter des Sonnengottes, habe diese Gabe von meinem Vater bekommen... Und die Mondgöttin, Ilenvi, hat etwas vergessen. Sie hat vergessen, ihren Sohn so sehr zu lieben, um ihm wahres Leben schenken zu können.«

Sahtiel schien sekundenlang zu taumeln, und sein Schwert beschrieb im Niedersausen einen gekrümmten Bogen, bevor es das ihre traf.

»Du, Al-Eralir, hast niemals wirklich gelebt. Du hast nie geliebt. Du hast Haderi vernichtet, wie du jetzt mich zu vernichten suchst, weil wir beide lebendig sind, lebendiger als du es jemals sein wirst, und du, der du nichts hast, wolltest unbewußt dieses Leben für dich selbst haben. Ich kämpfe jetzt nicht gegen dich aus Rache – es kann keine Rache für die Tat eines Mannes geben, der nicht lebt, nicht menschlich lebt. Ich kämpfe gegen dich, um dir irdische Schmerzen zuzufügen, damit du sie am eigenen Leibe spüren sollst, damit die Mondgöttin erfährt, was Sie getan hat... Diese Stadt – ihre Dunkelheit ist das Werk ihrer Hände, ist ihre Missetat. Ich befreie dich und die Stadt... Möge das Unrecht wiedergutmacht werden!«

Plötzlich, schnell wie ein Lichtstrahl, schwang Lyren das Schwert, dasselbe Schwert, das er ihr in seiner Halb-Liebe, seinem Halb-Leben, geschenkt hatte. Für eine einzige Sekunde war er wie versteinert und reagierte zu langsam. Ihr Schwert halbierte das seine, sauste tiefer, schlug durch die leichte Silberrüstung seiner rechten Schulter, und drang dann ins Fleisch. Blut, menschliches Blut, spritzte wie ein Springbrunnen hervor. Es floß und befleckte das Silber wie eine große Rosenblüte, die ihre Blätter entfaltet. Die Wunde war nicht tödlich, aber tief. Langsam und ohne einen Laut sank er in die Knie, und das Schwert entfiel seiner Hand. Lyren stand über ihm, weder triumphierend noch mitfühlend. »Es ist schwer, leben zu lernen«, sagte sie leise, fast freundlich. Ringsum war Stille, umfassende, abgrundtiefe Stille. Sie legte ihr Schwert nieder und streckte die Hand aus, um den Silberhelm von seinem Kopf zu nehmen. Das goldene Haar quoll in einem glänzenden Strom hervor und fiel auf seine Schultern. Sein Gesicht war marmorblaß, und die Augen niedergeschlagen. Zusammen mit der Kraft war auch die Grausamkeit aus seiner Miene gewichen. »Wenn es wahr ist, was du sagst...«, flüsterte er, dann verstummte er. »Sieh, oh Volk von Aerhad-el-Raas!« rief Lyren aus. »Sieh auf Sein Gesicht! Leute, seht es euch freimütig an, denn jetzt seid ihr frei!«

Überall in der Runde schwoll das Stimmengewirr an wie ein gewaltig rollender Donner. Lyren wandte sich wieder an Sahtiel. »Ich werde dich nicht töten«, sagte sie. »Einst liebte ich Dich fast, Fürst. Dich, wie ich Haderi liebte. Aber jetzt kann ich es nicht mehr tun. Jetzt, da ich weiß, was du hättest sein können... Du tust mir leid...«

Plötzlich ergriff sie sein Haar, nahm die Flechten in seinem Nacken zusammen, packte mit der anderen Hand ihr Schwert, und rief noch einmal: »Schau her, o, Aerhard-el-Raas, du freie Stadt! Dies soll ihn zu einem Mann machen!«

Die Klinge sauste nieder, und schnitt die schwere, goldene Fülle ab. Sie hielt die Flechten in die Höhe, daß alle sie sehen konnten. Und Sahtiel, Al-Eralir, weinte, denn mit dem abgeschnittenen Haar war auch sein Stolz dahin.

Der Himmel stand lavendelfarben und dann golden über Aerhad-el-Raas, als eine Reiterin auf einem großen, schwarzen Pferd die Stadt verließ. Unmittelbar hinter ihr folgte auf einem Wagen, feierlich aufgebahrt, der Leichnam eines stattlichen, dunklen Mannes mit Würgemalen am Hals. Die Reiterin, Lyren, Kriegerin, Fremde, und noch viel mehr, blickte sich nicht ein einziges Mal nach dem jungen Dämonenfürsten um, der ihr vom höchsten Turm der Stadt aus nachsah. Seine verwundete Schulter war verbunden, sein Haar kurzgeschoren, und sein Gesicht blaß vor Leid und irdischem Schmerz.

In dieser Nacht, sagen die Leute, konnte man auf dem Antlitz des bleichen, vollen Mondes ein blutrotes Wundmal sehen.